UC-NRLF
B 3 264 120

REICH UND REICHSFEINDE

BAND III

HANSEATISCHE
VERLAGSANSTALT
HAMBURG

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Digitized by Google

Digitized by Google

Reich und Reichsfeinde

Band 3

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg
1943

Digitized by Google

Gedruckt in der Straßburger Gutenberg-Druckerei, Straßburg/Els.
Copr. 1943 Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36

Digitized by Google

Das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands
widmet diesen Band
dem Gedächtnis seiner für das Reich gefallenen Kameraden

Dr. Günther Herke,
Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse,
gefallen als Leutnant am 4. Januar 1942 an der Ostfront

Professor Dr. Kleo Pleyer,
Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse,
gefallen als Oberleutnant und Kompaniechef am 26. März 1942 an der Ostfront

Digitized by Google

Digitized by Google

DD93
R375
v.3

Inhalt

1. Selbsterlebte Geschichte in den Feldpostbriefen des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands 1940/42 . 9

2. Kleo Pleyer. Ein Kampf um das Reich 87
Von Professor Dr. Walter Frank, Berlin

3. Großdeutsche Geschichtskunde 125
Von Professor Dr. Kleo Pleyer †

4. Ludendorffs Sturz und die Feinde des Reiches 143
Von Dozent Dr. Hermann Löffler, Universität Straßburg

Personenverzeichnis 189

M3411693

Digitized by Google

Digitized by Google

Selbsterlebte Geschichte in den Feldpostbriefen des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

1940–1942

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Geist der Demokratie in der französischen Armee.

23. Oktober 1940.

Seit gestern bin ich hier auf Urlaub und nun ist es meine erste Arbeit, Ihnen den lang versprochenen Bericht über meine Kriegserfahrungen zu schicken. In den letzten Wochen war ich zu einem Unterführerkurs kommandiert, der mir wieder fast keine freie Zeit ließ.

Von Februar bis Mitte Juni war ich zwischen Zweibrücken und Saarbrücken gelegen, mit dem bekannten ständigen Wechsel zwischen Bunker und Vorfeld, dann kam der Vormarsch bei Saarbrücken nach Lothringen und dem Elsaß, nach wenigen Rasttagen mußten wir dann nach dem Saargebiet zurückmarschieren und wurden dort nach Polen verladen. Hier nun seit Monaten „friedensmäßiger" Kasernenhofdienst mit Gewehrgriffen und Einzelmarsch. Gemessen an den Erlebnissen anderer Kameraden aus dem Reichsinstitut, die militärisch glücklicher waren als ich, gibt es über diese äußeren Ereignisse meines Soldatenlebens nicht viel zu erzählen.

Ich möchte Ihnen deshalb nur einige Beobachtungen mitteilen über den Geist unserer französischen Gegner aus der verhältnismäßig langen Zeit, in der wir ihnen gegenübergelegen sind. Der Gesichtskreis eines einfachen Schützen ist allerdings klein und ich glaube zu wissen, daß die Verhältnisse an anderen Frontabschnitten anders lagen. Aber ich schildere absichtlich nur, was ich und meine engeren Freunde in meinem Bataillon am eigenen Leibe erfahren haben. Wenn alle Kameraden aus dem Reichsinstitut, die an der Front lagen oder jetzt in Feindesland liegen - und deren Gedanken ja doch alle um dieselben Grundfragen kreisen - ihre Erlebnisse in ähnlicher Weise zusammenfassen würden, könnte wohl ein recht lehrreiches, geschlossenes Gesamtbild entstehen.

Am wichtigsten war uns allen sicher die Frage nach der moralischen Fähigkeit der modernen Demokratie, staatliche, soldatische Macht zu bilden. Also vor allem nach dem Werte der französischen Armee, - an deren Verteidigungskampf gegen die demokratische Canaille wir beim Studium Ihres Buches[1]) heißen Herzens teilgenommen haben, - der französischen Armee, die als mächtigster unter den Reichsfeinden viele von uns von Kind auf unbewußt bei all ihrem Denken - bis hinein in die innerste, vom Kampf ums Reich diktierte Begriffsbildung - begleitet hat.

Als wir im Winter unsere Stellungen gegenüber den Franzosen an der Pfälzer Grenze bezogen, da hatten wir das Bild des tapferen Poilu vor uns, wie er uns aus den Büchern des Weltkrieges bekannt war. Ich kam in der ersten Zeit nicht aus der täglich neuen Überraschung heraus, als wir unseren Gegner nun selbst kennenlernten. Allmählich wurde dieses neue Bild dann zur festen Größe, auf die wir uns in unserem Verhalten einzurichten begannen. Meine Kompanie erlitt im Laufe der Monate recht bedeutende Verluste, aber trotzdem ist wohl keiner unter meinen Kameraden, der vor unseren französischen Gegnern noch soldatischen Respekt hätte.

[1]) Walter Frank, Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik. Hamburg 1933, 2. Aufl. Hamburg 1941.

Digitized by Google

Zuerst hörten wir aus den Erzählungen der Kameraden des saarländischen Grenzschutzes, mit wie geringen Kräften es ihnen in den ersten Kriegswochen gelungen war, die Franzosen in Schach zu halten. Dann sahen wir im Vorfeld, wie vollkommen wir mit unseren Nacht für Nacht vorgehenden Spähtrupps das Feld beherrschten: Aus Angst vor ihnen gingen die Franzosen dazu über, bei Nacht ihre Feldposten einzuziehen und sich zugweise in dicht eingedrahtete Waldstücke oder Dörfer zusammenzuziehen, während unsere Posten hinter leichten Blenden frei am Waldrand standen. Wir bekamen nun nie mehr einen freistehenden Posten oder einen feindlichen Spähtrupp zu sehen. Durch die breiten Lücken, die dadurch in der feindlichen Front entstanden, begannen unsere Spähtrupps zehn Kilometer und mehr hinter die erste feindliche Linie vorzudringen, sich am Ort französischer Kommandostellen auf Dachböden u. dgl. einen Tag über zu verbergen und von dort aus die Vorkommnisse im Ort zu beobachten und zu photographieren. Wir erhielten so unsere ersten Nachrichten über die inneren Zustände bei der gegnerischen Truppe: Die Soldaten vertreiben sich die Zeit tagsüber damit, auf den Dorfstraßen Fußball zu spielen, der Posten nimmt mit umgehängtem Gewehr daran teil; die Mannschaften sprechen mit ihren Offizieren mit den Händen in den Hosentaschen und erheben sich nicht einmal von ihren Sitzen, wenn sie von einem Offizier angeredet werden. – Wenn es zu Feuergefechten kommt, so ist es immer so, daß die Franzosen aus fest verbarrikadierten Häusern oder dgl. feuern, und sie sind Meister darin, sich verborgen zu halten und den Gegner ruhig bis auf wenige Meter an ihr Versteck herankommen zu lassen. Aber niemals wird auch nur der kleinste Gegenstoß versucht. – In den ersten Tagen nach unserem Einmarsch in Dänemark und Norwegen eröffnen sie frühmorgens starkes Artilleriefeuer – gegen 5000 Schuß binnen einer Stunde – auf einen kleinen, von den Unseren besetzten Hügel, der einen weiten Umkreis beherrscht. Wir fassen diesen ungewöhnlich heftigen Überfall als Antwort auf unseren Vorstoß im Norden auf und erwarten alle, daß ein Stoßtruppangriff folgen werde. Aber es geschieht nichts weiter, unsere Verluste sind verschwindend gering, die „Geste" bleibt leerer Theaterdonner. Die Initiative geht wieder auf die Unseren über.

Nach dem 10. Mai dringen wir allmählich, meistens fast kampflos, in das französische Vorfeld ein. Wir sehen mit Staunen den unglaublich mühevollen Ausbau der französischen Verteidigungsstellungen, eine unendliche Maulwurfsarbeit, der aber trotz aller Raffinesse und – oft fast rührender – Sorgfalt der einzelnen Anlagen im Ganzen doch der Charakter des kleinlichen Bastel- und Flickwerkes anhaftet. Immer wieder drängt sich mir die Vorstellung auf, als hätten hier etwa die Abessinier versucht, sich gegen einen überlegenen Feind zu verschanzen.

Zweihundert Meter vor einem Dorf, das die Franzosen zu einer kleinen Festung gemacht und dicht besetzt hatten, lag seit Wochen ein von uns abgeschossenes französisches Flugzeug. Wir finden jetzt die halbverkohlte und verfaulte Leiche des Piloten noch im Flugzeug sitzen. Seine Landsleute hatten nicht gewagt, ihn einmal des Nachts zu holen und zu beerdigen. –

Bei unserem Vormarsch lernen wir dann die Maginotlinie selber kennen. Am eigentlichen Durchbruch waren wir nicht mehr beteiligt, aber während der Vorstoß längs der Saar nach Süden weitergeht, erhält mein Regiment den Auftrag, hinter der Maginotlinie nach Osten einzuschwenken, die Befestigungswerke nach Süden abzuriegeln und, soweit es ohne große Opfer geht, ihre Übergabe zu bewirken. Es ist

Digitized by Google

derselbe Abschnitt, dem wir die ganzen Monate gegenübergelegen waren. Viele Bunker scheinen auf die Aufforderung zur Übergabe nur gewartet zu haben und folgen ihr gerne. Ein Feldwebel von uns wird mit seinen Leuten bei einem Bunker mit MG-Feuer empfangen, das aber bald verstummt. Nach kurzem Beschuß ergibt sich die Besatzung mit der Begründung, ihr MG hätte Ladehemmung. Unser Feldwebel geht in den Bunker, bringt das MG mit ein paar Handgriffen in Ordnung, schießt den Franzosen noch ein wenig vor und läßt sie dann wegführen. – Einige große Panzerwerke und Kasematten mit Hunderten, ja angeblich Tausenden von Mann Besatzung verweigern die Übergabe, z. T. mit bombastischen Redensarten. Wir liegen nun in kleinen Grüppchen in geringer Entfernung von solchen Werken auf Feldwache, über zwei Wegstunden von unserer eigenen Kompanie entfernt, in felsigen Gebirgskesseln, in denen der Gegner uns beobachten kann und die es ihm sehr leicht machen würden, uns abzuschneiden. Wir sehen noch, wie sich die feindlichen Beobachter bei unserem Kommen zurückziehen, dann läßt sich kein Franzose mehr sehen. In unseren freien Stunden beginnen wir seelenruhig, ihnen in Gruppen von 2 bis 3 Mann fast vor der Nase ihre Lebensmittellager und Unterstände auszuräumen. Bei den Stoßtruppangriffen ergeben sich für uns mitunter (z. T. infolge unerwarteter Artillerieüberfälle aus Nachbarbunkern) Momente der Schwäche, die die Gegner bei ihrer Geländekenntnis und vielfachen Überzahl ohne großes Risiko zu wirksamen Gegenstößen ausnützen könnten. Wiederum geschieht nichts von alledem. Wir haben jetzt Anzeichen dafür, daß sie auch des Nachts nicht einen Schritt vor ihre Bunker gehen. Es wirkt im höchsten Grade gespenstisch, wie hier in den Wäldern ganze Bataillone regungslos und wie tot tief unter der Erde hocken, während sich draußen, ganz unbekümmert um sie, im gleißenden Sonnenschein des Hochsommers auf den Landstraßen immer neue deutsche Kolonnen nach dem Süden vorüberwälzen, während der deutsche Landser mit seiner wohlgefüllten Geldbörse in den Dörfern fröhlich den Champagnerbeständen zu Leibe geht und dazwischen die Lothringer Bauern mit ihren Ochsengespannen schon wieder gemächlich ihr Heu einfahren, als gäbe es keinen Krieg. Es ist den vergrabenen französischen Kompanien nicht einmal vergönnt, der Außenwelt durch ihr Ausharren eine eindrucksvolle „Geste" ungebrochenen soldatischen Mutes vor Augen zu führen. Es bleibt nur der Eindruck gelähmter, mut- und ratloser Halsstarrigkeit, – die grausige Geste eines Selbstbegräbnisses.

Wir werden von unserer Feldwache abgelöst und kommen nun in Ruhestellung auf ein Bauerndorf. Der Waffenstillstand wird geschlossen. Von Gefangenen wie von unseren Wirts- und Nachbarsleuten hören wir eine Menge erzählen über die innere Verfassung unserer Gegner. Die Mannschaften in den benachbarten Bunkern und Kasematten (darunter sehr viele Elsaß-Lothringer) hätten sich ja gerne sofort ergeben wollen, um endlich nach Hause zu kommen. Aber sie seien von ihren Offizieren daran gehindert worden. Die Bauern loben die französischen Soldaten, die bei ihnen in Quartier gelegen hatten, den „Herrn Emile" und den „Herrn Edouard" als „gute Menschen". Sie seien den ganzen Winter über bei ihnen in der Küche gesessen und hätten ihnen beim Kartoffelschälen und Butterrühren geholfen und hätten sich nun bei ihrem Abmarsch von den kleinen Kindern des Hauses nicht trennen können, ohne bittere Abschiedstränen zu vergießen. Dienst? Nein, Dienst hätten sie kaum gemacht, außer ab und zu bei einem Baukommando. Ihre Pferde hätten sie wochenlang nicht geputzt,

Digitized by Google

bis unser Bauer das nicht mehr mit ansehen konnte und selber die bei ihm stehenden Pferde putzte. Jeden Tag wurde aus einem der Ställe ein totes Pferd gezogen. Regelmäßiges Waffenreinigen gab's nicht. Einmal zerlegte der Herr Emile sein Gewehr bis in die kleinsten Teile, ließ sie dann tagelang so liegen, bis einige Stücke verlorengegangen waren. Postenstehen war sehr unbeliebt, und es gab meistens argen Zank, wer gehen sollte! „Ja, es ist keine Ordnung beim französischen Militär", sagten uns die älteren Elsässer, die im kaiserlichen Heer gedient hatten, wenn sie uns von solchen militärischen Einzelheiten erzählten, die für sie ebenso haarsträubend waren wie für uns. Keiner von ihnen habe an einen Sieg der Franzosen geglaubt, und sie hätten dies den Franzosen auch oft genug gesagt. - -

Die Löhnung des einfachen französischen Soldaten betrug 75 Centimes im Tag, das ist nach dem jetzt geltenden Kurs also in 2 Monaten etwa soviel, wie der Wehrsold eines deutschen Frontsoldaten an einem Tage. „Ja, die Offiziere, die lebten herrlich und in Freuden. Die wohnten im Hotel und hielten täglich Champagnergelage ab!" Den breitesten Raum in allen solchen Erzählungen nahmen überhaupt die beiden Grundthemen ein: Das Schelten des einfachen Soldaten über die Offiziere und ihr gutes Leben, und seine würdelosen Klagen, daß der Krieg doch bald zu Ende und er selber bald zu Hause sein möchte. - -

Alles was ich in diesen Monaten gesehen und gehört habe - wie oben schon gesagt: an anderen Frontabschnitten waren offenbar die Verhältnisse vielfach anders - hat mir den Eindruck gemacht, daß in der Führung der französischen Armee heute die Gestalt des Soldaten, wie wir ihn verstehen und wie ihn die Geschichte aller Staatsvölker zeigt, von der demokratischen Meute wirklich glücklich zur Strecke gebracht worden ist. Es schlägt allem Soldatentum ins Gesicht, einer Truppe jede kleinste Aktivität zu verbieten, - oder sie nicht, wenn es sein muß, zur Aktivität zu zwingen. Sind es doch bei uns die einfachen, uralten Soldateninstinkte des Draufgängertums, der Freude an der Lebensgefahr und der Unterdrückung der eigenen „bürgerlichen Glücksansprüche", die eine Truppe zur moralischen Einheit zusammenschweißen und vor denen sich aller Klassenhaß und -neid in ein Nichts verflüchtigt. Diese Tugenden bewirken beim ersten Einsatz die Auswahl des soldatischen Kerns einer Truppe und sie bringen die dekadenten Elemente, die jede Truppe von Anfang an mit sich führt, zum Verstummen. Auf diese stählenden Kräfte verzichtet man, wenn man auf die Idee verfällt, eine Armee einzugraben und grundsätzlich in den Hinterhalt zu legen, von dem aus sie ohne eigene Gefährdung den frei heranstürmenden Feind mit maschinellen Waffen vernichten können soll. Es hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, daß gerade die Soldaten, denen man es auf diese Weise leicht machen wollte, die man im Übrigen monatelang ohne Dienst in ihren Quartieren umherlungern ließ und die vor ihren Offizieren nicht die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen brauchten, daß gerade diese Soldaten ihre Offiziere haßten und beneideten, - während ich bei uns, und zwar bei meiner großenteils aus dem Wedding stammenden Kompanie auch im engsten Kameradenkreis noch nicht ein böses Wort über unsere Offiziere gehört habe (geschweige denn gegenüber Außenstehenden oder gar Gegnern). Dabei herrscht bei uns bekanntlich die schärfste Rangordnung und ein deutscher Präsentiergriff verlangt das Zusammenreißen aller Kraft; dabei haben uns unsere Offiziere während der ganzen Monate am Westwall, wenn wir aus dem Vorfeld zurückkamen,

Digitized by Google

kaum eine Ruhestunde gelassen und uns von früh bis spät mit Ausbildungsdienst in Trab gehalten. Aber sie mußten sich ihre Autorität erst durch Mut und Draufgängertum vor dem Feind erkämpfen und haben das auch getan.

Das Konzept der französischen Kriegführung, so wie ich es kennengelernt habe, atmet demgegenüber den Geist rechnender und klügelnder alter Bourgeois, wie man sie etwa als Leiter französischer Unternehmungen antreffen kann. Eine Truppe muß dadurch ihrem innersten Wesen entfremdet werden, sie muß gelähmt, entmutigt und in Klassen zerklüftet werden. Dieses Konzept könnte man sich ganz gut dem Hirn des aus seinem Grabe emporgestiegenen Hauptmanns Dreyfus entsprungen denken. Wenn sich die französische Armee überall so wie dort, wo ich sie beobachten konnte, einem solchen Programm verschrieben hat, dann wäre mir das ein Symptom dafür, wie vollständig heute der Sieg der alten Dreyfuspartei in ihrem Kampf um Achtung und Niederringung des echten Soldatentums geworden ist, und zwar selbst auf dem Felde der ureigensten soldatischen Fachfragen. Dann ist die französische Armee nicht von einer Übermacht zu Boden geworfen worden, wie die deutsche im Jahre 1918, sondern in ihrem Herzen zerstört. Dann ist in Frankreich kein Wurzelstock mehr da, aus dem ein Wiederaufstieg jederzeit wieder emportreiben kann, sondern in den machtleer gewordenen französischen Raum wird für unabsehbare Zeit die deutsche Macht einströmen. - -

Ich darf die Hoffnung aussprechen, daß Sie noch einmal eine - wenn auch nur in groben Strichen gezeichnete - Fortsetzung Ihres Frankreichbuches schreiben werden für die Jahrzehnte von der Jahrhundertwende bis zu diesem vollen Sieg der Demokratie in Frankreich und zu unseren Tagen des Weltgerichts über die Demokratie.

Von der Philosophie der Tulpen in Holland...

11. November 1940.

Ich habe heute gerade einmal Zeit, um in einiger Ruhe von zwei Ländern erzählen zu können, die ich recht gut kennen gelernt habe: Normandie und Holland. Im letzteren bin ich jetzt.

Zunächst die Normandie! Ich wußte von ihr nichts, als daß Wilhelm der Eroberer von hier nach England fuhr, daß es einen Teppich von Bayeux gäbe und daß hier Wikinger saßen. Das war genug Grund, um eine erfreulichere Seite von Frankreich zu erwarten, als Paris sie geboten hatte. Mein Hauptanliegen in der Normandie war es, zu sehen, ob und wie weit sich germanisches Blut hier über 800 Jahre gehalten habe. Und es hat sich gehalten!

Ich saß in Caën in einem Café und gab mir einige Zeit die Mühe, blonde und dunkle Menschen zu zählen, wobei ich alle zweifelhaften Typen sogar noch ausließ. Rechne ich letztere als 20%, so waren die restlichen 80% geteilt in 50:30% zu Gunsten echter blonder Typen. Und dieser - wohl auch wesentlich germanische - Menschenschlag formt das Bild der Normandie. Diese Menschen passen noch zu den schönen - in einem eigenartig gotisch-normannischen Stil gebauten - alten Kirchen. Welch ein Unterschied zu den Lagern vor Notre Dame in Paris! Die Normandie ist auch noch relativ kinderreich. Dörfer bieten oft einen fast deutschen Eindruck. Während man in Paris die künstlichen Blumen (!) liebt (es gibt dort eigene Geschäfte dafür!), gab es hier endlich wieder Blumengärten vor den Häusern.

Digitized by Google

Die soziale Struktur der Normandie ist ähnlich der Mecklenburgs, dem die Normandie auch landschaftlich ähnelt (mit einem Schuß Thüringen). Schlösser, prächtige alte Schlösser, äußerst geschmackvoll angelegt, sind sehr zahlreich. Ein starkes Traditionsbewußtsein ist vielfach sichtbar. Einen Schloßherrn lernte ich kennen, der ein direkter Nachfahre eines Ritters aus Wilhelms Normannenschar ist. Der Speisesaal dieses Schloßherrn ist mit einer Nachbildung des Teppichs von Bayeux geschmückt; in einem anderen Raum hängt eine alte Tafel mit den Wappen aller Herren aus Wilhelms Heer. Eine starke Ahnenverehrung schien mir da lebendig.

Das germanische Dorf ist gewöhnlich um eine Kirche im Stil unserer norddeutschen Wehrkirchen versammelt. Eine ganz unfranzösische Sauberkeit bestimmt das Straßenbild. Phantasievoll sind die Fachwerkwände der älteren Häuser, während man mitten im Dorfbild dann geschmacklose Dutzendbauten sehen kann. Die Dörfer haben in der Mitte gewöhnlich einen alten Holzbau, der Versammlungsort der redeberechtigten Männer und Platz der Dorflustbarkeiten ist.

Die Sitten sind sehr streng teilweise. Ich erlebte es, daß ein Mädel von jungen Burschen verprügelt wurde, weil es nach deutschen Soldaten aus dem Fenster gesehen hatte.

Die echt französische Spiegel- und Selbstbespiegelungskultur, die mich in Paris so aufgeregt hat, gibt es in der Normandie nicht. Hier steht der Mensch vor seinen Holzbauten und ist noch etwas, während der Pariser nur etwas ist, *insofern* er sich posiert spiegeln kann. *Er* ist also nicht, sondern eigentlich *ist* nur seine Pose (im Spiegel).

Interessant war mir auch das Fortleben germanischer Bandornamentik in der normannischen Gotik noch des hohen Mittelalters. Aber das kann man nicht beschreiben. Das müßte man zeichnen. –

Und nun zu Holland! Christoph Steding[2]) hat in jeder Beziehung Recht. Bis in die letzte Kleinigkeit!

Es ist ein unglaublich sauberes, farbenfreudiges Land. Farbenfreudig freilich mit Einschränkung: Die „Gebildeten" lieben dezente, müde, indifferente Farben. Diese gelten als „vornehm", wie übrigens ja bei uns in Deutschland auch. Die Menschen dieser Gegend, in der ich bin, leben fast ausschließlich vom Treibhaus-Gartenbau (Wein- und Blumenzucht).

Die Männer jeden Alters sehen oft erschreckend unbedeutend aus; gutgekleidet, glattrasiert, behäbig und satt, ohne jedes Gesicht. Junge Männer in meinem Alter kann man dem Gesicht nach oft mit Mädchen verwechseln, so weich und rund sind die Gesichter. Anders die Frauen. Nirgendwo habe ich in Europa soviele schöne, großgewachsene Frauen gesehen wie hier. Und diese haben oft prachtvolle Gesichter: herb und klar, selten lieblich. Ich glaube, es kommt daher, daß die Frau ja als Mädchen und vor allem als Mutter immer und überall ein *Schicksal* hat, das sie formt. Die Männer hier haben kein Schicksal. Sie haben Tulpen. Aber sie sehen auch aus wie Tulpen: glatt und rund. Im Alter sehen sie dann aus wie Tulpenzwiebeln: braun, aber immer noch glatt und rund.

[2]) Christoph Steding, Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur, Hamburg 1938, 3. Auflage Hamburg 1942.

Digitized by Google

Wenn man nur das Erscheinungsbild der Menschen hier sieht, muß man sagen: das ist beste Rasse, aber ungeformt, wohl schicksals- und geschichtslos. Biologisch ist diese Rasse hier unglaublich stark. 10, 12, 15, ja 18 Kinder sind hier keine Seltenheit. Und eines immer schöner, blonder und gesünder als das andere. Aus diesen vielen Kindern erkläre ich mir die guten Gesichter der Frauen und jungen Mädchen.

Der Lebensinhalt der Männer heißt Geld. Trotz allen Wohlhabens sind die Menschen geizig. Aber die Gastfreundschaft ist dennoch eine hochgeschätzte Tugend.

Die geschilderte biologische Fruchtbarkeit einerseits und die politische Indifferenz und Schicksalslosigkeit andererseits erinnert mich überall an ein Thema, das ich im letzten Jahr oft bedacht habe: das Leben als rein vegetatives, pflanzenhaftes Dasein und Leben in der Geschichte. Für die erste Möglichkeit gibt es kaum ein besseres Beispiel als Holland. Ich glaube, wenn dieses Stück Erde sich einmal in irgendeiner Form dem Reich anschließt, kann es nach einigen Generationen Bestes leisten.

Es gibt hier in Holland keinen Zufall. Es stimmt alles unglaublich gut. Die Bilder an den Wänden sind fast ausschließlich Idyllen - nicht jener großen Idyllenzeit Rousseaus -, sondern Idyllen ihres eigenen Lebens. Jedes Haus - oft mit Geschmack gebaut und eingerichtet - ist ein solches Idyll. „Mein Glück", „Meine Ruhe", „Meine Zufriedenheit", „Endlich sicher" usw.... das sind hier Hausinschriften, die man zu Hunderten findet. Das geistige Leben - ich beobachte es aus der Nähe, da ich bei einem vielbelesenen Lehrer wohne - entspricht diesem Bild vollkommen. Vornehme, etwas tollpatschige Resignation im Geist gilt als „fein". Prof. Bolland (Leyden) ist der Philosoph. Nebenher ehrt man nicht zufällig Henri Bergson und Ludwig Klages einigermaßen. Französische Skeptiker sind etwas zu geschliffen für dieses Volk, das immerhin wenigstens Pieter Breughels Behäbigkeit - wenn auch nicht dessen Ernst - geerbt hat. „Lebensphilosophie" „schätzt" man hier, aber man meint mit „Leben" vornehmlich das Gedeihen der Tulpen. Und da diese hier gut gedeihen, ist die entsprechende Tulpen-Lebensphilosophie heiter, farbig, handfest: till ars ok fridar! B. Kummers Germanen wohnen noch heute in Holland.

Es ist schwer, das Bild Hollands auf einen Nenner zu bringen. Holland ist liebenswürdig und geldhungrig-geizig zugleich, behäbig und ausgelassen lustig zugleich, aber immer glatt und rund: tulpenhaft. Die Normandie ist besser zu umschreiben: gute Rasse verdarb zusehends unter der Mißwirtschaft Frankreichs. Die besten französischen Regimenter stammten nicht zufällig von hier und aus der Bretagne. -

Ruhe vor dem Sturm.

11. März 1941.

Von großen militärischen Dingen kann ich nichts berichten. Wir liegen still, eisern still mit unseren Mörsern, liegen und warten tief drinnen in Frankreich, machen Dienst und spintisieren, wohin es gehen könnte. Doch immer rascher wird dies Thema abgetan, man einigt sich auf das Wörtchen „abwarten" und schenkt sich je nach Temperament einen Cognak oder einen Burgunder ein.

Am Tage kommen wir so leicht nicht auf dumme Gedanken. Es wird viel Dienst gemacht, Ausbildung und Theorie und Praxis, Neuausbildung von Männern, unent-

Digitized by Google

wegte Verfeinerung der Verfahren, gelegentlich aber auch Abstoppung von Überfeinerungen, formaler Drill, viel psychologisches Bemühen um die Menschenführung, Pflege und Verbesserung von Gerät und Fahrzeugen - alles dies, nur nicht der volle Krieg beschäftigt uns. Aber auch dem Soldaten wird es immer klarer und einleuchtender, daß dieser Krieg einen ganz neuen Charakter hat. Der Offizier oder Mann des Weltkrieges hat ja diesen Zustand, diesen Prozeß überhaupt nicht gekannt, daß die Politik - in Umkehrung des bekannten Satzes - zur Fortsetzung des Krieges wird. Monate lang liegen Millionen geradezu friedensmäßig in den Quartieren, nur einige Spezialwaffen führen eine Art Sonderkrieg - inzwischen kämpft an breiten Fronten die auswärtige Diplomatie, macht geistig ganze Territorien so sturmreif, daß das Stürmen überflüssig wird und der Parademarsch an die Stelle des Sprung-auf-Marsch-Marsch tritt. Und doch vollzieht sich während dieses Geisteskampfes jene unheimliche Druck-Stauung, die zu den gewaltigen Auslösungen im Moment des Schlagens führen. Die Truppe fühlt manchmal ganz gut, daß diese abwartende Situation einen Zuwachs an Spannung bringt, - der Kanonier Antek sagt dann mal ganz unvermittelt: „Haut's aber los, dann haut's mächtig", - und wenn er das gesagt hat, denken die andern: ja, dann „haut's mächtig", und aller „Besatzungskoller" ist wieder für einige Zeit gebannt.

Hab ich nichts „Neues" zu berichten, so mag dieser kleine Blick in unsere innere Verfassung an die Stelle treten. -

Auf der Straße der Nibelungen.

Im Südosten, 23. März 1941.

Es mögen schon einige Monate vergangen sein, daß Sie von mir die letzte Nachricht erhalten haben. Weihnachten und Neujahr sind bei uns Soldaten im Westen gefeiert worden - wie im Jahr zuvor, als wir im Pfälzer Bergland lagen. Es schien wieder eine stille, lahme Zeit - auch die spärlich versandten Rundbriefe der Kameraden des Reichsinstituts verrieten die scheinbare „Lustlosigkeit" der Wintermonate. Wer aber bei einer Einheit der zweiten Welle steht und etwas die Zusammenhänge zu erkennen gelernt hat, der durfte auch in diesen zurückliegenden Monaten die Weitsicht und Umsicht unserer obersten Führung ehrfürchtig bewundern. Was hat man alles aus dem Frankreich-Feldzug gelernt, wie sorgsam sind die Erfahrungen gesammelt und ausgewertet worden. Herab bis zu Kompanie und Zug hat „mein" Bataillon in den Wintermonaten links des Rheines umgelernt und dazu gelernt, neue Kenntnisse erworben, eigene Erfahrungen gesammelt.

Schwieriger als im vorigen Winter war die Frage der geistig-seelischen Ernährung der Truppe. In unsere abgelegenen, (von einigen Plutokraten-Landhäusern abgesehen) ärmlichen Bergdörfer verlief sich kein Frontkino, kein Varieté - Dinge, die den Soldaten doch eine große Abwechslung bedeuten. Wir mußten daher von der „Substanz" leben. Ihr Berliner Vortrag[3]), Pfeffers England-Buch[4]), für mich selbst Rößlers Stadion-Werk[5]) haben gerade in Offizierskreisen stark angeregt und belebt;

[3]) Walter Frank, Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege. Hamburg 1940.
[4]) Karl Heinz Pfeffer, England. Vormacht der bürgerlichen Welt, Hamburg 1940.
[5]) Hellmuth Rößler, Österreichs Kampf um Deutschlands Befreiung, Hamburg 1940.

Digitized by Google

etwas vergröbert und vereinfacht konnten sie auch in Mannschaftskreisen durch Vorträge sich auswirken.

Es war für unsere Division wie eine Erlösung, als die ersten Nachrichten eines bevorstehenden neuen Einsatzes durchsickerten. Fast ging es uns zu langsam, als zweimal scheinbar sichere Termine verstrichen. Endlich war es soweit; wir verschwanden aus unserem Bergtal, unseren Hütten und Häusern, die Bewohner ließen es nicht an Beweisen des Vertrauens und der Zuneigung fehlen. Für den Führer der Einheit, unseren Major, ist das immer der beste Maßstab für das außerdienstliche Verhalten seiner Männer, damit der beste Lohn seiner Erziehung.

Was soll ich Ihnen lange erzählen von der schier endlosen Bahnfahrt in neues Land? Für fast alle unsere braven Bauern- und Arbeitersungen war der „Nibelungenzug" durchs deutsche Land ein starkes Erlebnis - was wußten sie von Salzburg oder Melk, Wien oder gar Budapest? Wie die Orgelpfeifen saßen ihre Köpfe an den offenen Wagentüren und sogen Eindrücke von Land und Leuten in sich auf. Wie wurden die Eingeborenen in Tracht und Haltung bestaunt, die ersten, echten Zigeuner mißtrauisch beobachtet, zumal irgendwo während der Nacht einer unserer Lastkraftwagen auf einem Rungenwagen erbrochen und gehörig bestohlen worden war! Koffer-Radios hielten uns die Verbindung mit der großen Welt aufrecht; all das ließ die Truppe bei bester Stimmung, obwohl unsere braven Kaltblüter durch die arg lange Fahrt allmählich steif wurden und geschwollene Beine bekamen, - Sorgen, die erst der Soldat kennen lernt, der seine Zug- oder Reitpferde liebt und sich um sie fast mehr sorgt als um sich selbst.

In der Walachei wurden wir ausgeladen - eine neue Welt umfing uns - im ganzen Bataillon waren ich und zwei andere die einzigen, die Land und Leute von früheren Reisen her kannten. Es waren die ersten zarten Frühlingstage; noch lag auch hier die Natur im Schlummer, obwohl wir den Breitengrad von Venedig erreicht hatten - doch schon trieben die Weiden erste gold-grüne Spitzen, sprossen in den spärlichen Gärten Scilla und Schneerose. Die Bergkette der Transsilvanischen Alpen leuchtete bei guter Sicht erstaunlich nahe über unsere Quartiere hin. Die weiten, brachliegenden Weideflächen lockten zu häufigen Ausritten, die furtenähnlichen Sandbänke des Donaunebenflusses waren willkommene Hindernisse für Trab oder Galopp; die Weite der Tiefebene und die Stille des dünn besiedelten Landes zwangen uns zu Gedanken an Daheim, an Gestern und Morgen, an die so fern liegende Wissenschaft.

Der Vormarsch begann - wiederum ein gewaltiger Eindruck deutscher Organisationsleistung. Man muß einmal dieses Bild sinnvoll gelenkter Vorwärtsbewegungen motorisierter, bespannter und marschierender Einheiten auf den festgelegten Karten-Straßen gesehen haben, um das ganze Ausmaß der stillen Vorarbeit unserer Generalstäbler würdigen zu können. Dazu kommen aber in diesen verbündeten Staaten noch die besonders gelagerten Fragen der Devisen und der Selbstverpflegung, also des gesamten Nachschubs, wiederum selten bedachte, aber doch vorhandene „Sorgen", die bewältigt werden müssen und (das läßt sich wieder einmal ehrlich sagen!) vorzüglich bewältigt worden sind.

Die örtlichen Verhältnisse und die Natur des Landes haben verlangt, daß den Einheiten auf weite Entfernungen Vorkommandos vorausgeschickt werden. Ich gehöre nun seit einiger Zeit zu jenen Glücklich-Unglücklichen, die - getrennt von ihrem

Digitized by Google

„Haufen", der langsam nachmarschiert - vorauspreschen, motorisiert jede Geländeschwierigkeit überwinden und „weiter nichts tun als Quartier vorbereiten". Es hat jedes Ding auf Erden seine zwei Seiten. - Eine solche K.d.F.-Reise immer weiter in den Frühling hinein ist von überwältigender Schönheit, um so mehr als der fast tägliche Wechsel zwischen ragenden, schneebedeckten Bergketten, tief eingeschnittenen Flußtälern und breitgespannten, windgeschützten Ebenen das Auge nicht zur Ruhe kommen läßt. Großartig ist die Leistung unserer Pioniere und Brückenbauer, denen die riesige Donaubrücke zu danken ist, ausgezeichnet der deutsche Straßen- und Schleusen-Dienst, der Bergpässe und Flußübergänge oft auf die Stunde genau regelt und festlegt. Da kann es eben zwar Stauungen, aber keine Stockungen geben.

Nun liegen wir als vorgeschobenes Kommando tief in einem befreundeten Land, dessen Schrift und Sprache uns vor manche Schwierigkeiten stellt.

Die herbe, verschlossene, fast ein wenig schwermütige Art der Bevölkerung will erst erkannt sein, ehe die seelischen Feinheiten des Gastverkehrs und der Gastfreundschaft sich voll auswirken können. Aber dann tun diese biederen Bauern auch alles, was sie können, um der Truppe das Leben zu erleichtern: von den Eiern in der Pfanne bis zu den selbstgewebten Teppichen, die sie über das schüttere Mais-Stroh breiten. In allem, was man unter mitteleuropäischer Zivilisation versteht, ist das Land hier noch weit zurück - man muß sich „schweren Herzens" daran gewöhnen - und freut sich, wenn uns vielleicht übers Jahr mitteleuropäische Selbstverständlichkeiten zu wirklichen Kostbarkeiten geworden sind!

Eine letzte schneereiche Kette trennt uns hier vom Mittelmeer; die Sehnsucht lockt einen auf die Gipfel, von denen der Blick über die Küste und das Meer fliegen könnte. Erdgebunden, müssen wir warten, was uns die nächsten Tage oder Wochen bringen werden. Da wir völlig von Post und Radio abgeschnitten sind, blühen die Gerüchte, feiert der politische Klatsch bei Eingeborenen und Landsern wahre Festtage. Man tut gut, „orientalischen" Gleichmut sich anzugewöhnen, die Tage mit der Elle zu messen - und zu warten, bis ein klarer neuer Befehl da ist. Das Wann und Wohin ist jedem von uns heute noch verhüllt, nur das Wie ist jedem sichere Gewohnheit. Da waren der Mai und Juni vorigen Jahres doch zu sichere Gradmesser!

Der Feldzug auf dem Balkan.

In Serbien, am 27. April 1941.

Für Christoph Stedings „Reich", das mir der Verlag in Ihrem Auftrag bereits vor einigen Wochen nach Frankreich schickte, möchte ich Ihnen noch vielmals danken. Inzwischen habe ich auch die beiden Bände „Reich und Reichsfeinde"[6]) erhalten und werde jetzt die sicherlich nur kurze Ruhe- und Auffrischungszeit zwischen dem jugoslawischen Krieg und dem nächsten Feldzug dazu ausnutzen, die Aufsätze durchzulesen.

An Erlebnissen reiche Tage liegen jetzt wieder hinter uns. In der ersten Aprilwoche verließen wir Frankreich und rollten zurück über den Rhein quer durch den Schwarzwald, durch Bayern und die Ostmark bis zur ungarischen Grenze.

Und dann begann dieser Feldzug von 10 Tagen, der wohl die Reihe der schnellen

[6]) Reich und Reichsfeinde, Band 1 und 2, Hamburg 1941.

Digitized by Google

Schläge fortsetzte, aber dennoch keine starre Wiederholung, sondern völlig eigen- und neuartig war. Es war ein richtiger Husarenkrieg, ein Krieg der Panzer und Kradschützen. Am ersten Angriffstage hatte eine Division unseres Korps Agram, am dritten Tage die Spitze unserer Division Belgrad genommen, am 8. Tage war die Adria bei Ragusa erreicht und die Verbindung mit den Italienern hergestellt.

Diese Marschleistungen kann nur ermessen, wer jugoslawische Straßen kennt. In einen tiefen lehmig-morastigen Brei hatten sie sich durch die tagelangen Regengüsse verwandelt. Kaum war der erste Sonnentag gekommen, da war bereits nach Stunden die oberste Schicht der Straßenbedeckung so abgetrocknet, daß die Kolonnen in einer dichten undurchsichtigen Staubwolke dahinfuhren oder - besser gesagt - über tiefe Schlaglöcher dahinpolterten. Und im Gebirge vor der Adria wiederum mußten die schmalen, steilen und serpentinenartig angelegten Paßstraßen über 1600 m hohe, verschneite Pässe überwunden werden. Wir wollten uns schon selbst zur „Gebirgspanzerdivision" ernennen.

Es gab nur eins: Vorwärts und immer wieder vorwärts. Im Vorwärtsmarschieren wurden Gefechte gewonnen und Bataillone gefangen, ohne daß ein Schuß fiel. Da möchte ich Ihnen, verehrter Herr Professor, noch von einem Erlebnis unseres Bataillons berichten. Wir waren Vorausabteilung. Ziel: Belgrad. Nächtlicher Vormarsch. Sternenlose, finstere Nacht. Die Fahrzeuge fuhren völlig abgeblendet. Auf der rechten Seite unserer Vormarschstraße trottete zu Fuß ein serbisches kriegsstarkes und kriegsmäßig gegliedertes Infanterie-Bataillon mit voller Bewaffnung und Ausrüstung. Marschrichtung: Zurück nach Belgrad. Zur Einnahme einer weiter zurück gelegenen Verteidigungsstellung, zum Schutz der Hauptstadt? Wir wußten es nicht. Auf der linken Straßenseite zog unser Kradschützenbataillon mit seinen mehreren hundert Fahrzeugen in schneller Fahrt vorbei und stieß vor, ohne sich überhaupt weiter um die Serben zu kümmern. M.Gs., Gewehre und Maschinenpistolen waren schußfertig und drohend auf den Gegner gerichtet, aber kein Schuß fiel. Ein kleiner „Nervenkrieg", eine neue erfolgreiche Taktik. Am nächsten Tage wurde dieses Bataillon kampflos entwaffnet.

Und noch eine andere Tatsache gab diesem Krieg ein eigenes Gesicht: Das bunte Völkergemisch des Landes. Hier gab es eine kurze Schießerei und einen kleinen Nahkampf mit gegnerischen Kräften, dort hatten die kroatische Heimatwehr oder der deutsche Selbstschutz bereits die Reste serbischer Truppen entwaffnet und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Die nächste Stadt prangte bereits stolz im Schmuck neuer Hakenkreuzfahnen, jubelnde „Heil-Hitler"- und „Sieg-Heil"-Rufe erklangen, und ein Rausch der Befreiung und Begeisterung wie in der Ostmark und im Sudetenland schlug uns entgegen. Kroaten und Volksdeutsche empfingen uns gleich herzlich und mit gleichem Jubel. Dann wiederum säumten finstere Gesichter die Straße einer serbischen Ortschaft, und bereits in der nächsten Stadt knallte es aus Fenstern und Gärten. So wechselte es von Ort zu Ort, bis kurz vor Belgrad rein serbisches Gebiet begann. Kenntnisse von diesem Raum und seinen Völkern und Erfahrungen, vor dem Krieg auf Fahrten und durch volkswissenschaftliche Arbeit gesammelt, kamen jetzt dem militärischen Einsatz zu Gute.

Jetzt rüsten wir schon wieder zum Aufbruch. Morgen oder übermorgen gehts zurück ins Reich zur Auffrischung für einen neuen Einsatz.

Digitized by Google

Der Feldzug im Osten.

Ansprung...

3. Juli 1941.

In einer Ruhepause des Ostfeldzuges entbiete ich dem Kameradenkreis des Reichsinstituts die herzlichsten Grüße. Es ist ein unabsehbares Kapitel Geschichte, das wir am 22. Juni frühmorgens zu schreiben begonnen haben. Als das Trommelfeuer losbrach, hörte man wirklich den Flügelschlag des Schicksals rauschen. In alter Treue...

Bialystok...

9. Juli 1941.

...Die Weltgeschichte tut wieder einen ihrer gewaltigsten Schritte. Fast sieht es so aus, als müßten wir uns fest an ihre Rockschöße klammern, um mitzukommen! Aber es sieht nur so aus. In Wirklichkeit wird sie von den deutschen Soldaten geschrieben.

Ermessen Sie meine Genugtuung, nach den vergangenen Wartemonaten, jetzt wieder dabei zu sein. ... lassen Sie mich Ihnen nach 17 Tagen Feldzug gegen Rußland sagen, daß unsere Sache sehr gut steht. Freilich - ein Kinderspiel ist das nicht. Am Ostrand des Kessels von Bialystok lagen uns junge, kahlgeschorene Russen mit kindlichen Gesichtern gegenüber, die in Stalins Menschenfabriken nichts anderes als den grenzenlosen Haß und das gedankenlose Sterben gelernt zu haben schienen! Ihnen zur Seite standen moderne Waffen, vor allem Panzer, gegen die oft kaum ein Kraut gewachsen schien! Und trotz allem: da sind sie geschlagen worden! Man wird sagen: mangels einer ausreichenden Führung. Aber was ist denn das anderes als der Mangel an der Idee: denn Führung ist Geist, und eine Truppe steigt in dem Maße, in dem auch der letzte Mann dieses „Geistes" - der führenden Idee - würdig und teilhaftig ist. Und zuletzt und immer wieder: ich bin nun noch mehr überzeugt, daß die Geschichte - das große Schicksal - auf unserer Seite ist. Das ist die stärkste „Waffengewalt": und ich habe es wieder erlebt, wie unsere Soldaten alles einsetzten, um dieses - meist nur geahnten, keineswegs gewußten - Schicksals würdig zu sein! Im übrigen ertragen wir wieder - das Los der Infanteristen im modernen Bewegungskrieg! - mehr Hitze und Staub und immerwährende Märsche als Kampf! Die Begegnungen sind hart und kurz! Die Märsche noch härter fast und lang!... Wir stehen auf der Länge von Minsk - aber die Front ist viele hundert Kilometer weiter!

Dies ist die Zeit, da man wieder mit gläubigem Herzen sagen kann: Heil und Sieg!...

Feuerstellung...

15. Juli 1941.

Vielen Dank für Ihren Brief. Im Südosten war ich leider nicht mit dabei. Dafür ist unsere Panzerdivision hier im Osten auch an vorderster Spitze eingesetzt („Linie" kann man gar nicht sagen). Der Vormarsch ist in jeder Hinsicht außerordentlich; auch die Teilnehmer am Polen- und Frankreichfeldzug bestätigen immer wieder die Einzigartigkeit dieses Krieges. Der Feind kämpft dort, wo er sich stellt, sehr hart. Es kann allerdings auch sein, daß wir gerade die proletarischen Elitedivisionen zu fassen bekamen.

Digitized by Google

Ich werde Ihnen viel zu erzählen haben. Gehalten wird nur, um zu schießen, meistens nach allen vier Himmelsrichtungen. Dazwischen mal einige trotz der Knallerei ringsum idyllisch anmutende Stunden im Walde, wenn, wie jetzt zum Beispiel, wir auf die Fertigstellung einer großen Brücke warten müssen. Die Verluste waren leider nicht immer gering. Aber der Ersatz an Mensch und Material geht erstaunlich schnell. Als Ordonnanzoffizier der Abteilung habe ich vorgestern das E.K. II bekommen, für einen Panzerabschuß in kritischer Lage und einige gewaltsame Erkundungen. Die bolschewistischen Spuren im Lande sind sehr interessant, die repräsentativen Neubauten billigster Amerikanismus. Die Bevölkerung meistens auf unserer Seite, oft mit herzlichen Begrüßungen, sonst stumpf und in alles ergeben, wie die Viehherden im Artillerie- und Panzerfeuer liegend. Hoffentlich erreicht Sie der Brief, die Post verbrennt oft unterwegs.

Endlose Straßen nach Osten...

24. Juli 1941.

...Irgendwo liege ich im Grünen, seitab von Straße und Dreck unter einem Busch, habe mich, welche Wohltat, soeben gewaschen und warte nun auf den weiteren Marschbefehl, die Kameraden schlafen, - vielleicht machen wir Biwack, vielleicht geht es auch weiter, wer weiß! Unweit ab rasen die SKWa nach vorn und wirbeln eine riesige Staubwolke auf, eine Wolke in der wir heute 8 Stunden schon marschiert sind. Irgendwo vorn ist was Neues im Gang, ich glaube, es wird ein neuer Aufmarsch gestartet zu einem Riesenkessel. Was dann kommen wird? Vielleicht werden wir dann nochmal eingesetzt... Bei der Grenzschlacht - das Dörfchen, wo unsere Kompanie durchstieß, hieß Kibarlai, östlich Suwalki - hatte unsere Kompanie den Schutz des Regiments übernommen und unsere Infanteriegeschütze waren gegen die russischen Grenzbunker eingesetzt. Es war kein leichtes Stück, gegen russische Scharfschützen, Elitetruppen der GPU, Sibiriaken usw. in direktem Schuß vorzugehen. Zwei Kameraden sind dabei gefallen, mehrere leicht verwundet worden... Während die Kameraden vorne im Kampf standen, bemühte ich mich als B-Wagenführer, Schelm und Olaf, die völlig erschöpften Vorderpferde, nach vorne zu bringen, sie schafften's nicht mehr und blieben einfach stehen. Schlagen, treiben, alles war vergebens, sie standen ehern und steif wie Denkmäler aus Erz und rührten keine Wimper. Irgendein Führer einer Nachschubabteilung gab uns Vorspann, da schafften wir es bis zur Grenze und dort ging's wieder nicht und wir wären wohl niemals nach Sowjet-Rußland gekommen, hätte unser guter Oberfeldwebel nicht inzwischen zwei Russenpferdchen gebracht, die er erbeutet hatte. So zogen wir denn zwei Tage und zwei Nächte lang der Kompanie nach, bis wir sie endlich an der Memel wieder einholten.

Was dazwischen liegt, sind endlose Straßen voll knietiefen Staubs, bald grau, bald braun, bald rötlich. Aber ich kann ehrlich bezeugen, ich habe in all diesen vier Wochen nicht ein einziges Mal und nirgend einen deutschen Soldaten gefunden, der vor dem „Zuviel" der Leistungsgrenzen kapituliert hätte. Wieviel Treibholzmenschen sind doch sonst unter uns. Aber dies ist eben das Sonderbare, daß der Strom so brausend geworden ist, daß selbst das Treibholz in ein steiles Tempo gerät und nun gleichsam nicht anders kann, als ebenfalls sein Bestes geben. Dieser Feldzug ist ein ungeheuer mächtiger Erzieher, viel gewaltiger als der Westfeldzug. Dort gab es auch

Digitized by Google

Vergnügliches und Annehmliches, Wein und Bier gerade genug. Aber hier gibt es das alles nicht. Seit vier Wochen keinen Tropfen Alkohol, halt doch, - ein oder zweimal eine Flasche Schnaps für 20 Mann - auch keine Lebensmittel, wie man sie im Westen doch immer reichlich fand. Gewiß, Fleisch gibt es und\oft auch Milch, kürzlich haben wir Zucker erwischt und Kartoffeln, - aber es ist doch kein Vergleich zum Westen. So entbehrt jeder mehr als damals, muß alle Zivilisation über den Haufen werfen, - hier kann man nicht in den Häusern schlafen, es sind ja nur Strohhütten und Lauskeller. Und hier wird man mit dem Dreck so eng vertraut, daß man das „Oh Heimatland - du gottgesegnetes Mitteleuropa!" - wie einen Stoßseufzer ausstößt und sich schwört, für all das, was dort Selbstverständlichkeit ist, später einmal recht dankbar zu sein. Was draus wird, tut ja nichts zur Sache. Jedenfalls wächst einem der Begriff des Reiches hier im Osten zu einer plastisch-sinnlich ungeahnten Größe an. Man hört oft sagen, wenn ein überzeugter Kommunist hier in den Osten mitzöge, er käme auf Garantie bekehrt nach Hause. Auch die Bevölkerung ist oft gar nicht unfreundlich, und froh, daß das Kollektivsystem abgeschafft wird. Rassisch gesehen hat dies Volk zweifellos große Reserven und auch gewisse Möglichkeiten. Allein es kann kein Zufall sein, daß es Jahrhunderte lang in diesem trostlosen und eintönigen Lande aushielt, ungetrieben von der Sehnsucht nach den Reizen dieser Welt. Denn ich laß' mir's nicht nehmen...

Inzwischen vergingen 36 Stunden und ich kam nicht mehr dazu, den Brief weiter zu schreiben. Gestern gingen wir durch schweres Artilleriefeuer, bei dem ein Kamerad gefallen und zwei schwer verwundet wurden. Ich schreibe gelegentlich Näheres, wenn ich Zeit habe. Auf der Karte finden Sie mich bei den Kämpfen um Smolensk.

Auf den Spuren der Väter...

8. Juli 1941.

Endlich bin ich nun auch zum Einsatz gekommen. Ein besonders gütiges Geschick hat mich von Wien unmittelbar an die Front kommen lassen, ohne den ermüdenden Zwischendienst in irgendeinem verlorenen polnischen Nest. So aber habe ich, da ich Wien am 19. Juni verließ, noch den großen letzten Aufmarsch auf der Fahrt von hinten nach vorne gesehen - von immer neuem Staunen über die Voraussicht und Präzision unserer Vorbereitungen erfüllt. Ich erlebte Sonntag beim Morgengrauen den Start unserer Kampfgeschwader, wie sie in nicht abreißenden Wellen zum Angriff auf die Grenzbefestigungen der Roten Armee flogen, beschloß meine Fahrt Sonntag abends auf einem Bahnhof, dessen dazugehörige Stadt, schon jenseits der Grenze gelegen, durch ein Stoßtruppunternehmen weniger Infanteristen genommen worden war und die nun mit allen Mitteln gehalten werden mußte. So kam ich ohne Übergang in den Krieg, bekam - da wir noch keine Gewehre hatten! - zwei Handgranaten in die Hand, einige zur Reserve, und wurde sofort zur Verstärkung der Besatzung eingesetzt. Doch haben die Sowjets keinen Versuch zur Rückeroberung gewagt.

Am nächsten Tag Fußmarsch zur Einheit, der ich zugeteilt war - immer von der Furcht erfüllt, sie nicht mehr anzutreffen und nun hinter dem Vormarsch auf der Suche zu bleiben. Aber das Glück hatte es nun einmal gut mit mir gemeint: Als ich am frühen Nachmittag den Bestimmungsort erreichte, hatte meine Kolonne gerade Fahrbefehl, rasch wurde ich mitverladen und unmittelbar ging's los. Zwei Stunden später

Digitized by Google

war ich auf feindlichem Boden. Unvergeßlich wird mir der Übergang über den Bug bleiben: aus einem Dorf, das noch stark unter feindlichen Fliegerangriffen stand, auf einer von Pionieren in einem Tag angelegten kilometerlangen Notstraße zum Ufer (da die eigentliche Straße noch von zwei feindlichen Bunkern beherrscht war) und hier auf einer ebenfalls am gleichen Tage hergestellten Brücke, wieder unter ständigen Fliegerangriffen, über die Brücke, durch die feindliche Bunkerlinie, und in fliegendem Tempo schon weit in das Land, während an der Grenze noch hier oder dort Bunker standhielten, die auch der schweren Flak spotteten und erst durch ein Spezialunternehmen der Pioniere fielen.

Seither bin ich als Nachrichtenmann in einer Verwendung, die mich außerordentlich freut, da sie uns einen Einblick gewährt, um den uns mancher Offizier anderer Truppengattungen beneiden kann. Und die Eigenart des gegenwärtigen Krieges bringt es außerdem mit sich, - da ja die Stäbe immer in vorderster Linie stehen - daß ich immer auch mit vorne dran bin. Einmalig ist wieder die Leistung unserer Infanterie; immer wieder durch zum Teil schwerste Kämpfe - der im Heeresbericht genannte Gefreite der Artillerie, der allein 14 feindliche Panzer abschoß, gehört zu unserer Division, die in den allerersten Tagen nur mit ihren Infanteriewaffen 341 Panzer erledigte! - unterbrochen, marschiert sie nun seit 16 Tagen ohne Aufenthalt nach dem Osten, immer an der Spitze unserer Armee, hier im Raume hinter Lemberg, Tarnopol und seit gestern schon jenseits der alten russischen Grenze. Die Leistung im Marschieren wie im Siegen dieser Division, von der jeder zweite Soldat die Stellen wiederfindet, wo sein Vater oder Großvater gekämpft, gesiegt oder geblutet hat, ist wahrhaft groß; sie ist darüber hinaus ein neues Zeugnis für Groß-Deutschland, für das wir alle im Felde stehen. Der Tagesbefehl des Kommandierenden Generals schloß mit den Worten: „Ich bin stolz auf die Leistungen meiner ostmärkischen Division!" -

Seit wir die alte Grenze überschritten haben, wird uns erst recht der Unterschied bewußt: der Teil der Ukraine, den wir verlassen haben, hat auch jetzt noch sein Antlitz durch die deutsche Leistung des „österreichischen", d. h. deutschen Beamten und Offiziers geprägt, die hier einst ungedankt und namenlos ihr Können weitergaben, mehr noch durch ihr Vorbild gewirkt hatten. Die Dörfer waren sauber, die Hütten - so elend und klein sie alle sind - peinlich sauber, alle weiß getüncht und unter ihren dicken Strohdächern wie appetitliche Pilze anzusehen. Die Bewohner aber nicht minder sauber in all' ihrer Armlichkeit, entgegenkommend und hilfsbereit in einer oft schon rührenden Art. Oft weit außerhalb des Dorfes standen die Insassen einer abseitigen Hütte am Wegrande und boten uns aus den irdenen Krügen Milch an, oder die Kinder versuchten ungeschickt genug, ein paar Feldblumen in unseren Wagen zu werfen. Die Bevölkerung dort hat uns wirklich als Befreier aufgenommen; es hätte der überall sofort auftauchenden Ortswehren mit ihren blaugelben Armbinden, der dürftigen, aber herzlich gemeinten Triumphpforten an allen Ortseingängen (mit blaugelben Fähnchen und mit Hakenkreuzfahnen, mit dem Bild des Führers und der Madonna!) nicht bedurft, um uns davon zu überzeugen. Den erschütterndsten Beweis lieferte uns die Bevölkerung eines Städtchens, in dem wir am letzten Sonntag lagen. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, zwei deutschen Soldaten ein Ehrengrab mitten im dürftig-bescheidenen Stadtpark zu errichten, mit schlichten Holzkreuzen, auf denen in cyrillischen Lettern der Dank des ukrainischen Volkes „an die Helden, die als unsere Befreier

Digitized by Google

kamen", eingebrannt ist. Und am ganzen Sonntag vormittag kamen die Ukrainerinnen vor das Doppelgrab, brachten Blumen über Blumen, beteten, ja knieten und weinten, als wären es Brüder oder Helden ihres Volkes, die hier gefallen lagen. Wir sind zu kurz erst im altrussischen Reich, um schon endgültige Urteile abgeben zu können. Aber der Unterschied vorläufig ist erschreckend: die Bevölkerung womöglich noch ärmer und vor allem viel weniger sauber. Wie arm diese Menschen sind, charakterisiert vielleicht nichts besser als die Tatsache, daß sie unmittelbar nach unserem Eintreffen die Kollektivhäuser und Konsumvereine plünderten, wobei sie alles mitschleppten: Holztrümmer, Zeitungspapier, rostige Nägel, Spiegelscherben usw. Als Wochenlohn aber erhält ein Arbeiter hier 30 Rubel, ein Paar Schuhe kostet 105 Rubel...

Darüber aber im nächsten Brief mehr, wir müssen schon wieder aufbrechen.

Die katalaunischen Felder...

Bei Smolensk, 4. August 1941.

In diesen Tagen, da die Beendigung der Kessel um Smolensk uns eine kleine Ruhepause bringt, denke ich mehr denn je in diesem die Besinnung raubenden Feldzug an Ihre Bitte, Ihnen ab und zu eine Nachricht zu geben. Wenn es bisher nicht geschah, so wollen Sie das bitte entschuldigen, man kommt eben zwischen Marsch und Einsatz schlecht zum Schreiben. Umso stärker tritt dann die Besinnung ein, wenn im großen Geschehen eine Pause sich einschaltet, die all das in größerem Abstand erkennen läßt, was in der dichten Folge naher Ereignisse oft kaum mehr zu überblicken ist. Endlose Märsche auf Wegen und Umwegen, bei denen nur die Pferde Leistungsgrenzen haben, Hitze, Staub und Dreck und nochmals Dreck, all' das nimmt einem leicht den Horizont der Dinge, man wird Leistungsmaschine ohne Gedanken und Worte, man wird namenlos unkenntlich unter dem alle Vorurteile bedeckenden äußeren und inneren Staub. Woher? Wohin? Das ist gleichgültig vor dem Riesenimpuls des alles mitreißenden Stromes, dessen Name „Vorwärts" heißt. Die ungeheure Kriegsmaschine, in deren Getriebe man eingeschaltet ist, arbeitet wie eine von unvorstellbaren Kräften getriebene Mühle, in der sorgfältig und planmäßig alles zermalmt wird, was der ausgeschüttete Sack enthält, man hört die Getriebe poltern und hört das Knirschen und Zerbrechen der zusammenstürzenden Widerstände. Und oft geschieht's, daß auch einer der Kameraden von den Göttern gestoßen hinabstürzt zwischen die unerbittlichen Steine. – Einen Kriegskameraden aus dem Westfeldzug, den Ladeschützen unseres SIG hat es erst kürzlich erwischt und ich werde nie vergessen, mit welcher Besessenheit er der verderblichen Granate entgegenrannte, als unsere Kolonne im stärksten Feuer hielt. Andere Stunden, in denen es gleichsam verwunderlich war, daß die Splitter und MG-Garben schadlos vorbeigingen, verstärkten mir ein Erlebnis, das immer wieder zentral das Allermenschlichste berührt: die Wurzelhaftigkeit und Gegründetheit in einem geschichtlichen Sein, das man so groß und deutlich in der deutschen Geschichte wohl noch nie begreifen konnte. Denn wenn man wohl auch bereit ist, theoretisch die Größe der Zeit zu verstehen, so geht doch in unserem Volke immer noch ein „Privates" nebenher und sei es im noch so versteckten Winkel. Dieser Feldzug ist aber weit mehr als ein Anschauungsunterricht bezw. er nimmt der „Anschauung" den letzten Rest des ästhetischen Zuschauens. Der Rassenmischmasch dieser wahnsinnig gewordenen oder in den Wahn-

Digitized by Google

sinn getriebenen Gegner tritt einem nicht nur im Bilde der bunt gewürfelten Gefangenenhaufen entgegen, – nein, er schießt auf völlig sinnlosem Posten aus dem Hinterhalt, hockt katzenhaft in Baumwipfeln, lauert im Unterholz und übt die Hinterhältigkeit als Kampfprinzip. Da wird es einem klar, welch' jahrhundertealter Gegensatz in diesem Ringen ausgetragen wird, es sind die Katalaunischen Felder, auf denen wir stehen, es ist ein Problem der Völkerwanderung, das wir austragen. Denn mag auch der Bolschewismus dieses Volk geschändet und verletzt haben, – irgendwie ist er auf einen Rassekern gestoßen und hat einer Lebensform Ausdruck verliehen. Ist's ein Zufall, daß es in diesem Lande kein Deutscher auf die Dauer aushält? Ein Volk sucht sich doch die Landschaft, die ihm gemäß ist? Oft denke ich, dieses Land, wer es begreift in seiner Fruchtbarkeit und Gleichmütigkeit, in seiner Eintönigkeit und seinem alles nivellierenden Charakter, wer es in seinem Wesen versteht, der hat eine Ahnung von dem, was in diesem Volke vorgehen mag. Irgendwie ist die Ebene völlig spannungslos und dann doch wieder von erdrückendem Übergewicht und einer dem „Verstehen" Hohn sprechenden Gleichgültigkeit. Es gibt keinen weiten Horizont, es gibt keinen markanten Punkt, an den sich das Auge klammern könnte, es gibt keine Spannung von Berg und Tal, – und genau das spricht aus den Augen der Bevölkerung, die man in den elenden Holzhütten antrifft. Auch der Bolschewismus war hier sicherlich keineswegs „Ereignis", auch nicht ein negatives, er war „Episode", wie vordem andere ebenso „gleich"-gültige Episoden über die Seele dieses Volkes gegangen sein mögen. Irgendwie ist der Staub der Vormarschstraßen, der sich kilometerweit über jedes Blatt, über jedes Grün und Gras legt, symbolisch, der Krieg hat den Staub hochgewirbelt, der wie Mehltau auf diesem Volke liegt. Freilich, es sind Seen da, die die Landschaft angenehm unterbrechen, aber sie sind keineswegs kennzeichnend wie in Masuren oder an anderen Orten deutscher Landschaft und sie geben dem Gesamtbild nur einen leisen Unterton. Etwa so, wie wenn abends nach dem Gefecht russische Bauernfamilien aus ihren Erdlöchern kriechen und den deutschen Soldaten ihr Grammophon vorsprechen lassen, wie ich es einmal erlebte, russische Volksweisen, die dem Kriegsgeschehen gegenüber ebenso absurd-idyllisch wirken, wie sie es dem Bolschewismus gegenüber gewesen sein mögen: Kleine idyllische Seen in einer staubbedeckten Landschaft.

Besondere Kriegserlebnisse kann ich Ihnen nicht berichten. Einige Male waren wir eingesetzt, gleich zu Anfang in der Grenzschlacht und jetzt im Kessel vor Smolensk. Beide Male standen wir feindlichen Elitetruppen gegenüber, viele Mongolengesichter sah man unter den Toten, man sagt, es seien Truppen aus dem Ural und Sibiriaken gewesen. Sie kämpften bis zur Sinnlosigkeit. Das technische Material der Sowjets ist fast durchweg vorzüglich, der Ausbildungsstand der Elitetruppen ebenso, die Artillerie schießt haargenau und die Scharfschützen, die ein Zielfernrohr am Gewehr haben und die wir in den Grenzkämpfen kennenlernten, sind ebenfalls nicht zu unterschätzen. Trotzdem hat es unsere Infanterie geschafft, eine manchmal ungeheuere Leistung, die nur durch Hitlers „Es gibt kein Unmöglich" zu verstehen ist. Persönlich habe ich allerdings nichts dazu beigetragen wie viele Kameraden, die das E.K. schmückt, weil mir eine wenig dankbare Aufgabe übertragen ist, aber das sind Dinge, mit denen man sich abfindet, weil man sie nicht ändern kann. Auch Handlangerdienste müssen getan sein. Und dennoch muß ich Ihnen gestehen, wie sehr ich mich danach sehne, endlich auch einmal ganz vollwertig eingesetzt zu werden und in einem Kampf, in dem die Besten ihr Alles geben,

Digitized by Google

nicht dauernd geschont zu werden. Allein, man braucht eben auch Steineklopfer zum deutschen Neubau und ich erfülle diese kleinen Pflichten gern, bis wichtigere mich rufen. Sollte aber der Krieg im Osten erst sein Ende gefunden haben, so bitte ich Sie, dringend zu versuchen, daß ich dann für meine Arbeit freigegeben werde. Weiß Gott, die Entscheidung ist mit dem militärischen Siege noch nicht gefallen und das Erbe Europas, das unser Volk dann antritt, ist so voller gefährlicher Klippen und Giftstoffe, daß der, der diese Dinge sieht, einfach nicht träumen darf, auch nicht „gezwungener"-weise, sondern zupacken und arbeiten muß wie noch nie. Ich habe in dieser Zeit, vor dem Einsatz, als wir ein viertel Jahr in Ostpreußen lagen, und jetzt im Einsatz, wieder und wieder mein Verhältnis zu meiner Arbeit geprüft und langsam aber sicher all die „Hemmungen" überwunden, die der geistige Arbeiter (nicht der „geistige") so leicht dem politischen und militärischen Geschehen gegenüber hat. Es gibt keine Wissenschaft ohne soldatischen Geist, und es kann sein, daß im Augenblick der militärischen Entscheidung das Schwert vordringlicher ist als das Buch. Aber nur solange Gefahr droht! - Ist erst die Bresche geschlagen und ergießt sich der breite Strom der Marschkolonne in den geebneten Weg, so gilt's eben, an die nächsten Ringmauern zu denken, auch wenn diese auf einer anderen Ebene liegen sollten. Der Feldzug hat mich bisher gelehrt, wo ich künftig zu stehen habe und wie dringend ich dort zu stehen habe. Und es stellt mich niemand dorthin, wenn ich's nicht selber tue.

Ich muß schließen, die Post geht bald weg. Über all die 1000 km hinweg grüße ich Sie im Gedanken an unsere gemeinsamen Ziele!

Das Reich und der Osten...

8. August 1941.

Was mich selbst betrifft, so stehe ich seit dem 22. Juni an der Ostfront. Ich überschritt in der gleichen Minute, in der in den frühen Morgenstunden des 22. Juni an der ganzen Ostfront der Angriff begann, mit meiner Kompanie die deutsche Grenze. Seit diesem Zeitpunkt war unser Regiment immer vorne, hat noch nie einen richtigen Ruhetag gehabt und Strapazen hinter sich, gegen die jene des Frankreich-Feldzuges durchaus verblassen. Was hier angesichts der schlechten Wege, des Staubes, der Hitze und der von den Bolschewisten angerichteten Verwüstungen von Mensch, Tier und Maschine geleistet worden ist, ist unbeschreiblich, und wir haben es oft überlegt, wieviel Energie Millionen deutscher Soldaten aufwenden müssen, um im Wehrmachtsbericht den einen Satz, daß die befohlenen Tagesziele erreicht seien, zu rechtfertigen. Die Kämpfe selbst sind schwer. Die ersten 700 km durch zwei Randländer und dann Sowjet-Rußland selbst bin ich mit meiner Kompanie marschiert, jetzt bin ich sogenannter Verbindungsoffizier meines Bataillons beim Regiment: eine sehr interessante Aufgabe, die einen die Kriegführung von etwas höherer Warte erleben läßt. Ein Dach habe ich seit dem 22. Juni nicht über dem Kopf gehabt, wir können uns nur selten waschen, unseren Durst haben wir schon manches Mal aus Tümpeln gestillt. Satt geworden sind wir bisher immer noch, wenn auch bei dem schnellen Vormarsch und den heimtückischen Angriffen auf rückwärtige Verbindungen Nachschubschwierigkeiten nicht ausgeblieben sind.

Digitized by Google

Ich bin durch die mancherlei Gefahren, die so ein Feldzug mit sich bringt, bisher gut durchgekommen und bin dankbar hierfür. Unser allergrößter Wunsch ist, daß dies auch in Zukunft so bleibt, und wir mit heiler Haut heimkehren können. Das Leben wird uns dann wie neu geschenkt erscheinen. Ich will mich aber nicht beklagen. Das Erleben dieser Wochen ist ungeheuerlich. Ein Riesengebilde wird zerschlagen. Das Reich ist auf der Höhe seiner Macht. Es tritt hier im Osten die Aufgabe an, zu der es berufen ist. Wie mancher ist in diesen Wochen zu dem Gedanken des Reiches als einer übervölkischen Ordnung bekehrt worden! In der Schule dieses Krieges gegen ein minderwertiges Volk und ein noch minderwertigeres System erkennt er seinen größeren Wert, legt seine falsche nationale Bescheidenheit ab und bekennt sich zu seiner größeren Aufgabe. Diese Gedankengänge, die häufig im Mittelpunkt ernsthafter Gespräche stehen, lassen uns vieles ertragen, was oft über unsere menschliche Kraft zu gehen scheint...

„Europa den Tieren zu entreißen..."

9. August 1941.

Ihre freundliche Antwort auf meinen Brief, den ich Ihnen heute vor einem Monat aus der Nähe von Minsk schrieb, hat mich just in der Stunde erreicht, in der ich den damals begonnenen Bericht sowieso fortsetzen wollte. Ich freue mich, jetzt vorher Gelegenheit zu haben, Ihnen für Ihre Nachricht von Herzen danken zu können. Daß gerade die aus dem inneren Kreis kommenden Mitteilungen bei uns Soldaten größte Freude auslösen, ist ein Bekenntnis, das nicht nur ich ausspreche; jeder von uns empfindet es vor dem trostlosen Hintergrund „Sowjet-Rußland" als eine Erlösung, daß die Heimat nach wie vor „in Ordnung" ist!

Nun habe ich Ihnen von den Geschehnissen und Erlebnissen des Monats zwischen 9. Juli und 9. August zu berichten und weiß angesichts der Fülle im Kleinen wie im Großen kaum, wo ich beginnen soll. Dies sind die Ereignisse, soweit sie mich betreffen: bis zur Mitte des Juli marschierten wir fast ununterbrochen gegen die Stalin-Linie, deren vordersten Teil - den Dnjepr - südlich von Orscha wir verhältnismäßig leicht durchquerten. An dieser Stelle hatten uns (obgleich wir seit Wochen und bis zur Stunde vorderste Infanterie waren und sind) unsere Motorisierten den Weg gebahnt. Eine örtliche Brückenkopfsicherung hielt unsere Vorwärtsbewegung einige Tage lang auf, dann rannten wir den inzwischen vorgegangenen Teilen unserer Division wieder nach. Am 25. Juli griffen wir feindliche Verbände, die eine unserer Panzerdivisionen einzuschließen versuchten, südlich von Smolensk an, zersplitterten sie und erreichten danach den vorderen Rand einer zur Wiedergewinnung von Smolensk angesetzten russischen Armee, deren Einkesselung durch deutsche motorisierte und Panzerverbände zwar geplant, aber noch nicht begonnen war! Die in großer Überzahl uns gegenüberstehenden Sowjetrussen, die über eine unabsehbare Artillerie verfügten, griffen seit dem 27. Juli aus Südosten an: da hatten wir - uns zuletzt wie zuerst behauptend - sehr schwere Tage, die uns manches Blut und noch mehr Nerven gekostet haben. Es kam darauf an, mit uns verhältnismäßig schwachen, rasch vorgeworfenen Teilen, den starken Gegner so lange frontal zu binden und in Schach zu halten, bis die am 2. August

Digitized by Google

einsetzende Einkreisung durchgeführt sei! Das war am 5. August der Fall: es ergab sich, daß uns 1 Panzer- und 4 Infanteriedivisionen mit unverhältnismäßig starker Artillerieunterstützung angreifend gegenübergestanden waren. Seit dem 5. August haben wir nun „unseren" Kessel durchquert - liegen nun seit zwei Tagen in Reserve; sind nach drei Wochen wieder gewaschen und rasiert, schlafen und holen an Leib und Seele wieder auf. Es hat von den Abriggebliebenen jeder ein Bewußtsein dieser echten Leistung. Aber wir sind doch auch alle bescheiden genug, einzusehen und anzuerkennen: „Das haben unsere Väter nun vier Jahre lang ausgehalten!" Glauben Sie mir, das gibt eine unerhörte Empfindung, wenn sich auf diese Weise das Unbegreifliche mit dem Unbegreiflichen mischt! Denn wer mag entscheiden, wo das Urgeheimnis unseres Schicksals machtvoller wirkt: da oder hier! Ist nicht hier in Tage zusammengeballt und löst sich nicht auch in Tagen, was im Weltkrieg durch viele Monate, ja ganze Jahre nicht aus der lähmenden Verstrickung befreit werden konnte? Ich bescheide mich: erst beide Phasen machen das Ganze der deutschen Erhebung, gleich wie unser Tag auch aus Dunkelheit und Helle besteht. Unser Volk in der Mitte bleibt zu allen Zeiten bewunderungswürdig, wenngleich in keiner Zeit je vorher jeder von uns so offen und machtvoll bekennen durfte: Ich bin Deutscher! Ein Glanz davon ist schon auf viele, viele gefallen, die in feindlichen Uniformen durch unsere Linien kommen und als erstes (in gutem Hochdeutsch, Kurpfälzisch, Sächsisch, Ostmärkisch) sagten: Ich bin Deutscher! Aus Taschkent, aus Wolhynien, von der Wolga, aus der Ukraine! So streben die Kräfte jetzt aus aller Welt der Mitte zu - derselben Mitte, die vor aller Welt den Auftrag angenommen hat, Europa den Tieren zu entreißen und den Menschen zurückzugeben! Herrgott, was ist in wenigen Jahren aus der westeuropäischen „Humanität" geworden!

Sowjet-Rußland - das ist bereits im Raum zwischen Minsk und Smolensk die Scheide zwischen Europa und Asien! „Kultur" ist da mit unseren Maßstäben nicht mehr zu messen: sie besteht ja nur aus baufälligen Holzhütten, aus Feldern und Wäldern und dumpf dahinlebenden Menschen, denen man begegnet sein muß, um zu begreifen, wie es einer zahlenmäßig so kleinen Verbrecherbande möglich gewesen ist, Herr über 200 Millionen zu sein! Diese Menschen sind vom Hauch der Geschichte unberührt - man kann mit ihnen alles machen!

Anders die, die von Moskau organisiert uns gegenüberstehen: sie hat der mordende und brennende Fanatismus zum großen Teil ergriffen - ein Fanatismus, der auf dem Ausgewischtsein des Charakters und der Persönlichkeit beruht und deshalb auch keine Achtung vor sich und anderen haben kann! Erlassen Sie es mir, Ihnen zu schildern, wie die Bolschewisten verwundete Kameraden, die zeitweise in ihre Hände fielen, zugerichtet haben: das Ausstechen der Augen und das Durchschneiden der Kehle sind dabei noch „milde" Formen jener tierischen Bestialität, die sich uns „auf der anderen Seite" als Vollendung des menschlichen Glücks angepriesen hat - und bis zur Stunde durch bolschewistische Flugblätter angepriesen wird!

Genug für heute! Ich habe jetzt noch stärker als vor Jahresfrist die Sehnsucht, an „unsere" Arbeit zu kommen. Ich weiß aber, daß dieser Wunsch so lange illusorisch bleibt, bis die europäische Neuordnung steht. Da können die Ereignisse freilich über einen hinweggehen - der Wunsch, zu arbeiten, bleibt dennoch!...

Digitized by Google

Der schwerste Feldzug...

10. August 1941.

Wir sind seit meinem letzten Schreiben nun eine schöne Zahl von hunderten Kilometern nach dem Südosten vorgestoßen. Und wenn ich heute nach Wochen wieder Zeit zu ausführlichen Briefen habe, dann deshalb, weil wir für einen Tag Ruhe nach dem Abschluß eines großen Erfolges haben: unsere Division stand vom Anfang an in der vordersten Linie jener großen Einkesselung in der südlichen Ukraine, die der OKW-Bericht vom 8. August als Sondermeldung brachte: 103 000 Gefangene, über 200 000 tote Russen, das war das Ende einer Verfolgungs- und Einkreisungsschlacht, die vor Wochen schon begonnen hatte und die ich ständig miterleben durfte. Und wäre das Wetter nicht zeitweise eindeutig den Roten zugute gekommen, so wäre das Ergebnis wohl schon früher, aber nicht minder erfolgreich zustande gekommen.

Denn eine der Komponenten des Widerstandes, den der deutsche Soldat zu überwinden hatte, waren die Verkehrsverhältnisse, für deren Elendigkeit die Begriffe fehlen. Solange noch der Staub allein herrschte, haben wir zwar auch schon geflucht, aber wir hatten noch keine Ahnung, wie die Straßen sich bei Regen änderten. Dann kam die Regenperiode - und nun begann die ärgste Qual. Die Wege verwandelten sich ohne Übertreibung nach 10 Minuten in eine breite, zähe, gummiartige Schlammschicht, in der alles steckenblieb oder derart ins Schleudern geriet, daß auch kein Weiterkommen möglich schien. Aber das Führerwort hat sich auch hier bewahrheitet: „Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich!" Was hier jede Truppe geleistet hat, nicht zuletzt die sonst gerne beneideten motorisierten Verbände, gehört mit zu den stolzesten Blättern der Geschichte dieses Krieges. Der Vormarsch hat sich streckenweise verzögert, nirgends aber ist er steckengeblieben - und so hat sich das deutsche Gesetz der Kriegführung, der Aktivismus, auch diesem Gegner gegenüber durchgesetzt. Fast ist es wie ein Symbol dieses unbändigen Vorwärtsstrebens, dieses Willens zum Siege, der nicht zu beugen ist, daß der deutsche Soldat auch hier einen Ausweg gefunden hat, der in seiner Einfachheit verblüffend ist; ich weiß nicht, wo man zuerst damit fuhr, aber bald war es wohl im gesamten Osten so: alle Kraftwagen legten die Schneeketten an - und es ging wunderbar! Wohl ein etwas seltsamer Anblick, mitten im Sommer überall die Schneeketten, aber man gewöhnte sich ebenso rasch an sie wie selbst an die Ochsen, die hier und dort manchen PKW aus dem Dreck zogen. Aber es blieb - und darum ging es schließlich ganz allein - beim Vorwärts, und als nun vor Tagen die Schlechtwetterperiode zu Ende ging, da reiften rasch die Früchte: die Sondermeldungen haben inzwischen dem deutschen Volk davon Mitteilung gemacht.

Wie schwer diese Siege aber errungen werden mußten, das kann man nur ermessen, wenn man neben den räumlichen Verhältnissen auch den Gegner nicht vergißt. Es ist das Urteil aller: der Feldzug hier im Osten ist der schwerste, den unsere nationalsozialistische Wehrmacht bisher durchzufechten hatte. Denn der bolschewistische Feind kämpft mit einer Zähigkeit, die mit vernünftigen Erwägungen nichts mehr gemein hat - und mit einer Hinterhältigkeit, die unserem Empfinden völlig fremd ist. Er greift nirgends an, wo er nicht in erdrückender Übermacht ist; aber es kommt immer wieder vor, daß aus einem Haufen von Soldaten, die sich ergeben haben, plötzlich wieder geschossen wird, oder daß eine Abteilung Gebirgsjäger vorübergehend zurück mußte

Digitized by Google

und dabei 11 Verwundete zurückließ, nach zehn Minuten die alte Stellung wieder nahm, aber alle 11 Verwundeten erstochen fand; daß Verwundete vielfach viehisch mißhandelt aufgefunden werden; daß wir selbst in einem Dorf, das die Roten für vier Stunden zurückerobert hatten, die Gräber von 25 Kameraden wieder herrichten mußten, die die Bolschewisten dem Erdboden gleichgemacht hatten. Hätten uns die Ukrainer nicht zu den Stellen geführt, wir hätten davon überhaupt nichts bemerkt. Andererseits lassen die Roten unsere Infanterie oft auf wenige Meter heran, ohne an ein Ergeben zu denken. So erklären sich die Verluste, die alle gewohnten Ziffern in sinnlosester Weise übersteigen. Was eine unserer Kompanien meldete, liegt keineswegs aus dem Durchschnitt: sie hatte nach einem kurzen Gefecht vor sich 70 Gefangene, aber 500 Tote! Und wir fuhren in den letzten Tagen an Totenfeldern vorbei, die unvorstellbar waren. Die Sowjets verscharren ihre Toten mit höchstens 10 bis 15 Zentimeter Erde; meist ohne alles, manchmal ein Stahlhelm, manchmal ein Gewehr mit Seitengewehr in den Boden gesteckt - immer aber ohne Namen, ohne Nummer oder sonst eine Erkennungsmöglichkeit: Kollektivismus in seiner letzten scheußlichsten Verzerrung.

Und gestern habe ich nun die ersten Gefangenenzüge gesehen. Sie kamen aus dem großen Kessel südostwärts von U. - eine Stunde fuhren wir im Wagen der Kolonne entgegen, ohne daß es zu einem Ende kam. Und wie sahen diese Menschen aus! Zerrissene Uniformen, die meisten barfuß, kahlgeschorene Schädel, und alle Rassenmischungen bis zu Innerasiens dunkelsten Typen. Mich hat ein Grauen gepackt, als ich in diesem Augenblick an Frau und Kinder in der Heimat dachte und daran, daß diese Horden ja dieselbe Heimat als Ziel angestrebt hatten. Weiß man daheim, zu wie großem Dank man dem Führer verpflichtet ist, daß er auch hier im entscheidenden Augenblick das deutsche Schwert zur Abwehr einsetzte? In den Straßen von U., das wie die Städte Nordfrankreichs vor einem Jahr aussieht, standen die Frauen und warfen unter die Gefangenen Obst, Gurken u. ä. Wie die Tiere warfen sie sich in Rudeln auf die Früchte und zerrten sie noch im Gehen einer dem anderen aus den Händen... Manch' böser Blick traf uns, die wir in einem Beutewagen vorbeifuhren; die große Masse freilich zog stumm und stumpf dahin, Kolonne um Kolonne, eine endlose Reihe. Und sie brach erst ab, als wir eine andere traurige Sensation erfuhren: die ersten gefangenen Bolschewistinnen, freilich alle mit dem Zeichen des Roten Kreuzes, aber alle der gleiche Typ. Stiefel, Breeches, Blusen, Bubikopf und einen Ausdruck im Gesicht, der uns ein Glück nennen läßt, auch gesund nicht in ihre Hände zu fallen!

In der Südukraine...

Sonntag, 17. August 1941.

Meinen letzten Brief sandte ich Ihnen aus Asküb-Skoplje - wir hatten damals den Balkanfeldzug hinter uns; schon damals wollte ich Ihnen in vertrautem Reichsinstituts-Brauch einen Kameradenbericht senden. Vielleicht ist es gut, daß er unterblieb, denn jetzt erleben wir härtere, ernstere, schwierigere Dinge. Immerhin denkt jeder von uns gerne an jene Balkan-Monate zurück: Kühn war der Stoß aus Südwestbulgarien quer über das Vardar-Tal bis hart an die albanische Grenze, jäh der Zusammenbruch dieser jugoslawischen Divisionen, groß die Beute an Werten aller Art,

Digitized by Google

an Waffen, Gerät und Nahrungsmitteln. Der folgende Einbruch nach Nordgriechenland führte uns durch die z. T. stark befestigte Aliakmon-Stellung bis in die Höhe des Olymp, die Säuberung ging rasch vonstatten, zumal unser Divisionskommandeur in J. die abschließenden Waffenstillstandsverhandlungen geführt hatte. Wir konnten das Elend und die Rückständigkeit der mazedonischen Dörfer zur Genüge kennenlernen, haben aber auch in und um Saloniki die leuchtende Schönheit der Ägäis genießen dürfen. Eine besondere „Gnade" meines Regimentskommandeurs hat es mir dann in diesen Ruhetagen noch erlaubt, zusammen mit zwei Leutnants eine achttägige „wissenschaftliche Expedition" auf den Heiligen Berg Athos auf der Chalkidike durchzuführen. Diese paar Tage, die ganz mittelalterlichen Handschriften und Urkunden, Bauwerken und Kunstgegenständen in diesen griechisch-orthodoxen Bergklöstern gewidmet waren, gehören zu den schönsten Erlebnissen dieser zwei Kriegsjahre.

Der Rückmarsch nach Norden führte uns, teilweise auf unserer alten Vormarschstraße, teilweise auf Achse durch Altserbien. Am 22. Juni überraschte uns wie ein Blitz der Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion. Fast zweieinhalb Wochen haben wir in banger Erwartung in und um Belgrad gesessen. Was würde mit unserer Division werden? Drohte ein heimatlicher Truppenübungsplatz, winkte ein neuer Einsatz? Trotz dieser Ungewißheit haben wir die Belgrader Tage ausgiebig genossen. Der Kultur-Attaché des Militärbefehlshabers in Serbien konnte hier und da Wege ebnen. Besichtigungen der Galerie des Prinzregenten Paul, des Landesmuseums, ein Besuch des Weißen Schlosses und der Heldengedenkstätte auf dem Avala, abendliche Dämmerstunden auf dem Kalimegdan mit dem einzig schönen Ausblick auf Semlin und den Zusammenfluß von Save und Donau (wahrlich ein balkanisches Koblenz!) - dazu die inzwischen geordneten Reize einer mitteleuropäischen Groß-Stadt mit weißgedeckten Tischen und gepflegter Form - all das war für uns „Balkan-Soldaten" doch eine sehr angenehme Abwechslung, eine Erholung im wahrsten Sinne des Wortes.

Plötzlich war der Verladebefehl da; wie in all den früheren Einsätzen geheimnisvoll, dunkel, erregend. Mit der Karte auf den Knien folgten wir den Kurven der Bahn, schlichen durch die Marmaros und die Waldkarpathen und erreichten schließlich die Moldau. Als Kampfdivision wußten wir jetzt: das hieß nicht Besatzungstruppe, sondern Einsatz in der Ukraine. Ein paar Tage vergingen, bis alle Transporte eingetroffen waren; wir konnten in der östlichsten Universitätsstadt Rumäniens inzwischen Studien an Land und Leuten machen; das wechselvolle Bunt der Uniformen der verbündeten Rumänen und Italiener mischte sich mit den leuchtenden Farben der Landbevölkerung. Französisch geführter Umgang mit gebildeten Familien der regsamen Beamtenstadt erlaubte manchen Einblick in Seele und Auffassung eines erst wachsenden Achsenstaates.

Endlich war es so weit. Der Pruth wurde überschritten, wir standen in Bessarabien, das genau ein Jahr bolschewistischen „Segens" genossen hatte. Wie wir aus deutschen Zeitungen ersehen haben, sind die Zerstörungen und Verwüstungen, die die Bolschewisten sich hier vor ihrem Rückzug geleistet haben, hinreichend breit von den PK-Leuten geschildert worden. Ich kann es mir deshalb ersparen, Ihnen von Kischinew oder Tusora oder Calaraci zu erzählen. Der Eindruck dieser menschenleer gewordenen Wüste ist trostlos gewesen, hier muß noch viel Aufbauarbeit geleistet werden, ein

Digitized by Google

Glück nur, daß unsere Bessarabiendeutschen wohlbehalten in Deutschland säen und ernten dürfen; die Umsiedlungstat des Führers trägt da wirklich köstliche Frucht.

Mit dem Überschreiten des Dnjester haben wir dann altrussischen Boden erreicht. Seit jenem Tage stehen wir am Feind; Tag für Tag, Nacht für Nacht haben wir mit dem Gegner zu tun gehabt - seien es nun geschlossene Einheiten, seien es versprengte Feindteile. Der Historiker denkt in dem podolischen Hügelland zurück an den letzten verzweifelten Kampf Karls XII. von Schweden; noch weiter zurück an das gotische Großreich des Ermanarich. Wir wandern auf germanischen Straßen. Unser Kampf ist hier hart, härter als je zuvor auf irgendeinem der Kriegsschauplätze, auf denen unsere Division gestanden hat. Man sucht nach den Gründen für diesen verzweifelten, zähen Widerstand der Sowjetrussen, es sind Analphabeten, es sind schlecht angezogene und schlecht verpflegte Soldaten (das wissen wir aus Gefangenenaussagen), aber sie haben vorzügliche Waffen; ihre Granatwerfer, Maschinengewehre, automatischen Gewehre, Maschinenpistolen sind modern und sicher; ihre Artillerie ist wendig, rasch und sehr zielsicher. Ist es die weltanschauliche Fundierung ihres Widerstandes, die sie so zäh kämpfen läßt? Ist es tatsächlich der teuflische Druck der Kommissare, die die Truppe mit der Pistole zum letzten, selbst sinnlosen Widerstand zwingen? Man wird kaum verallgemeinern können; im einzelnen Fall wird die Triebkraft eben verschieden sein. Bei unserer Division haben wir jeweils dafür einen Beweis: stundenlang schoß ein leichtes russisches Geschütz in unsere Reihen, arbeitete - ehrlich gesagt - vortrefflich, als es endlich ein Stoßtrupp schnappte, war ein einziger Kanonier an der Arbeit, der richtete, zielte, schoß, reinigte. Und dann im Nachbarbataillons-Abschnitt: ein vorzüglich getarnter MG.-Unterstand, der unseren Kameraden schwer zu schaffen machte; ein Volltreffer erledigte endlich diese Stellung; Befund: drei Schützen vorne am Gewehr, dahinter, tiefer, gedeckter hockend, ein Kommissar mit weißem Hemdkragen und Pistole in der Hand!

Es ist kein Wunder, daß wir in diesen Kampftagen auch manchen herben Verlust erlitten haben. Trotzdem ist der Kampfgeist ungeschwächt und ausgezeichnet. Kann es anders sein, wenn der Kommandeur selbst, im dichtesten Feuer, auf einer Kornmiete auf freiem Feld stehend, eigenhändig feuert und obendrein noch eine entscheidende Flügelbewegung lenkt? Stärker als je zuvor habe ich an diesen Kampftagen erlebt, was Vorbild, was Führung wirklich bedeutet. Der persönliche Einsatz selbst des kleinsten Unterführers hat etwas schlechthin Mitreißendes an sich.

Seit zwei Tagen liegen wir nun in Ruhe, die Körper und Waffen, die Pferde und Geräte bedürfen der Er- und Überholung. Die große Flußlinie, die unser erstes Ziel gewesen ist, ist erreicht und gesichert. Morgen oder übermorgen kann es weiter vorwärts gehen. Und in diesen Ruhetagen bemüht man sich, so manche „unkorrigierten" Eindrücke zu ordnen und zu sammeln. Obenan steht die Not und das Elend der Volksdeutschen. Wer wußte denn, daß heute noch Zehntausende guter deutscher Menschen, Ostmärker, Schwaben, Lothringer, Rhein- und Moselfranken, hier in der Südukraine leben (kann man es aber leben nennen?). Die Sowjets haben ihnen 39/40 die Umsiedelung verboten; zum Teil hängen diese Menschen so an ihrem Boden - trotz Kollektiv- und Kolchos-Wirtschaft! -, daß sie lieber das bolschewistische Joch ertragen als ins Reich zurückwandern. Grauenhaft ist die körperliche und seelische Verfassung dieser

Digitized by Google

Menschen; unendlich ihre religiös-konfessionelle Not. Die Pfarrer, Lehrer, Ärzte seit Jahren verbannt, eingekerkert oder in Zwangsarbeit, die Männer verschleppt oder verschwunden. Die Frauen stumpf, freudlos, verarbeitet, die Kinder unterernährt und rachitisch. Beim Vormarsch kamen wir - uns allen überraschend - in ein Dorf mit voll russischem Namen und ganz deutscher Bevölkerung; 1922 war die Siedlung umgetauft worden. Der Empfang war eisig, in den Augen lag ein Gemisch von Angst, Ungläubigkeit, Erstaunen. Langsam schmolz das Eis; am Abend, die Truppe war rechtschaffen müde und bald eingeschlafen, kamen in das ärmliche Zimmer, das der Kommandeur und ich bewohnten, drei Frauen und begannen ihre Herzen auszuschütten; zaghaft und verhalten anfangs, dann tränenreich gelöst. Das war kein Einzelschicksal, es ist das Los einer ganzen deutschen Volksgruppe, die - will man sie überhaupt zurückgewinnen - mit zarter Hand zurückgeleitet werden müßte. Kirche und Gott sind für diese Menschen trotz allem Gottlosenrummel die einzigen festen Daseinsanker gewesen; die Kinder kennen keinen Sonntag, kein Weihnachtsfest. Eine der drei Mütter hat zwei Jahre im Gefängnis gesessen, weil sie am Abend des 24. Dezember ihren Kindern Christgebäck in Sternform vorgesetzt hatte! Ist es nicht grauenhaft, daß alle Friedhöfe der ehedem deutschen Dörfer dem Erdboden gleichgemacht sind und die Toten wie Hunde unter größere Maulwurfshaufen eingescharrt werden, ohne Kreuz, ohne Tafel, ohne Stein? Unsere beiden Divisionspfarrer haben in diesen paar Wochen mehr als einmal ganze „Friedhöfe" (wenn man so sagen darf) eingesegnet und damit den ersten dringenden Wunsch der Bauern erfüllt. Man könnte lange erzählen, um immer erneut Einzelzüge dieser Verelendung darzulegen und zu beweisen.

Aber: allzu lange habe ich schon geschrieben; der Abend neigt sich. Lassen Sie mich noch ganz kurz auf die Sinnlosigkeit der Kollektivwirtschaft zu sprechen kommen. Die „schwarze Erde" ist fruchtbar, ist bestes Land; extensive Wirtschaft ist bei der Weite des Raumes eine Selbstverständlichkeit. Aber die Enteignung der Bauern ist eine Sinnlosigkeit, ein Verbrechen gewesen. Gewiß: der Traktoren-Einsatz wäre ein ungeheuer technischer Vorteil gewesen, aber im Kollektiv erstickt der Lebenswille des Einzelnen, erstirbt der Schaffensdrang der gesunden Individualität. So sind diese jungen deutschen Bauern und Bäuerinnen unselbständig geworden, gleichen Maschinenteilen, die ausfallen, wenn das Ganze stockt. Sie durften kein Pferd, keine Kuh halten; sie wissen kaum, wie man einen eigenen Hof mit eigener Kraft bewirtschaftet; sie sind den Befehl „Antreten" gewöhnt und ziehen dann wie das Vieh mit dem Traktor durchs Kollektiv. Flächen von unvorstellbarem Ausmaß, durch die wir marschieren mußten, waren reines Unkrautland: Winden und Disteln, Dornen und Nesseln wucherten (vielleicht seit Jahren!) auf dem fruchtbarsten Boden. Ein Jammer für unsere Bauernjungen, die andächtig in die Krume griffen und die Erde in den Fingern zerbröckelten.

Genug für heute! Wer weiß, wohin uns der Feldzug noch verschlägt; bis zum Herbst muß hier in der Ukraine reine Bahn geschaffen sein, daß wieder Leben und Fruchtbarkeit einkehrt. Unser deutsches Volk mag auf Generationen hier eine wahrhaft große Aufgabe erfüllen...

Digitized by Google

Die Schlacht um Smolensk...

12. August 1941.

Wir haben nach dem Durchbruch der Grenzverteidigung bei Grodno, für den unser Divisionskommandeur mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden ist, Fußmärsche von vielen hundert Kilometern zurückgelegt, um bei Smolensk die zweite große Barrikade zu durchbrechen, die auf dem Wege nach Moskau gegen uns aufgerichtet worden ist. Die Schlacht bei Smolensk war härter und blutiger als der Kampf in Frankreich. Nach den Sturmangriffen mußten die Angriffsziele gegen die Wucht der feindlichen Artillerie und die Sturheit feindlicher Gegenstöße gehalten werden.

In die Freude über den weltgeschichtlichen Erfolg mischt sich für den Kompanieführer der Schmerz um die Toten. Ich trauere um meine beiden jungen Offiziere, um drei wackere Unteroffiziere und eine Reihe tapferer Männer, die in den Kämpfen gefallen sind...

22. August 1941.

Es sind genau zwei Monate vergangen, seitdem wir am 22. Juni gegen die rote Armee antraten. Während der Feldzüge in Polen, Skandinavien, im Westen und auf dem Balkan hatte mich ein rätselhaftes Geschick entgegen meinen eifrigsten Bemühungen in der Heimat als Ausbildungsoffizier festgehalten. Erst in Sowjetrußland sollte ich den Krieg im eigenen Erleben kennenlernen. Darin mußte ich für mich eine besonders sinnvolle Fügung sehen, nachdem ich mich selbst zuvor mit einer Arbeit über die unheilvollen Zusammenhänge zwischen der Sowjetunion und der Revolutionierung Deutschlands in den Jahren 1917-1919 nach mehrjährigem Studium habilitiert hatte.

Presse und Rundfunk haben schon vor mehreren Wochen indirekt von unserem Regiment berichtet, denn wie durch Sondermeldung bekanntgegeben wurde, ist die Stadt Smolensk am 16. Juli in schweren Kämpfen von unserem Regiment genommen worden. Zu unserer Freude hat dafür der Oberbefehlshaber des Heeres kürzlich unserem Regiment eigens in einer Urkunde seine besondere Anerkennung ausgesprochen. Unsere alte aktive mot. Division gehört voller Stolz zur Panzertruppe des Generaloberſten Guderian, dessen erster Angriffsbefehl zu Beginn dieses Feldzuges schon auf die weltgeschichtlichen Ausmaße dieses Kampfes gegen Rot-Rußland hindeutete. Ohne Rücksicht auf Flankenbedrohung, unter vollster Beanspruchung der Motore, ohne Ruhe und Rast, Tag und Nacht marschierend, so stieß unsere Gruppe in Befolgung seines Befehls in den ersten Wochen bis tief nach Rußland hinein. Schon bald kam es zu den ersten Feindbegegnungen, von denen man zunächst nicht ahnen konnte, daß sie sich zusammen mit den Kämpfen der Nachbarverbände zu der großen Vernichtungsschlacht von Bialystok und Minsk verdichten würden. Auch die ersten Gefangenen und Überläufer stellten sich ein, großenteils in Zivil, das sie sich kurz vor ihrer Gefangennahme oder Übergabe schnell anlegen.

Eins der grauenvollsten Bilder erlebten wir auf der Todesstraße im Wald bei Slonim, den wir den „Geisterwald" getauft haben: In Massen zusammengefahrene feindliche Wagen, dazwischen Mengen von verwundeten und toten Russen, die teilweise am lebendigen Leibe verbrannt oder verkohlt waren. Die verderbenbringende Wucht und Überlegenheit unserer deutschen Waffen hat sich hier mit apokalyptischer Anschaulichkeit offenbart. Wie es nicht anders sein kann, fehlt auch bald in den Reihen von

Digitized by Google

uns so mancher. Soldatenschicksal! Es wird nur ein ingrimmiger Haß in uns lebendig, wenn man die prachtvollen, frischen Gesichter unserer gefallenen deutschen Kameraden mit den bestienhaften, vertierten Gestalten der mischrassigen Sowjetrussen vergleicht.

Daß dieser Feldzug sich so grundlegend von allen früheren unterscheidet, liegt einmal in der gemeinen Kampfesart des Bolschewisten, die seiner besonders gearteten Mentalität entspringt, und zum anderen in der grenzenlos anmutenden Weite des russischen Raumes, die so unvergleichlich hohe Anforderungen an unser Nachschubwesen stellt. Geradezu erstaunlich ist es, wie gedankenlos der Bolschewik in die deutschen Panzer, in das Feuer unserer Waffen, in den Tod hineinrennt. Das hat nichts mehr mit Soldatenmut zu tun, das ist Massenstumpfsinn, das ist „Sturheit", wie wir sagen. Einzeln oder in Massen schießt der Sowjetrusse in meisterhafter Ausnutzung des Geländes aus Hecken, Verstecken und Kornfeldern. Wie hinterhältig er kämpft, beweisen zwei Fälle: bei einer der üblichen Gefangenendurchsuchungen zieht ein Gefangener plötzlich zugleich zwei Pistolen und verwundet damit den untersuchenden deutschen Truppenarzt, an einem anderen Ort schießt ein in einem Haus befindlicher Verwundeter einen deutschen Soldaten, der ihm helfen will, kaltblütig über den Haufen. Jedoch ist dem aktiven Rotarmisten keineswegs seine geradezu fanatische, todesverachtende Einsatzbereitschaft abzusprechen.

Ich selbst erlebte meine wirkliche Feuertaufe am 29. Juni in einem schweren Gefecht, das sich bis tief in die Nachtstunden hinein ausdehnte. Auch hier lief der Feind wieder einmal unbeirrbar und bedenkenlos in unsere feuerspeienden Panzer und schweren Infanteriewaffen. Es sind gespenstisch schöne Augenblicke, die solch ein Gefecht durch das ständige Gespanntsein aller Bewußtseinskräfte trotz des blutigen Ernstes oder gerade deswegen schafft. Man glaubt den letzten Dingen um Leben und Tod um vieles näher gerückt zu sein. In dieser Nacht fiel nicht weit von mir mein prächtiger Fahrer, ein Obergefreiter von uralter deutscher Soldatenart, der so gerne gelebt hatte. Wohl selten ist mir ein Tod so nahe gegangen wie der Soldatentod dieses mir noch vor wenigen Monaten gänzlich unbekannten Menschen. Einige Tage darauf erhielt ich mit einem anderen Leutnant und Gefreiten zusammen die ersten Eisernen Kreuze unseres Regiments in diesem Ostfeldzug.

Und dann begann bald wieder der Vormarsch. Tag und Nacht wird marschiert. Man wundert sich oft, daß man die vielfachen Anstrengungen, wie schlaflose Nächte oder unstillbaren Durst unter der Glutsonne des östlichen Himmels, kaum mehr als solche empfindet. Es ist keine Zeit zu verlieren, es geht unaufhaltsam vorwärts. Am 7. Juli durchqueren wir Minsk, die Hauptstadt der Weißrussischen Sowjetrepublik. Eine gestürzte Lenin-Statue zeugt symbolhaft vom Zusammenbruch eines gewesenen Regimes. Einige Tage darauf fällt wieder ein Insasse meines Wagens und dann beginnt in den frühen Morgenstunden des 11. Juli für uns der Großangriff über den Dnjepr mit einem Höllenlärm unserer schweren Waffen aller Kaliber. Auch unsere Stukas stellen sich oftmals als unüberwindlicher Bundesgenosse ein, wenn schwere feindliche Panzer oder schwere feindliche Artillerie uns den Weg versperren. Bei diesen Kämpfen erhält bei der uns unterstellten Artillerieabteilung Lt. Keitel, der Sohn des Generalfeldmarschalls Keitel, eine schwere Verwundung, an deren Folgen er kurz darauf stirbt. Wie am Bug, an der Jasiolda und an der Beresina ist der Gegner auch bald am Dnjepr überwunden.

Digitized by Google

Am 15. Juli leitet unser Regiment unter persönlicher Führung unseres Kommandeurs die rastlose motorisierte Verfolgung des Gegners ein und stößt in atemberaubendem Tempo gegen Smolensk vor. Noch am Abend dringen die vorderen Teile unseres Regiments in die Stadt ein, in der von organisierten Banden und zurückgebliebenen Heeresteilen der Roten aus Kellern, Dachluken und Fenstern mit Maschinengewehren und anderen Waffen geschossen wird. Doch am folgenden Tage, am 16. Juli, schon befindet sich diese Stadt fest in unserer Hand. Unser Kommandeur wird vorübergehend Stadtkommandant von Smolensk. Deutsche Gefangene können hier aus russischen Gefängnissen befreit werden. Die Stürme der Freude und Begeisterung über die Einnahme dieser bedeutenden Stadt schlagen hoch.

An der Kathedrale, in der eine antireligiöse Ausstellung untergebracht ist, verbringen wir bei schwerem Artilleriefeuer die erste Nacht. Als die Russen ihre Stadt verloren sehen, schießen sie diese in Brand. Die ganze Stadt steht bald ringsum in Flammen. Es ist ein selten eindrucksvolles, unvergeßliches, schaurig-schönes Bild, – dies brennende, nächtliche Smolensk, in dessen Feuerschein die weithin leuchtenden Kuppeln der auf einer beherrschenden Höhe stehenden Kathedrale blutigrot funkeln. Doch schon am nächsten Tage ist der Brand gelöscht. Nun gilt es, die Stadt gegenüber den immer wieder herandrängenden Russen zu halten. Auch das gelingt. Alle sowjetrussischen Versuche werden unter blutigsten Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Die Stadt bleibt in unserer Hand, wenn auch unter Opfern für uns selbst. Auch ich muß einigen meiner Männer den letzten Abschiedsgruß an ihrem Grabe zurufen.

Aber wie jammervoll und lächerlich muß doch die Lüge der internationalen Weltpresse erscheinen, daß Smolensk „immer noch nicht in deutscher Hand" sein soll. Wir haben in Smolensk Bombardements erlebt, die nach Bestätigungen von Weltkriegsteilnehmern in gewisser Weise Weltkriegsausmaße annahmen. Aber trotzdem wurde die Stadt gehalten, und heute sind wir weit darüber hinaus. So ist alles internationale Geschreibsel über den „Fall von Smolensk" lediglich Infamie. Nachdem ich selbst 10 volle Tage vor unserem Weitermarsch in Smolensk verbracht habe, darf ich wohl sagen, daß ich die Verlogenheit der sogen. „Weltpresse" niemals deutlicher empfunden habe als hier inmitten von Sowjetrußland.

Inzwischen sind schon wieder große Schlachten geschlagen. Nach seinen militärischen Niederlagen versucht der Feind seitdem mehr und mehr durch Mundpropaganda und Flugblätter Erfolge zu erreichen. Die Flugblätterpropaganda der Alliierten im Weltkriege war schon sehr gemein. Sie wird aber noch bei weitem durch die Sowjetrussen im gegenwärtigen Kriege überboten. So versuchte der Gegner kürzlich in einem besonders schmutzigen Hetzflugblatt bei den deutschen Soldaten der Front Mißtrauen gegen ihre eigenen Frauen und gegen die Heimat im allgemeinen zu erregen, indem behauptet wurde, daß die deutschen Soldatenfrauen zu Haus zwangsweise mit anderen in der Heimat befindlichen Männern zu sogen. „Ehepunkten" zusammengekoppelt würden, um auf diese Weise die angeblich hohe Zahl der deutschen Gefallenen durch entsprechende Hebung der Geburtenziffer auszugleichen!!! Außerdem sucht der Russe die russischen Zivilisten zum Bandenkrieg, d. h. zu Überfällen, Sabotageakten und nächtlichen Überrumpelungen aufzuhetzen. Viel Erfolg hat er damit bisher nicht gehabt. Im Gegenteil, oft winkt uns die Bevölkerung schon freundlich zu, und die Kinder grüßen teil-

Digitized by Google

weise sogar mit dem deutschen Gruß! Insgesamt wird der Alp der früheren Bolschewistenherrschaft jedoch erst allmählich von ihnen weichen.

Man muß sich wundern, daß sich die einzelnen Russen so nachdrücklich für den Sowjetstaat eingesetzt haben, wenn man die Armseligkeit ihrer Dörfer, die Dürftigkeit ihres Lebens, die Primitivität ihrer Wohnverhältnisse, die Rechtlosigkeit ihrer Familien und der einzelnen Person beobachtet. Überblickt man dann einmal in einer ruhigen Minute andächtigen Herzens die zur Zeit noch gar nicht abschätzbaren Erfolge unserer deutschen Wehrmacht, dann ermißt man die Größe des Geschenks, die uns das Schicksal in Gestalt unserer politischen und militärischen Führung gemacht hat. Dann gewinnt man aber zugleich die eiserne Zuversicht: mag der Weg zu einem endgültigen Abschluß dieses Krieges auch weit sein, an seinem Ende wird doch der Sieg unseres Reiches stehen...

9. September 1941.

Durch die kleinen Scheiben meines russischen Bauernhauses (es ist wie alle andern: drüben in der Ecke aus Lehm gebaut der Ofen, auf dem sich's gut schläft; und von da zu uns her ein großer Raum, ringsherum die rohen Balkenwände, eine Bretterdecke und ein Boden, dessen rohe Dielen bei jedem Schritt knarren) - durch dessen Scheiben strahlt fast unwirklich klar die Vorherbstsonne, die das größtenteils abgeerntete Land mit jenem goldenen Schimmer umgibt, den wir so gern für „Heimat" nehmen wollten, würden nicht die Geschütze hinterm Horizont uns stündlich daran erinnern, daß dies noch Feindesland ist! Allerdings - ich bin ein wenig auf eine Insel gesetzt. Denn ich kam vor 4 Tagen mit ein paar Granatsplittern zu unserem Troß zurück: vor allem die zwei im Knie (der eine im rechten Unterarm hat sich beruhigt) sollten hier Gelegenheit haben, wieder ans Licht zu kommen. Nun sie es nicht getan haben, sondern ihr Unwesen im Knie weiter treiben, hat der Arzt entschieden, daß ich morgen ins Lazarett komme. Aus dieser Angel - zwischen den Zeiten gewissermaßen - will ich Ihnen diesen Brief schreiben. Sie, Herr Professor, wissen, wie das den „Schreibern" zum Bedürfnis werden kann!

Lassen Sie mich bitte einmal ein wenig „große Strategie" treiben - nach rückwärts freilich nur und aus der Perspektive eines frischgebackenen Feldwebels (welches Ereignis Ihnen damit gleichzeitig geziemend angezeigt sei). So jedenfalls waren die Dinge: „Wir" - vom mittleren Bug aus - rannten zuerst los - standen vor Ablauf des Juni schon im Rücken der mittleren feindlichen Stoßarmee und fingen am 27., 28. und 29. Juni ostwärts Bialystok die geschlagenen, zurückflutenden Teile auf, als bereits die Panzerverbände der Mitte-Armee 200 bis 300 km weiter nach Osten fuhren! 10 Tage später waren wir (da meine ich allemal die vordersten Infanterie-Divisionen der Armee-Mitte) ein zweites Mal (bei Minsk) im Rücken einer kapitulierenden Sowjetarmee. Das war die Doppelschlacht von Bialystok und Minsk! Unsere Panzer aber rasten schon gegen den Dnjepr - und wir (schon in den ersten Tagen ans Rennen gewöhnt) rasten (buchstäblich!) nach. Mitte Juli gingen unsere Infanterie-Divisionen ebenfalls über die vorderen Teile der am Dnjepr liegenden und dort beginnenden Stalin-Linie.

Smolensk fiel - auch da zogen wir nach und hatten Ende Juli ostwärts und südwärts die Stellungen erreicht, in denen wir seitdem kämpfen.

Digitized by Google

Wir haben durchweg Panzer- und motorisierte Verbände (sie fahren sicher anderen Zielen entgegen) abgelöst! Schon das ist vor einem massierten Gegner schwer für die nachfolgende Infanterie: dem Panzermann sind solche Stellungen mit Recht „nichts", denn er verläßt sie bald - für den Infanteristen hängt von der Wahl des Geländes unendlich viel ab! Und da beginnt mein, ach so unromantischer Bericht: hinter Smolensk auf Moskau zu beginnt ein hügeliges Land, das eine Fülle von Wäldern, Wäldchen und Büschen trägt, die mit Korn- und Kartoffeläckern wechseln. Da gingen wir (meine Division zuerst südlich von Jelnja, dann unmittelbar daneben) in Verteidigungsstellungen.

Ich wiederhole es: diese Wochen waren so nüchtern, so ganz ohne Pathos, ohne den Schwung der raumgewinnenden Bewegung! Die Sowjetrussen, die zuerst noch den deutschen Angriff erwarteten, verteidigten sich heftig. Dann begannen sie ihre Gegenstöße - alle mit dem Ziel, ihre Front durch die Rückgewinnung von Smolensk entscheidend zu entlasten.

So kam es, daß sich auf den lockeren Linien der deutschen Infanteristen ein sich täglich steigernder Druck aller feindlichen Waffen immer heftiger austobte!

Die feindliche Infanterie: an Zahl 5-6fach überlegen! Aber ohne großen Kampfwert! Meist mit viel Gesohle und besoffen angreifend! Wo sie hundert oder zweihundert Meter unsere Linie eindrückten, genügte eine halbe Kompanie, um im Gegenstoß gegen ein Bataillon die alten Stellungen wieder zu besetzen!

Die Panzer: schwere, moderne, fast unverwundbare Ungeheuer! Ganz selten einmal mit Überlegung zu einem Stoß von wenigstens 1 bis 2 km Breite angesetzt. Sonst vereinzelt im Gelände umherfahrend - zuletzt das Opfer unserer Geschütze.

Die Flieger: immer zu 4, zu 8, zu 12! Hin und wieder ein Bomber. Meist alte Modelle. Im Schießen und Bombardieren (letzteres vor allem nachts) sehr freigebig - aber dumm und ohne Genauigkeit. Ich habe bis jetzt viermal gesehen, wie sich vier Ratas auf unseren einsam am Himmel kreisenden Nahaufklärer stürzten - er flog jedesmal nach fünf Minuten heil seinen alten Bogen.

Die russische Artillerie: an Zahl und Sorte der eigenen weit überlegen. Munition unbegrenzt! Außerdem geländekundig. Und nicht zu vergessen: ungezählte leichte, mittlere und schwere Minenwerfer, die uns das Dasein an manchen Tagen zur Hölle gemacht haben! Unsere Verluste sind hoch gewesen. Und ich gestehe Ihnen auch, daß an manchen Tagen da vorn in den Löchern jene Bitternis über uns gekommen ist, die den langen Tag zu einer einzigen Qual macht!

Nun, ich durfte Ihnen auch das sagen. Denn da hört der Bericht nicht auf. Er h a t den rechtfertigenden und zuletzt starkmachenden Schluß, den er haben muß: trotz aller zahlenmäßigen Überlegenheit haben wir auftragsgemäß gehalten, wie es befohlen war! Die Bolschewisten haben im Ganzen eine große Chance verloren.

Kampf um Kiew...

13. September 1941.

Inzwischen haben mich auch Ihre Rundschreiben vom 12. August, 27. August und 3. September erreicht. Ich freute mich jedesmal ganz besonders, wenn ich vom Reichsinstitut etwas hören durfte. Die Formen, in denen die Auseinandersetzung mit

Digitized by Google

dem Bolschewismus vor sich geht, sind so außerordentlich, daß man jeden Gruß, jede Nachricht aus der Heimat, aus dem Reich mit den Gefühlen eines vor Durst Schmachtenden entgegennimmt - dankbarste „Lektüre" waren die in den Rundschreiben mitgeteilten Briefe der Mitglieder und Forschungsbeauftragten des Instituts, die sich auch im Osten, da, dort, an irgendeinem Platz der langen Linie befinden und mit einem das unmittelbare Erleben dieses weltgeschichtlichen Ringens teilen.

Mein langer Aufenthalt der Ruhe in jenem ukrainischen Dorf, aus dem ich Ihnen den letzten Brief sandte, erscheint mir angesichts der Verhältnisse, in die wir seit unserem Vorstoß um 500 km nach dem Osten geraten sind, fast als ein Idyll. So sehnlich man sein Ende erwartete, so hat er doch so manche Belehrung, Bereicherung gebracht, auf die alle die Kameraden, die den stürmischen Vormarsch mitmachten, verzichten mußten. Wie war es doch? Man fuhr nach dem nahen L. (eine motorisierte Einheit ist ja recht beweglich) und holte sich in der dortigen ukrainischen Buchhandlung die neuesten Schriften über ukrainische Geschichte und Literatur, Schriften, die man sich dank der erstaunlichen Aufbauarbeit, die dem nationalistischen Ukrainertum im Generalgouvernement ermöglicht ist, in jeder östlichen - noch diesseits der ehemaligen Interessengrenze gelegenen Stadt beschaffen konnte; man ließ sich im Dorf selbst vom Gemeindeamt regelmäßig die „Krakiwski Wisti" geben, man durfte in Lemberg eine der schönsten, in so manchen Zügen deutsch geprägten Städte kennenlernen, durfte von der vielfach übersehenen Aufbauarbeit des ehemaligen österreichischen Beamten in Galizien erfahren, wurde darauf hingewiesen, was das in der Habsburger Monarchie lebende Ukrainertum den toleranten Wiener Kreisen zu verdanken hatte, als zur gleichen Zeit über das Tun und Denken der „Brüder" im russischen Gebiet Zwang und Zensur herrschten; man stieß in S. und K. auf die Spuren der erbitterten Kämpfe von 39 und sah am selben Platz österreichische Gräber aus dem Weltkrieg; man sah die bolschewistischen Bunker und Panzertrümmer an den Rollbahnen hinter dem Bug und dann erfuhr man plötzlich wieder, daß im Dorf noch zwei deutsche Kolonistenfamilien wohnten, die wie viele andere Pfälzer, Elsässer und Lothringer von Josef II. auf den kaiserlichen Gütern in Galizien, im Land um Zamosz, Cholm und Lublin angesiedelt worden waren. Die Geschichte, von so vielen als papieren, als vertrocknet angesehen, strömte um einen, man sah ihre sichtbaren Quellen und ahnte die unsichtbaren, man fühlte sich getragen und verpflichtet. Wie nie zuvor empfand man es: die Kräfte, die diesen Strom zuvörderst trieben und noch treiben, waren, sind Kräfte des deutschen Volkes.

Dann kamen wir für kurze Zeit in die Kaserne nach L. Zwei ereignislose Wochen des Wartens waren es, bis dann plötzlich die unverhoffte Nachricht überraschte: Man braucht die schweren Mörser noch! Als man uns wieder zum Einsatz holte, war die Front westlich Kiews erstarrt. Von dieser Seite war die Stadt infolge eines starken, noch zur Stalinlinie gehörenden Bunkersystems nicht zu nehmen. Inzwischen bahnte sich der Angriff von Süden her an. Ende Juli war es, als wir unsere Geschütze auf dem Bahnhof L. verluden, während wir mit unseren Autos auf einer für hiesige Verhältnisse erstaunlich guten Asphaltstraße die 500 km bis vor die erwähnte Stadt vorrückten. Fast drei Wochen lang hielten wir, die vor uns befindliche schwache Infanteriesicherung unterstützend, die Front. Inzwischen erfolgte vom Süden her der Angriff, der dann leider im Gelände unmittelbar vor der Stadt stecken blieb. Wir machten

Digitized by Google

daraufhin nochmal Stellungswechsel, aber nach dem Süden, und liegen nun wiederum an einer erstarrten Front. Doch es hat sich schon herumgesprochen, daß ein neuer großer Kessel im Raum um Kiew geschlossen wird und daß ein zweiter noch größerer sich mindestens bis halbwegs nach Charkow erstrecken wird. Es kann höchstens noch eine Woche dauern, dann wird sich auch unsere Front wieder bewegen und das große Heiligtum der Stadt, die Sophienkathedrale, die wir bislang nur durch das Scherenfernrohr bewundern können, wird uns ihre Schätze eröffnen - vorausgesetzt, daß asiatischer Barbarismus sie nicht zertrümmern wird. -

Inzwischen erleben wir handelnd und leidend das, was sich in den Jahren des Weltkrieges als ein fester Begriff herausgebildet hat, den Stellungskrieg. Man baut Erdbunker, legt Stollen an zur B.-Stelle, man lernt den Schlamm im Graben kennen, erfährt von den Gezeiten des feindlichen Artilleriefeuers, berechnet, wann man diesen Weg nach vorn benützen kann und wann nicht, und eines Tages weiß man auch, was Flöhe sind. Es ist ein Leben, das mit der Beharrlichkeit des dem Feind Gegenüberliegens auch einige Annehmlichkeit mit sich bringt, etwa die in einer Bauernhütte gefundene Erdölfunzel für die langen Abende im Bunker; aber das ereignislose Warten, das Nichtvorwärtsgehen birgt die Gefahr des Ermüdens in sich. Nur einige Wochen dauert dieser Stellungskrieg für uns, nur vierzehn Tage insgesamt war es regnerisch und es war im August und September. Was muß es für den Soldaten des Weltkriegs geheißen haben, Monate und Jahre vorne zu liegen, nicht nur im Sommer, auch in den feuchten Wochen des Herbstes und des Frühjahrs und in den kalten des Winters.

Noch ein anderes ist mir als ein unvergleichlich Großes vorgekommen: die Leistungen, die der Infanterist vollbringt. In Gesprächen mit dem „Landser" finden sie ja meist nur einen matten Abglanz. Am liebsten geht er mit einem sarkastischen Barraskosewort darüber hinweg. Der Artillerist hat nur selten Gelegenheit, den Einsatz des Infanteristen kennenzulernen. Eine der wenigen Möglichkeiten bietet die Einrichtung des AVKo (Artillerieverbindungskommando). Als AVKo-Funker hatte ich das Glück, bis in die vorderste Linie der Infanteristen zu kommen. Da steht man, auf der Suche nach einer B.-Stelle, plötzlich in dem zu einer Kuppe aufgewölbten Kartoffelfeld vor drei Erdlöchern. Es stürmt und regnet. Notdürftig sind die Löcher mit Zeltbahnen abgeschirmt. Als behelfsmäßige Stütze dient das Gewehr. Fünf Tage liegen sie schon, die Kleider mit Dreck beschmiert, ungewaschen, unrasiert, verwegene Gestalten, zwei, drei Tage müssen sie noch warten, bis die Ablösung kommt: ein 150 m vor die Infanteriesicherung vorgeschobenes MG-Nest. Und dann läßt man sich als Angehöriger einer schweren motorisierten Artillerieeinheit, die nur geringe Verluste erlitt, erzählen, daß diese Infanteristen seit den Tagen unmittelbar vor Beginn der Feldzuges in gewaltigen Tagesleistungen über 1200 km zu Fuß zurückgelegt haben und daß ihre Züge mächtig zusammengeschrumpft sind. -

Das Dorf, in dem wir liegen, ist von jener typischen Gleichförmigkeit, die wir schon auf der ganzen Herfahrt als langweilig empfanden. Die meisten strohgedeckten Katen sind ärmlicher, als wir sie in den ukrainischen Dörfern des Generalgouvernements kennenlernten. Nicht mehr wie jenseits des Bug leuchten die grünen Kuppeltürme einer Kirche über den Dächern. Die Bolschewisten haben sie zerstört. Kleine Felder mit Roggen, Gerste, Kartoffeln, Kürbissen und Sonnenblumen liegen zwischen

Digitized by Google

den Hütten - spärlichster Privatbesitz der Leute, die zum Teil in den Fabriken Kiews beschäftigt waren, während draußen vor dem Dorf, am Rand der endlos weiten Kornfelder die langen Wellblechdächer der Scheunen und Stallungen des Kolchosbetriebes glänzen. Wir waren alle enttäuscht, als wir zum erstenmal auf die dörflichen Verhältnisse innerhalb der alten Grenzen des Sowjetstaates stießen, hatten wir doch in der Cholmschtschina eine ganz andere, so vorteilhaft vom Polentum abstechende Vorstellung des Ukrainertums bekommen. Auch dort war meist russischer Machtbereich, aber hier ist zur zaristischen noch die dreißigjährige Last der bolschewistischen Herrschaft gekommen. Doch auch hier trifft die ukrainische Nationalistenbewegung auf einen Kern, der von den Doktrinen der Moskauer Sowjets unberührt blieb. All die Heiligenbilder, die jahrelang in den Kellern und Löchern versteckt lagen, hängen als eine Selbstverständlichkeit wieder in den Stuben, und auf den Friedhöfen werden die Toten wieder mit Kreuzen geehrt. Wir Deutschen haben jedenfalls hier eine Mission, um des Reiches, um des neuen Europa willen. Und die Ukrainer werden uns dafür dankbar sein ...

Die Kreuze auf Höhe 251,5 ...

22. September 1941.

Wir haben sehr schwere Kampftage hinter uns, und auf der Höhe 251,5, die wir gegen eine starke feindliche Übermacht um jeden Preis zu halten hatten und auch gehalten haben, gesellte sich Kreuz zu Kreuz. Unser Haufen ist nur noch klein. Mit Rücksicht auf die außerordentliche Schwächung hat unser Bataillon, das inzwischen von Panzerkräften abgelöst worden ist, jetzt einige Tage sogenannte Ruhe. Indessen fiel in diese Tage ein Marsch über grundlos verschlammte Wege, in denen unsere Fahrzeuge bis an die Achsen versanken, die Hufe unserer Pferde sich festsaugten und unsere Radfahrer ihre Räder tragen mußten. Gestern wurde einer unserer Trosse überfallen, und heute hatte ich mich eben hingesetzt, um Ihnen diesen Brief zu schreiben, als wir von Jägern angegriffen wurden. Nun, auch diese Unterbrechungen der Ruhe sind vorbei, dazu noch verschiedene andere, und ich hoffe, diesen Brief jetzt ungestört vollenden zu können.

Ich empfing Ihren freundlichen Brief mit den Feldpostbriefen in den Abendstunden eines sehr kritischen Tages. In der Nacht erhielt ich keinen Schlaf. Am folgenden Morgen trat ich als Ordonnanz-Offizier zum Bataillon zurück, in einem Augenblick, als die vorne eingesetzten Teile des Regiments über unsere Stellungen auf der Höhe 251,5 zurückfluteten. Wir konnten diese Rückzugsbewegung, die sich nur durch die Schwere der vorangegangenen Kampferlebnisse erklären läßt, zum Stehen bringen. Im Verlauf des ganzen Tages und auch des folgenden Tages lag sehr starkes Trommelfeuer auf unseren Stellungen, und auch Bomber, Eisenbahngeschütze und Panzer griffen ein. Unsere schon durch den Regen aufgeweichten Erdlöcher bröckelten mehr und mehr zusammen. Ein Angriff überlegener roter Infanterie wurde blutig abgewiesen, die Opfer waren aber auch auf unserer Seite leider groß. Wer aus diesem Kampf - der der z. Zt. schwerste der ganzen Ostfront sein soll - heil herauskommt, hat allen Grund, dankbar zu sein. Und wir sind es auch, trotz Regen, Schlamm, Kälte, Hunger und Ungeziefer. Aber alle menschlichen Nöte und Bedrückungen hinaus erwächst uns unverlierbar das Erlebnis der Kameradschaft, und da diese nicht nur in dem

Digitized by Google

Bewußtsein gemeinsamer Entbehrungen und Kämpfe, sondern in dem gemeinsamen Bewußtsein eines weltgeschichtlichen Schicksals wurzelt, so ist sie stärker als alle Anfechtungen körperlicher, seelischer und geistiger Art. Sie trotzt den Elementen, dem Feuer, dem Regen, dem Sturm und dem Schlamm, und sie wird am Ende - dessen sind wir vollkommen gewiß - auch hier im Osten den Sieg herbeizwingen..

Mir selbst geht es, den geschilderten Umständen entsprechend, tadellos. Ich habe ein Reitpferd, ein Rad, einen Pferdehalter, eine Ordonnanz und in meinem jeweiligen Bunker Telefon, also eine ganze Reihe von Erleichterungen. Andererseits wechselt mein Leben z. Zt. aber auch vom Sattel zum Schreibtisch, vom Schreibtisch zum Telefon, vom Telefon zum Sattel. Der Adjutant ist ausgefallen, ein neuer nicht da. So stürmt eine Vielzahl von neuen Dingen auf mich ein. Ich tue diese neue Arbeit sehr gerne und zumal, weil ich das besondere Vertrauen des Kommandeurs genieße. Aber Sie werden es verstehen, sehr verehrter Herr Professor, daß ich Ihren Brief und gleichzeitig damit eingetroffene Briefe meiner Frau erst 24 Stunden nach Empfang lesen konnte, und erst jetzt eine - oft unterbrochene - Ruhe finde, Ihnen hierfür zu danken...

An der Dnjepr-Linie...

1. Oktober 1941.

Nehmen Sie mein gegenwärtiges „Briefpapier" nicht übel, aber wir stehen jetzt schon 1400 km Luftlinie von unserer Heimatstadt entfernt und empfinden bereits von der Zahnputzkreme über Briefpapier bis zum Schuhputzzeug alles, alles als Luxus, den wir einmal wieder besitzen werden.

Seit ich zuletzt von der Beendigung des Kessels um Uman berichtete, hat unsere Division manchen weiteren schweren Tag zu bestehen gehabt. Das Heldenlied des namenlosen Infanteristen und Pioniers, aber auch des in der unmittelbaren Panzerabwehr eingesetzten Kanoniers findet nicht viel Beispiele in der Geschichte. Und es steigerte sich zu seinem bisher größten Höhepunkt in den Kämpfen im inneren Dnjeprbogen und an dem westlichen Ufer. Hier hatten ja die Roten mit allen Mitteln versucht, ihre Brückenköpfe zu halten und sie hatten in ihrer verzweifelten Verteidigung weder mit Menschen noch mit Material gespart. Hier verspürten wir nach längerem wieder die rote Luftwaffe, die tagsüber die Feldstellungen und Anmarschwege immer wieder anzugreifen versuchte und die des Nachts mit Leuchtbomben die Gegend absuchte, meist aber wahllos die Bomben warf. Immerhin: ein solcher Nachtangriff ergibt anfangs ein ganz ekliges Gefühl, wenn in der Luft nur das drohende Brummen des oft 20 bis 25 Minuten über dem Dorf kreisenden Flugzeuges zu hören ist und man praktisch wehrlos warten muß, ob seine Abwürfe treffen werden oder nicht.

Freilich war dies nur ein geringer Teil dessen, dem die Infanterie ausgesetzt war. Die roten Brückenköpfe - wir waren auf... angesetzt - waren so ausgebaut, daß nur ein Vergleich mit Weltkriegsstellungen möglich ist. In einem weiten Gürtel umspannten vorerst Panzergräben mit Drahthindernissen, hügelauf, hügelab unzählige Kilometer lang, die äußerste Verteidigungslinie. Dahinter lagen die Feldstellungen: nicht mehr die üblichen Schützenlöcher, sondern ausgesprochene Schützengräben, tief in den Boden gebaut, gedeckt, meisterhaft getarnt, durch eingebaute Panzerkampfwagen verstärkt,

Digitized by Google

durch Laufgräben seitwärts und rückwärts verbunden. Das Vorfeld aber immer wieder stärkstens vermint. Aber es gab nicht eine, sondern 3 bis 4 solcher Verteidigungsanlagen - und dann erst vorn die Stadt, die selbst in der Randzone zu einer Festung ausgebaut war. Und doch hat unsere Infanterie im Verein mit der Panzerwaffe auch diese Aufgabe gemeistert, ist ein Regiment unserer Division als erstes in die Stadt eingedrungen. Ohne daß hier der Kampf zu Ende war: denn in blutigem Straßen-Kampf war die Stadt erst nach Tagen völlig gesäubert und wir dem Gegner auf eine Insel mitten im Strom nachgestoßen, die - vorerst im Stoß und Rückstoß hart umkämpft - schließlich auch in unserem Besitz blieb. Was aber dann die Verteidigung, die ein Glied des gigantischen Kessels um Kiew war, noch an Opfern forderte, entsprach der Größe und Härte des Kampfes hier im gesamten Osten. Fernartillerie und Bomber belegten Tag und Nacht die Stadt, besonders aber die Insel mit ihrem Feuer, ohne freilich die deutsche Widerstandskraft beugen zu können. Wieder stand hier der deutsche Offizier mit im schwersten Einsatz: das Regiment auf der Insel verlor durch Verwundung seinen Kommandanten, sein Nachfolger fiel, nachdem er am Vorabend den Heldentod seines Sohnes erfahren hatte... Und von den 14 Kompanieführern, mit denen das Regiment am 23. Juni den Bug überschritten hatte, lebte nach diesen Kämpfen nur einer mehr. - Dann blieb unsere Division in Ruhestellung, bis es vor mehr als einer Woche aufging zu neuem Vorstoß. Am 22. September, genau ein Vierteljahr, nachdem wir den Bug überschritten hatten, gingen wir frühmorgens über den Dnjepr. Der Ring um Kiew war geschlossen, die Auflösung der dort eingeschlossenen Armeen im Zuge - wir aber gingen schon wieder in neuer Richtung dem Osten zu, vorbei auch an Poltawa, Karls XII., Schicksalsstadt von 1709. Nichts erinnert in dieser „Stadt" an dieses Jahr. Sie ist so armselig und dürftig, verelendet und schmutzig wie alle „Städte", die wir in letzter Zeit passierten. Immer noch vorherrschend die Lehmziegelbauten, seltener Steinbauten, ganz selten mehrstöckige Bauten, typisch im stillosen Stil der Jahrhundertwende oder im fratzenhaften der Systemzeit. In den Parks armselige, nach der Schablone gearbeitete Gipsfiguren: ein Arbeiter mit Tennisschläger, ein Mädchen im Badetrikot, und dazwischen herumlungernde, bettelnde Gestalten oder Mädchen, deren Verhalten wir ganz eindeutig charakterisieren würden, wenn nicht manchmal Bedenken aufsteigen wegen der zu großen Zahl. Ist das doch schon Frucht der freien Entwicklung im Sowjetstaat?

Denn in den Dörfern ist es innerhalb der Bevölkerung doch ganz anders. Überall noch hängen die „Heiligen", besonders Madonnenbilder in den Stuben, und zwar reihum an den Wänden in bunter Zahl. Immer noch sind die Stuben sauber, die Menschen reinlich, und gerade auch die weibliche Bevölkerung bei aller Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft zwischen Deutschen und Ukrainern doch von einer Zurückhaltung, die manchen jungen Landser schon zur gelinden Verzweiflung getrieben hat, die aber zur Hochachtung zwingt. Die ganze Bevölkerung steht noch viel zu sehr unter dem Eindruck des unmittelbaren Kampfes (meist sind ja kaum die Roten weg, wenn wir ein neues Quartier beziehen) als daß sie schon ganz offen zu sprechen wagten. Aber daß das Land hier, wenn es behutsam geschieht, nicht nur in seinen materiellen Gütern für uns gewonnen werden kann, davon bin ich fest überzeugt.

Vorläufig freilich steht vor diesen Problemen der Kampf um den Sieg. Der Winter hat am 28. September seine ersten Boten in Form eines Regen- und Schneetreibens

Digitized by Google

geschickt, wir alle haben uns mit dem „Gedanken" eines Winterfeldzuges vertraut gemacht, der in mancher Hinsicht - besonders was den Verkehr betrifft - vielleicht sogar eine Erleichterung gegenüber dem Schmutz und Schlamm bringen wird.

Nun bitte ich Sie wieder, meine Grüße an alle Angehörigen des Reichsinstituts zu übermitteln. Ganz besonders aber grüße ich Sie persönlich in aufrichtiger Verbundenheit; ich freue mich, wenn ich nach dem Siege wieder an meine Arbeit kann, für die ich jetzt manch' neuen Standpunkt, manches Verständnis früherer Handlungen gewonnen habe! ...

Die Eroberung der Landenge von Perekop...

17. Oktober 1941.

Es ist wenig einladend und verlockend, Ihnen und damit allen Kameraden des Reichsinstituts einen Bericht aus der Salzsteppe der Krim zu schreiben. Schneidend und erbarmungslos pfeift der Ostwind über das ebene Land, tief hängen die grauen Wolken auf die baumlose, vegetationslose Gegend. Im schilfstrohgedeckten Dachgebälk unserer Schlafstelle - es ist der Gefechtsstand des Regiments! - knistert und ächzt es, um den ärmlichen Lehmherd sammeln sich naß und fröstelnd die Männer, schon gegen 16 Uhr beginnt es zu dämmern. Draußen in den Panzerdeckungsgräben und Löchern ist es noch unangenehmer, da klebt die Erde, das Stroh wird schon nach wenigen Tagen muffig, und die regenstraffe Zeltbahn ist ein mäßiger Schutz gegen die Kühle des Abends und die Kälte der Nacht.

Wieviel falsche Begriffe sind landläufig mit dem Namen Krim verbunden! Man träumt von Jason und Medea, von Phöniziern und Griechen, erinnert sich der Genuesen und Venetianer - und denkt nicht an den Pontos Axeinos und Ovids Tristia. Man schwelgt in Gedanken an die palmenbesetzte Südküste, denkt an Jalta, Livadia oder Feodosia und vergißt die über 100 km tiefe Salzsteppe, die jenen noch so fernen schönen Küstensaum mit dem Festland verbindet.

Und gerade diese Landenge von Perekop, die auch der Wehrmachtsbericht namentlich genannt hat, dieser schmale Steg zwischen Ukraine und Krim, hat unsere Division den schwersten Kampf dieser 25 Monate gekostet. Die Ukraine mit all ihrem Reichtum und Elend, mit ihrer Abwechslung und Eintönigkeit lag hinter uns, als wir nach ein paar starken Märschen vor dem Dnjepr standen. Noch rauchten die Trümmer der schwer umkämpften Kleinstadt, vor der die tapferen Pioniere eine breite Notbrücke errichtet hatten, als unser Regiment an einem Sonntag über das Hügelland heranmarschierte. In der Abenddämmerung stiegen die Kompanien auf einem durch das Steilufer gebahnten Notweg hinab an den Flußrand. Während weiter oben Artillerie und motorisierte Teile auf der Brücke übergingen, brachten hier Sturmboote und eine Fähre Männer, Pferde und Wagen sicher ans andere Ufer. Jeder Angriff der russischen Tiefflieger scheiterte an der Wachsamkeit der Flak, in riesigen Springsäulen zischten die Wasser unter dem Druck der Bomben empor. Von ferne leuchteten die Brände einzelner Strohstadel und Bauernhöfe herüber, das letzte Mondlicht lag gedämpft auf dem leise ziehenden Wellenband. Als letzte des Bataillons fuhren der Kommandeur und ich gegen Mitternacht auf die ostwärtige Seite. Wir standen schon am nächsten Tag im Gefecht, der Feind mochte ahnen, daß der Südstoß sich gegen die Krim richten

Digitized by Google

würde. Der infanteristische Widerstand der Roten war bald gebrochen, ihre wendige Artillerie wich ebenfalls rasch aus - es blieb die ärgerliche Belästigung durch die roten Flieger, die Tag und Nacht nach den Marschbändern suchten und ihren „Segen" abwarfen. In Eilmärschen drängte alles vorwärts, an einem Abend erreichte unser Bataillon als rechter Flügelmann der ganzen großen deutschen Ostfront das Schwarze Meer. Als Beobachtungsstelle bezog der Major mit mir einen ragenden Strohhaufen, dessen wärmende Fülle uns nachts wohltat, während wir tagsüber mit Glas und Scherenfernrohr über die Meeresbucht zum Feind "hinüberspitzen" konnten, ohne selbst gesehen zu werden!

Ein paar Tage vergingen, bis alle Vorbereitungen zum Großangriff gegen die Landenge von Perekop getroffen waren. Feindkarten und Luftbilder gaben genauen Aufschluß, was uns da erwartete: eine tiefgestaffelte, schwerbefestigte Stellung, ein wirkliches Festungs-Kampffeld mit Drahthindernissen, Panzergräben, Erd- und Betonbunkern, Schartenständen und anderen Abwehrlöchern. Rückgrat der ganzen Stellung war der sog. Tatarengraben, ein riesiger Erdgraben von 15 Meter Tiefe und 7 km Länge, dessen Südrand beträchtlich überhöht ist und, von der gleichmäßigen Ebene her gesehen, wie ein scharf vom Himmel abgegrenzter Gebirgskamm erscheint. In diesen Tatarenwall hatte der Feind in Gräben, Scharten und Luken Maschinengewehre, leichte Geschütze und Granatwerfer gut gedeckt eingebaut. Geschützt durch die Hindernisse und Minenfelder konnten die Roten hier getrost einen Angriff von Norden erwarten, einen Ansturm, der wie auf einem glatten Tisch an den Tatarengraben heranbranden mußte.

Wir haben zweieinhalb Tage gebraucht, um den Raum von 7 km vor dem Tatarengraben in die Hand zu bekommen. Schritt- und sprungweise haben sich die Kompanien vorgearbeitet, viele der besten Kameraden sind hier geblieben, noch mehr verwundet worden, aber der Erfolg gehörte uns. Es war eine stolze Stunde, als wir bei strahlendem Sonnenschein auf dem Kamm des Tatarengrabens standen; von dieser Höhe aus war ein Einblick in das Kampffeld möglich, wie es keine Wochenschau vermitteln kann; Panzerangriffe der Gegner brachen unter den Schüssen der Pak und den Bomben der Stukas zusammen, Tiefffliegerangriffe mit Ratas und Martins wurden von der Flak und M.Gs. abgewiesen, die Luft dröhnte vom Artillerieduell, bei dem unsere 30,5-cm-Granaten mit dem Stampfen eines D-Zuges durch die Luft fuhren. Die Wolken des Staubes mischten sich mit den Brandschwaden aus den Dörfern und mit dem stickigen Dampf brennenden Steppenbodens. Als schließlich noch im Westen drei Kriegsschiffe gesichtet wurden, die in den Inselkampf eingreifen wollten, war der Kampf der Infanterie hier auf den Höchststand der „Möglichkeiten" gediehen.

Die nächsten drei Tage gehörten der weiteren Säuberung der Landenge; die Roten haben es uns nicht leicht gemacht; Nest für Nest mußte mit Pak oder Handgranaten ausgeräuchert, Kilometer für Kilometer regelrecht erkämpft werden, aber die entscheidenden Stellungen sind in unserer Hand. Morgen beginnt der neue Angriff, der endgültig das Tor zur Krim aufstoßen wird; er wird wieder nicht leicht werden, denn die Bestien, die uns gegenüberliegen, sind zäh und heimtückisch. Aber wir werden es schon schaffen.

Das E.K. II. Kl. und das Infanteriesturmabzeichen, das ich nun zum K.V.K. II. Kl. mit Schwertern trage, ist mir nun Erinnerung und Mahnung an die Herbsttage

Digitized by Google

der Krim. Wie mag der Winter werden? Wird man Zeit haben, ein wissenschaftliches Buch zu lesen? „Reich und Reichsfeinde" warten auf die Durcharbeitung...

Im Kampf um Petersburg...

17. September 1941.

Heute ist bei uns Festtag. Es gibt für jeden ein halbes Kochgeschirr Bier, ein paar Gläschen Wodka, recht viel gute Zigaretten - und eine warme Scheune oder eine Bauernstube als Quartier für jede Gruppe. - Der Lugakessel ist bis auf kleine Reste bereinigt. Und damit ist unser Herumliegen in feuchten Sumpfwäldern bei Regen und Kälte und unser Durchsuchen von Wäldern, Dickichten und Sümpfen beendet. Wir sind alle verteufelt froh darüber. Waren wir doch beinahe Wochen hindurch nicht aus den pitschnassen Stiefeln herausgekommen; hatten wir doch ebenso lange oft nur mit dem allernötigsten Gepäck ausgerüstet Tage und Nächte in dem sumpfigen Waldgelände - bald an dieser, bald an jener Seite des Kessels - verbracht und dem Russen das Durchstoßen verwehrt; und hatten wir als Kradschützen beim Durchkämmen der Wälder nicht auch der Infanterie ebenbürtige Marschleistungen vollbracht!

Heute stehen wir schon wieder über 100 km weiter ostwärts und sichern südlich des Ladoga-Sees mit Front nach Osten Rücken und Flanke der Petersburg einschließenden Divisionen. Es ist eine zur Zeit ruhige Aufgabe; denn der Russe operiert hier anscheinend nur mit schwächeren Kavallerie-Einheiten. Nach dem Durchbruch durch die Luga-Linie, dem Stoß in die Tiefe bis hart südlich Krasnogwardeisk und der Säuberung des Kessels können unsere Männer auch etwas Ruhe vertragen, um Waffen, Gerät und Bekleidung wieder völlig in Ordnung zu bringen.

Fortsetzung, 19. September 1941.

Mit der Ruhe ist es jedoch nichts geworden. Wir sind wieder 50 km weiter gerückt und stellen uns zum Angriff Richtung Osten bereit. Der Feind scheint hier nicht mehr voll kampffähig zu sein. Wenigstens verteidigt er sich nicht mehr so fanatisch wie zu Anfang des Feldzuges. Wenn die Panzer anrollen, ist es meist mit seiner Widerstandskraft vorbei. Nur nachts rafft er sich noch zu erheblich unangenehmen Störungsstoßtruppunternehmen auf. Zur Zeit beharkt uns seine schwere Artillerie tüchtig.

Und zu mir selbst. Es geht mir nicht anders, nicht besser und nicht schlechter als den Millionen deutscher Soldaten, die in diesem trostlos weiten und eintönigen Rußland herumziehen und ihre Pflicht tun. Sicher fällt mir vieles noch leichter als anderen Kameraden, weil ich an Strapazen durch Fahrten und Hochgebirgstouren doch recht stark gewöhnt bin. Am 1. September habe ich bei einem Gefecht an der Nordseite des Lugakessels einen kleinen Granatsplitter abgekriegt. Die Verwundung war aber so leicht, daß ich die Kompanie und den Dienst nicht zu verlassen brauchte. Wie in Frankreich und Jugoslawien bin ich jetzt wieder Zugführer in einem Kradschützenbataillon, das zum Verbande einer Panzerdivision gehört. Nur die Kompanie habe ich gewechselt, in mein altes Bataillon bin ich nach Ablauf meiner Kommandierung zu einem Feld-Ersatz-Bataillon zurückgekehrt.

Digitized by Google

Jetzt wird es Abend, und ich muß den Brief beenden. Morgen soll hier der Angriff steigen. Ein Stukageschwader hat sich gerade vor kurzem auf die sowjetrussischen Batterien gestürzt und gute Vorarbeit geleistet...

19. Oktober 1941.

Aus meinem Unterstand vor Leningrad möchte ich mit einem Gruß an Sie dem Reichsinstitut meine Feldpost-Nummer angeben, damit mich Ihre Mitteilungen auch hier draußen erreichen. Eben haben wir uns tief in die Erde eingegraben, da geht es schon wieder weiter, um mit unseren Mörsern einen anderweitigen Angriff zu unterstützen. Tag und Nacht gibt es zu tun, - augenblicklich ist der Feind recht still geworden, nachdem wir ihm seine besten B.-Stellen weggeschossen haben. Auch vor uns liegt die große Stadt wie ein Rätsel. Wer wird sie bezwingen, Hunger oder Kanonen und unsere wundervolle Infanterie? Kein Schuß der schweren Geschütze darf ungenau heraus, um denen ganz vorn das Leben zu erleichtern. -

Der Dreck ist maßlos, das Elend um uns herum grenzenlos. Als ich vor Jahren von Moskau nach Deutschland zurückkam, wollte niemand die Erzählungen von diesem düsteren Vegetieren des sowjetischen Menschen glauben. Heute sehen es Millionen leibhaftig vor sich. Diese Menschen leben von rohen Kartoffeln, von rohem Weißkohl, sie vertragen es, Gras zu fressen. Es ist ein bitteres Elend und man muß sich oft recht hart machen.

Millionen tragen heute ein Bild von Deutschland in sich, das sie ohne diesen Kontrast vielleicht niemals in sich entdeckt hätten. Auch in meiner Batterie befinden sich einige gründlich Geheilte.

Mein kleines Wachslicht will nicht mehr brennen. Ich wollte meine Mitteilung an Sie nicht länger verzögern, - und die nächsten Tage bringen viel Arbeit...

Ostwärts des Wolchow, am 31. Oktober 1941.

Wir stehen in den Vorbereitungen für ein entscheidend wichtiges Stoßtruppunternehmen, das heute abend oder morgen früh starten soll. Ich kann Ihnen deshalb nur kurz antworten und für Ihren Brief vom 20. Oktober danken.

Unsere Panzer-Division hatte südlich des Ladoga-Sees noch Kämpfe zu bestehen, die an Härte alles Bisherige, selbst alle früheren Gefechte des Rußland-Feldzuges weit übertroffen haben. Uns gegenüber standen mehrere russische Divisionen, ausgerüstet mit einer großen Zahl von Panzern, auch vielen 52-Tonnern. In deren Angriff, der mit weit überlegenen Kräften vorgetragen werden sollte, sind wir hineingestoßen und mußten uns dann gegen die täglich erneuerten feindlichen Vorstöße verteidigen, die Leningrad entlasten sollten. Am ersten Kampftage in diesem Abschnitt konnte ich mit meinem Zuge der ganzen Kampfgruppe den weiteren Vormarschweg dadurch öffnen, daß wir eine stark besetzte und hart verteidigte Waldstellung aus der Flanke und von hinten im Sturm genommen und dabei 250 Gefangene gemacht haben. Dafür bin ich mit dem E.K. I. Kl. ausgezeichnet worden. Leider waren unsere Verluste auch sehr groß. Am folgenden Tage fiel der Führer der Kompanie aus, in der ich in Frankreich und Jugoslawien Zugführer war. Deshalb bin ich - jetzt als Kompanieführer - zu

Digitized by Google

meiner alten Einheit zurückgekehrt. Ihre Reihen sind allerdings licht geworden. Nachdem inzwischen einige leichtere Verletzte aus Lazaretten zurückgekommen sind, kann die Kompanie wenigstens wieder einen vollen Zug mit drei Gruppen und eine SMG-Bedienung zusammenstellen.

Zur Zeit befinden wir uns in dem fast völlig unpassierbaren Sumpf- und Waldgelände ostwärts des Wolchow. Wir greifen an.

Es geht los. Ich muß schließen...

SD.-Aufgaben unter den Volksdeutschen.

7. November 1941.

Gestern erhielt ich die Feldpostbriefe von den Kameraden des Reichsinstituts, wofür ich herzlichst danke. Ich freue mich immer besonders über diese Briefe. Die meisten von uns sind nun doch schon 2 Jahre Soldat, da schleift sich so manches ab. Aus diesen Briefen spürt man aber immer neben dem großen Erleben des Augenblicks die Größe unserer ganzen Geschichte. Vielleicht durfte ich ganz besonders erleben, wie schicksalhaft für unser Volk gerade der Marsch nach Osten ist. Trafen wir doch, seitdem wir vor nunmehr viereinhalb Monaten die Reichsgrenze bei Preßburg überschritten, beständig auf deutsche Siedlungen, so zuerst im nördlichen Banat, dann in Siebenbürgen, in Bessarabien - wenn auch aus Bessarabien die meisten inzwischen rückgesiedelt wurden - und nun im Süden Sowjet-Rußlands. Wenn hier auch die deutschen Siedlungen schwer gelitten haben, so lassen doch die Dörfer erkennen, daß hier deutscher Geist am Werke war und ist. Trotz schwerster Existenzkämpfe hat sich das Deutschtum hier noch besser gehalten, als ich zu hoffen wagte. Acht Wochen lang stand hier die Front mitten in einem volksdeutschen Siedlungsgebiet vor der großen Stadt O. Nur wenige deutsche Einheiten lagen an dieser Front. Wir selbst hatten keinen Kampfauftrag, sondern erfüllten die uns gestellten SD.-Aufgaben und übernahmen den Schutz der Volksdeutschen. Bei Erfüllung dieser Pflichten lagen wir allerdings auch meistens zwischen den Artilleriestellungen und der ersten Linie und rückten schließlich mit der Spitze der verbündeten Truppen in die Stadt O. ein, um dort wichtige Objekte sicherzustellen. - Glücklich war ich über meine Aufgaben zum Schutz der Volksdeutschen. Zeitweise hatte ich drei rein deutsche Dörfer zu betreuen, mußte sorgen für die Einbringung der Ernte, die Instandsetzung der Wohnungen, setzte eine volksdeutsche Selbstverwaltung ein, gründete den Ordnungsdienst und die „deutsche Mannschaft" und schaltete schließlich die Elemente aus, die zwar noch deutsches Blut in den Adern hatten, von fremdem Geist aber geblendet waren und viel Unheil angerichtet hatten. In den Dörfern hielt ich Versammlungen ab und durfte zu diesen Menschen sprechen vom Reich und der großen Heimkehr. Unaussprechbar war das Erleben solcher Stunden. Diese Menschen, gemartert bis aufs Blut, keine Familie vollzählig, mehrere Wochen nun im Kampfgebiet gelegen, mußten erst von jenem Schreckensbann gelöst werden. Am letzten Sonntag in diesem Gebiet - wir lagen inzwischen außerhalb feindlicher Artillerieeinwirkung - hielt ich unter hohen Bäumen neben der Kirche eine Morgenfeier ab; es war eine Feier des Lebens, des Wiedererwachens, der Heimkehr. Wie glücklich war ich, zu diesen Menschen vom Reich sprechen zu dürfen und ihnen

Digitized by Google

sagen zu können, daß sie nun wieder freie Bauern auf deutschem Boden werden, Bauernkrieger im Osten des Reiches, die neben dem Pflug wieder das Schwert führen werden. Am tiefsten aber ergriff sie das Leben des Führers, das ich in wenigen Bildern vor ihnen entrollte. - Danach kamen sie zu mir mit der Bitte, am nächsten Sonntag wieder eine solche Feier durchzuführen.

Wenige Tage darauf aber rückten wir in die Stadt O. ein und hatten nun neue, andere Aufgaben. Diese Stadt ist gut geeignet, um Einblicke zu bieten in das nun bereits zerschlagene, vergangene System, das seiner endgültigen Liquidation entgegengeht. Wir wohnen hier in einem riesigen Palast außerhalb der Stadt, umgeben von mächtigen Parkanlagen. Dieser Palast aus Beton und Glas war das Erholungsheim für die bolschewistischen Funktionäre. Alte Angestellte berichteten uns vom Leben dieser Genossen. 99% der Erholungsbedürftigen waren Juden, eine Jüdin führte das Regiment. Die Zimmer sind mit allem Komfort eingerichtet. In den weit ausgedehnten Parkanlagen befinden sich, neben Brunnenanlagen und Gipsfiguren nach Proletarierart, ein mächtiges Badehaus, Sportanlagen, Tennisplätze und ein Konzerthaus. Das Leben dieser Genossen und Genossinnen erschöpfte sich hier, wie alle Angestellten bezeugen, in Fressen, Saufen, Hurerei! Entschuldigen Sie bitte die derben Ausdrücke, aber man kann das Leben dieser Genossen hier gar nicht scharf genug kennzeichnen. Und das alles inmitten tiefster Armut. Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man sich die Judenwohnungen in der Stadt betrachtet. Hier ist zum Teil ungeheurer Reichtum gestapelt worden in wertvollen Teppichen, Vasen, Gemälden usw. Es heißt allgemein: „Der reichste Russe ist ärmer als der ärmste Jude". Dieses Land war tatsächlich ein Paradies, aber im jüdischen Sinn und nur für Juden. War ein Einheimischer reich, dann war dies ein Grund, um ihn nach Sibirien zu schicken. Der Jude aber konnte sich alles kaufen, hatte in vielen Fällen sein Auto, seine Hausangestellten und sogar ein Landhaus. - Nun aber ist das alles vorbei. Der jüdische Weltherrschaftstraum ist hier ausgeträumt, die Juden zahlen endgültig ihre Zeche. Unter Führung Deutschlands aber marschiert ein neues Europa, wird eine neue, organische Ordnung aufgebaut.

Wir haben alle den Eindruck gewonnen, daß unsere Propaganda im Reich die Zustände im Sowjetparadies noch gar nicht scharf genug gegeißelt hatte. Die Armut des Volkes einerseits und das Wohlleben der Juden andererseits übersteigen das Begriffsvermögen eines normalen Menschen. Man sprach auch bei uns in den letzten Jahren oft, daß durch die Liquidierung jüdischer Köpfe eine Art Judendämmerung von entscheidendem Ausmaß sich in Rußland vollziehen würde. Dies war aber weder der Fall, noch war es überhaupt möglich, denn die Juden hatten hier vollkommen die Macht und beseitigten selbst alles rücksichtslos, was ihnen hätte gefährlich werden können. Übrig blieb eine stumpfe Masse, die vielfach wie ein angeschossenes Tier sinnlos gegen uns anzurennen versuchte bis zum letzten Atemzug, gefangen, aber sich genau so schicksalhaft in die neue Wirklichkeit einfügt. -

In diesen Tagen beenden wir unsere Aufgaben hier. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, werden wir wieder bei der kämpfenden Truppe sein, viele 100 km ostwärts von hier...

Digitized by Google

Kiew - Desna - Wjasma - Krim...

14. Dezember 1941.

... Die grenzenlose Weite hat ihre vielfachen Tücken. Eine davon ist die, daß dem Postgaul manchmal der Atem ausgeht und er seine Sendungen erst nach Wochen Verschnaufens ans Ziel bringt - und wenn er am vermeintlichen Ziel ankommt, muß er oft leider feststellen, daß der, an den die Sendungen bestimmt waren, längst weitergezogen ist. Im Zeitraum zwischen Mitte September und jetzt habe ich lediglich einmal Post erhalten. Ich weiß nicht, wieviel von dem, was mich nicht erreichte, zurückgekommen und wieviel überhaupt verloren gegangen ist. Im Hinblick darauf bitte ich es zu entschuldigen, falls ich einen Brief von Ihnen nicht beantwortet haben sollte.

Kurz nachdem ich das letztemal an Sie geschrieben hatte, trat für uns vor Kiew Liegende das große Ereignis ein, auf das wir so lange gewartet hatten: deutsche Soldaten rückten in die ukrainische Hauptstadt ein und von der Zitadelle wehte die Reichskriegsflagge. Drei Wochen lang war man aus dem Dorf G. nach vorn gefahren, als Funker mit dem AVKo-Leutnant, in der Morgendämmerung, noch eben bevor das erste Rot überm Horizont aufstrahlte, bei klarem Sternenhimmel, angesichts phantastischer Wolkenbildungen, bei Regenwetter, im Nebel, war über die vom Feind eingefahrene und durch seine Artillerie unregelmäßig beschossene Höhe im Karracho hinweggefahren, hatte unten im Wetatal, in der Idylle von Wiesengründen, Obstgärten, Strohdachkaten, Pappelzeilen und Eichgehölzen das vor Kurzem noch hart umkämpfte, nun menschenleere, im feindlichen Artilleriefeuer liegende Dorf Potschtowaja kennengelernt, hatte die unvergeßlichen Bilder in sich aufgenommen, die zerschossenen, im Straßengraben hängenden Kraftwagen und Traktoren, die weggeworfenen oder in den leblosen Händen gebliebenen Flinten und Maschinengewehre, die Tankhindernisse, stinkenden, aufgedunsenen Pferdekadaver, streifenden Hunde und schwelenden Holzruinen, ein Übermaß von Zerstörung im reifenden Herbst; dann war man am andern Hang, dessen Eichen so jämmerlich zerfetzt in den Himmel starrten, aus dem Wagen gestiegen und durch die trichterbesäte Schlucht vorgegangen zum Holzunterstand, drei Wochen lang, wissend, daß es ein Gesetz der großen Zahl gibt. Nun sprach aus eben dieser Landschaft ein großes Ausruhen. Im Sonnenschein des klaren Herbsttages lag das Dorf im Wetagrund, auf den ausgebrannten Hausstellen sah man die heimgekehrten Bauersleute nach Topfscherben stochern, sah auf dem freien Platz vor den verkohlten Pfähle einen Unentwegten einige Büschel Korn dreschen, indes er seine Kuh seitab an einen Baum gebunden hatte. Und dann kam auch der Augenblick: Man fuhr über die Gräben und Granattrichter, über die Stellungen langer Wochen hinaus und erlebte eine großartige Vedute. Auf der neuen Rollbahn rückte Kolonne an Kolonne vor und Männer und Frauen und Kinder in unförmig plumper Russentracht zogen mit Rückenlasten, mit bepackten Handkarren und Pferdefuhrwerken der Stadt entgegen, die sich türmestolz, in majestätischer Breite am Horizont aufbaute. Die Tünche der Häuser leuchtete festlich hell, aber eine schwere schwarze Rauchfahne trieb der Ostwind schräg übers Feld, auf dem die jungen Obstbäume in langen Zeilen paradierten. Obwohl das Zentrum brannte, stand ich dann vor dem heiligen Bezirk der Kirchen, über denen das Barockkunstwerk des Kathedralturms aufsteigt. Aber der Zugang blieb verwehrt. Aber der Straße gähnten die Fensterhöhlungen des kurz nach der Eroberung

Digitized by Google

durch bolschewistische Minen gesprengten Arsenals. Dasselbe befürchtete man vom Kathedralbezirk. Auch am Eingang zur Sophienkirche, der ehrwürdigen, die zuletzt als kunsthistorisches Museum gedient hatte, deutete ein Anschlag auf Minengefahr hin, aber trotzdem sah ich dann die herrlichen alten Mosaiken und Fresken und den Sarkophag des großen Wladimir. Und von Parkhöhen blickte ich dann hinunter auf das breite Silberband des Dnjepr, über das die Pioniere eben eine Pontonbrücke bauten zu neuen Wegen in den Osten.

Kiew blieb ein kurzes, aber tiefes Erlebnis. Die Fülle historischer Denkwürdigkeit blieb umso eindrucksvoller, als das, was folgte, so leer an Geschichte, geradezu feindselig allem Historischen gesinnt erschien. Wir fuhren kurz darauf durch die weite Ebene östlich des Dnjepr und durch das Land um die Desna, über 600 km nach Norden. Die verwahrloste, aber in ihrer barocken Wucht und Festlichkeit bezaubernde Kirche Rastrellis im kleinen Koselaz war eine Einmaligkeit. Von den andern Plätzen blieben im Wesentlichen nur der Name und das sich wiederholende Bild der Zerstörung im Gedächtnis haften: Tschernigow, Gomel, Tscherikow, Propoisk, Kritschew, Roslawl, Backsteinhaufen, ausgebrannte, eingestürzte Häuser, einsam ragende Kamine. Die östlichen Elemente und ihre ahasverischen Berater waren stur dem Gesetz der Geschichtsfeindlichkeit treu geblieben, das die russische Landschaft aufzuzwingen scheint.

Anfang Oktober standen wir an der Desna hinter Roslawl, etwa 300 km von Moskau entfernt. Am zweiten Oktober begann die große Offensive mit dem Übergang über den Fluß. Der Tag endete in Trauer. Mitten in die Pausenstimmung nach der Artillerieeinleitung schlug ein Volltreffer und riß vier Kameraden hinweg. Das Kesseltreiben um Wjasma zwang uns zwar auf grundlose Wege, aber durch herbstlich bunte Birkenwälder, bescherte uns Biwaks im klirrenden Frost und schließlich den zu frühen Schnee. Endlos schier waren die Züge der Gefangenen, die an uns vorüberzogen. Dann kam die für die Heeresartillerie bezeichnende Abkommandierung in einen anderen Heeresabschnitt. Als wir im Tauwetter durch die Sumpfwälder um Roslawl fuhren und Bobruisk an der Beresina zustrebten, ahnte keiner, welch lange Bahnreise uns bevorstand: Minsk berührten wir, die protzige Fassade des Leninhauses stand bleich im Morgengrauen, auf den Dächern der Vertragsstadt am Bug, Brest, lag sauber weißer Frischschnee, in den Sümpfen und Seen des Pripetlandes spiegelten sich heiter lächelnd und tiefernst Birken und Kiefern, durch die Straßen Rownos trieben die gelben Davidsterne wie herbstlicher Blätterfall, Berditschew erhob trotz Zerstörung stolz seine Silhouette über dem Tal des Tetérew, kleine Nester hatten scheußlich verdreckte Straßen und unglaublich große Bahnhöfe. Schließlich kam die große Enttäuschung, der frostige Süden. Aber dem so säuberlich seine planmäßige Anlage darbietenden Nikolajew und seinen blauen Wassern spannte sich ein wolkenloser Himmel, aber der Nordwind blies frostig, und so in Cherson, das trotz Bolschewistenherrschaft den Charakter der vornehmen Großgrundbesitzerresidenz der Zarenzeit bewahrt hatte, und so erst recht in der Steppe östlich des Dnjepr und südlich der Landenge von Perekop. Aber der Nordwind verlor seine Schärfe, als wir in die Berge kamen. Malerische Tatarendörfer, Obstplantagen und Pappelzeilen, kahle Karsthänge und ferne Schneegipfel, südliche Vegetation und orientalische Gebräuche schienen aus Rußland hinauszuführen. Aber es kam der Einsatz zusammen mit den verbündeten Rumänen gegen die auch hier sich zäh verteidigenden Sowjetstreitkräfte. Ich selbst war noch kurze Zeit als AVKo-

Digitized by Google

Funker vorn, dann kam die Ablösung. Seit acht Tagen bin ich bei der Armee als Dolmetscher für Russisch. Außerdem freue ich mich, Ihnen mitteilen zu können, daß mir für den Einsatz vor Kiew das E.K. II verliehen worden ist.

Die Sphinx des Ostens!

10. Dezember 1941.

Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, ist der russische Winter hereingebrochen. Man muß sich erst an die schroffen Gegensätze des kontinentalen Klimas gewöhnen. Nicht selten gibt es innerhalb 24 Stunden Übergänge von klirrendem Frost bis 30° zu Tauwetter mit frühlingsmäßig anmutender Naturstimmung. Aber an solche und viele andere Ungelegenheiten hat man sich überraschend schnell gewöhnt. Auch daran, daß man durch die Postverhältnisse gezwungen ist, die Zeitbegriffe vollends zu relativieren. Unsere eigenen Briefe brauchen zwar zumeist nur 2 bis 3 Wochen. Aber von der Heimat dauert es länger, vor allem können wir nur in größeren Abständen Kommandos ausschicken, die für uns „fahrendes Volk" die Sendungen bei unserer Poststelle holen. So sind die Dinge längst nicht mehr „wahr" und es vergehen 2 bis 3 Monate, bis die Antwort auf irgendwelche Fragen und Nachrichten eintrifft.

Deshalb muß ich auch schon heute die Gelegenheit ergreifen, Ihnen und Ihren Mitarbeitern zum Weihnachtsfest und Neuen Jahr meine Grüße zu senden. Die Wünsche, die einen dabei bewegen, kommen hier aus dem Osten wohl aus besonders tiefem Herzen. Gerade wir, die wir ziemlich weit herumgekommen und auch immer wieder Zeit und Gelegenheit haben, uns umzusehen und manches zu hören, dabei aber immer weit vorn bleiben und nicht wie andere Einheiten unserer Art in gewissen Abständen nach der Heimat zurückkommen, erhalten die stärksten Eindrücke von Land und Leuten und der furchtbaren Gefahr, die der Führer noch in letzter Stunde von uns abgewandt hat.

Es ist nicht leicht, die Sphinx des Ostens zu enträtseln. Eins ist jedenfalls sicher: die Bilder und Vorstellungen, die man sich früher gemacht hat, sind weitgehend schief, oder doch unvollkommen gewesen. Ich habe nie zu denen gehört, die die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft dieses zähen Riesen und damit die Dauer eines Krieges gegen die Sowjets auf die leichte Schulter genommen haben. Aber der unmittelbare Augenschein und die eigene Erfahrung übertreffen doch alle Erwartungen. Zunächst ist es die unermeßliche Weite dieses Landes, die einen stets aufs Neue in ihren Bann schlägt. Und in Verbindung und Steigerung dazu die unvorstellbare Armut und Kulturlosigkeit des breiten Volkes. Man kann gewiß nicht sagen, daß das „Volk" als solches seinen Charakter geändert, oder in seinen Fähigkeiten auf eine höhere Stufe gehoben worden wäre. Nein, die Lösung mancher Rätsel scheint mir gerade darin zu liegen, wie es die bolschewistischen Machthaber verstanden haben, aus dieser dumpfen und amorphen, aber zähen und lebenskräftigen Masse, gerade in geschicktester Anpassung an ihre Eigenheiten Leistungen herauszuholen, die fraglos erstaunlich sind. Was an Feinheit, Gediegenheit, Selbständigkeit und differenzierter Empfindungsgabe fehlte, das wird bar jeden Gefühls für „Anmut, Würde und Schönheit" durch „Masse" und „Maschine" ersetzt. Der Einzelmensch besitzt nicht den geringsten Wert. Will er nicht mittun, so hat er zu verschwinden und schafft er's nicht, so schaffen

Digitized by Google

es andere - in jedem Falle stehen dann für einen zehn andere zur Verfügung. Ebenso steht es mit dem Material: Wir, die wir aus einem Lande kommen, wo die Sparsamkeit und die Erreichung höchster Leistung mit den geringsten Mitteln zum selbstverständlichen Gesetz geworden ist, stehen staunend und kopfschüttelnd vor den plumpen Motoren. Sie stellen eine wüste Materialverschwendung dar und brauchen irrsinnig viel Benzin - aber sie halten und schaffen das, was sie schaffen sollen und sie bieten für die Herstellung keine besonderen technischen Schwierigkeiten. Und so ist es mit allem, - bis hinab zu der automatischen Kupplung der Großraumgüterwagen, zu den klotzigen Eisenbetonmauern der Fabriken. „Konstruktionsfeinheiten" wird man vergeblich suchen. Was nicht recht zusammenpaßt, wird durch eine rohe Schweißtechnik, die an allen möglichen und unmöglichen Stellen angewandt wird, lieblos und schief -, aber ungeheuer bezeichnend für dieses Land und die weltanschauliche Grundlage, auf der es z. Zt. beherrscht wird -, aneinandergefügt. - Und es hält, - es tut seinen Dienst! Es hält überraschend gut sogar - mag es auch einen vielfachen Kraftaufwand erfordern, damit umzugehen! Alles ist auf die „Primitivität" eingestellt. Und genau so verhält es sich auch mit der Menschenführung!

Es ist gar kein Zweifel, daß man aus der überwiegenden Mehrzahl dieses halb europäischen, halb asiatischen Volkes wirklich überzeugte Bolschewisten gemacht und damit in der Tat eine Lösung des Problems gefunden hat, das die russische Geschichte seit Peter dem Großen, ja seit Alexej beherrscht hat. Es ist eine der Möglichkeiten, wenn auch eine für uns tödliche und grauenhafte, Unhomogenes zusammenzufügen und das entstehende Gebilde nach innen und außen dadurch widerstandsfähig zu machen, daß man im Geiste des Marxismus alle Differenzierungen unberücksichtigt läßt, ja systematisch beseitigt, um aus den letzten Primitivitäten und Triebhaftigkeiten, also aus dem im beiderlei Wortsinn „Gemein"-Menschlichen heraus eine „Einheit" entstehen zu lassen. Man muß die Schulen hierzulande durchstöbert, Lehrmittel und Schulbücher (namentlich solche zur Erlernung der deutschen Sprache) in der Hand gehabt haben, um das zu erfassen. Wie primitiv ist das alles, aber gleichzeitig wie einprägsam, folgerichtig und für das einfachste Denken und Fühlen überzeugend zugeschnitten, womit hier schon in den grammatikalischen Übungssätzen die kommunistische Lehre eingeimpft und der Kampfeswille gegen alle anderen Völker und Lehren vorbereitet wird! Wie geschickt aber auch werden in den 10 Schuljahren selbst den Dummsten die Grundgesetze der Naturwissenschaft und Technik durch Tafeln und praktische Lehrmittel eingepaukt, die man für technische Arbeitszüge und vor allem für militärische Dienstleistungen braucht. Was eine Handgranate ist, wie ein Geschütz schießt und bedient wird, wie man sich tarnt, Heckenschützenkrieg führt - alles dies hat hierzulande schon der Abc-Schütze in seiner Fibel gelernt. Und gleichzeitig hat er gelernt, blind zu gehorchen und alles zu entbehren, - - - was er auch früher nicht besessen hat! Während er früher für die herrschende Adelsschicht schaffte und von ihr ausgesaugt wurde, so geschieht das heute genau ebenso für die bolschewistischen Machthaber. Man ist gewohnt, den Kopf hinzuhalten und die Knute zu spüren und entbehrt es ebensowenig wie früher, nicht als Einzelperson geachtet zu werden und auf das eigene Leben etwas geben zu können. Daher läßt man sich lieber in Fetzen schießen und aushungern, als von dem befohlenen Weg abzuweichen, auf den man einmal gesetzt ist, und auf dem man stur weiterläuft, ohne nach etwas anderem zu fragen,

Digitized by Google

weil man etwas anderes nicht kennt. Aber ein Unterschied besteht dabei doch gegen früher, und er macht das Sowjet-Rußland und seinen Menschen von heute erst zur Gefahr! Man hat es verstanden, ihm die Vorstellung einzusuggerieren, daß es nicht mehr ein ihm fremder, unerreichbarer, übermäßig reicher Stand ist, der ihn aussaugt, sondern, daß er *selbst* es ist, dem alle Arbeit und alle Entbehrungen, – die er im übrigen gar nicht so empfindet, wie wir das tun würden –, zugute kommen. Man hat tatsächlich den Bolschewismus weitgehend zu seiner eigenen, überzeugt verfochtenen Angelegenheit gemacht. Und dabei hat man ihm ständig die Vorstellung eingetrichtert, daß er von allen Seiten bedroht ist und nur dann aus eigener Kraft sich vor neuen Fremdbedrückungen schützen kann, wenn er die ganze übrige Welt zu seiner Ansicht bekehrt, d. h. unterworfen hat, – eine andere Welt, von der man ihm lehrte, daß dort die arbeitende Klasse noch weit ärmer, gedrückter und kulturloser sei als er selbst. –

Ein ungeheurer, echt jüdischer Volksbetrug hat sich da vollzogen, aber er enthält eine Wahrheit, die ihn zuerst zu der riesengroßen Gefahr gemacht hat, die wir heute zu beseitigen im Begriffe stehen: die Wahrheit, daß dieses Riesenreich zwischen Europa und Asien nicht von oben her „europäisiert" werden und in solcher Gestalt als gleichberechtigte Großmacht nur dann auf die Dauer Bestand behalten kann, wenn die ganze übrige Welt auf die Kulturstufe primitiver asiatischer Horden unter Hörigkeit eines raffinierten morgenländisch-jüdischen Herrschafts- und Ausnutzungsprinzips hinabgedrückt ist. Eine gütige Vorsehung hat uns davor bewahrt!! Was nun statt dessen unter unserer siegreichen Führung geschieht, das setzt unter die Vorbereitungen zur Neuordnung Europas, die sich zu einer Umgestaltung der ganzen Welt auszuweiten beginnt, den vielleicht wichtigsten Schlußstein. Auch hier gilt es in bewußter Lenkung der Menschheitsentwicklung geschichtliche Fehlentwicklungen von Jahrhunderten abzufangen und in ihr naturgegebenes Bett zurückzulenken. Die Angliederung und Einordnung der riesigen Ostgebiete in die europäische Gemeinschaft und damit die Erlösung ihres bunten Völkergemisches vom asiatischen Druck, ihre wirtschaftliche, seelische und kulturelle Hebung und Angleichung an das übrige Europa hat eingesetzt. Der Koloß Rußland, der dem Eigenleben der Völker und der intensiven Erschließung ihrer Güter und Fähigkeiten nie Raum ließ und Raum lassen konnte, wird endgültig zerschlagen. Und während noch unsere Heere vorn an der Front in bitterhartem Winterkampf gegen einen Gegner stehen, der sich noch längst nicht ergeben will, hat in den riesigen fruchtbaren Gefilden der Ukraine bereits eine friedliche Durchdringung und Neubelebung begonnen, deren Ansätze überall zu erkennen sind und deren Erfolge unserer Organisationsgabe, unserem nimmermüden Einsatzwillen und unserer genialen Führung das höchste Lob sprechen. Man kann nur staunen, *woher* wir immer die Kraft und die Menschen für solche Aufgaben gigantischen Ausmaßes nehmen. Umgekehrt wie bei Sowjet-Rußland und seinem Menschentum ist das nur denkbar und möglich durch die denkbar vollkommenste Rationalisierung der Mittel und durch die aufs höchste gesteigerte Fähigkeit und Verantwortlichkeit der Einzelnen. Daß wir in der Tat in diesem Sinne das „fleißigste Volk der Erde" sind, das merkt man erst am Abstand und im Vergleich mit den anderen Völkern, die dieser Krieg uns Gelegenheit gibt, aufs Intensivste und auf Gebieten, in Gegenden kennen zu lernen, die uns sonst verschlossen geblieben wären. So wird uns auch der Erfolg und der Sieg beschieden sein, – vorausgesetzt, daß es uns

Digitized by Google

dabei nicht an der unerschütterlichen Zähigkeit mangelt und wir die Neigung zur Selbstverkleinerung und zur Besserwisserei und Kritikasterei an der eigenen Leistung, den eigenen Zielen und der eigenen Führung überwinden, - die einzige wirkliche Gefahr, die uns neben unserer sentimentalen Gutmütigkeit dem Fremden und Feindlichen gegenüber droht und der es rechtzeitig und wachsam zu begegnen gilt. Aber gerade darin ist das, was wir in Sowjet-Rußland erleben, eine gute Schule. Falsche Humanitätsduseleien werden einem hier, wo uns der ganz nackte und erbarmungslose Kampf um das „Du oder ich" aufgezwungen ist, sehr rasch ausgetrieben!

Ich bin froh darum, daß es mir vergönnt ist, bei diesen entscheidenden Auseinandersetzungen im Osten mit dabei sein zu dürfen. Schon immer hat bei den Lagern, Schulungskursen und Fahrten, die ich im Rahmen der studentischen Grenzlandarbeit mit vorbereiten und durchführen half, das Ostproblem uns besonders beschäftigt. Je weiter wir uns hier einzuarbeiten versuchten, je ernsthafter wir theoretisch, und, so weit es in unseren Kräften stand, auch praktisch um seine Lösung rangen, desto unüberwindlicher traten uns die Schwierigkeiten entgegen. Der Führer hat uns den Weg gezeigt, er hat uns bewiesen, daß keine Volkstumsideologie, kein Nationalitätenkampf, sondern daß nur der rasche Entschluß, der zielbewußte Wille und der verantwortliche Einsatz überlegener rassischer Kräfte und Begabungen den Völkern Raum, Ordnung, Segen und Blüte bringen und ein friedliches Zusammenwirken unter ihnen zu ermöglichen vermag. So empfinde ich die Tatsache, nun hier draußen an meinem bescheidenen Teil mithelfen zu können, in gewissem Sinne als eine Vollendung und Krönung frühen Einsatzes und Strebens.

Was wir hier mit offenen Augen und wachen Sinnen erleben, wird für unsere spätere Arbeit von unvergleichlichem Gewinn sein. Die lebendige Anschauung läßt sich durch nichts anderes ersetzen, - durch keine Lehre, keine Schrift, kein theoretisches Wissen.

An dem Orte, wo ich z. Zt. für wenige Tage weile, habe ich das Glück, ein recht gutes Museum, dessen Gebäude und Bestände noch großenteils aus der Zarenzeit stammen, vorgefunden zu haben. Es blieb von den Bolschewisten nahezu unversehrt und wird von der deutschen Ortskommandantur nun liebevoll gepflegt. Neben einer umfangreichen Gemäldesammlung gibt insbesondere eine unscheinbare, hinter einem Vorhang liegende Abteilung tiefere Einblicke in die russische Seele, die einige ausgezeichnete Ikone, - offensichtlich Stücke aus bolschewistischen Kirchenplünderungen -, enthält. Es gehört zu den vielen Rätseln, vor die wir gestellt sind, wie es um die russisch-christliche Gläubigkeit bestellt gewesen sein mag und wie die Brücke zwischen der früheren und der jetzigen religiösen Haltung zu schlagen ist. Da fällt dem unbefangenen Betrachter zunächst auf, wie stark die altrussisch-kirchliche Kunst von den Formen der niedergehenden Mittelmeer-Kultur beeinflußt war, - aus einer Zeit, als sie schon stark vom orientalischen Geist geprägt gewesen ist. Die strengen Formen des Byzantinismus, ja mancherlei späthellenistische Züge, die an die pompejanischen Wandgemälde und die Gesichtsbilder der ägyptischen späten Mumien erinnern, geben dem Gottesglauben und dem Menschen als Gottes Kreatur etwas durchaus Düsteres, Schweres und Gedrücktes. Da ist nichts von der inneren Freiheit unseres nordischen Gottgefühls, nichts von dem stolzen Verantwortungsbewußtsein zu spüren, das Gottes-

Digitized by Google

fünklein in sich zu tragen. Es fehlt nicht an Innigkeit und Innerlichkeit. Sie bricht sogar zuweilen in ergreifender Form durch. Aber sie bleibt dumpfe Sehnsucht. Gott stand für diese Menschen immer in weiter Ferne. Und immer war er ihnen ein fremder, gewalttätiger Despot, dessen Prüfungen und Schickungen es bald geduldig leidend, bald in empörtem Aufruhr, aber immer im Letzten ohnmächtig zu ertragen galt. Diese fremden Kirchenpaläste, die sich oft inmitten ödester Landschaft und ärmlichster Katen erheben, wirken wie mächtige und prächtige Zwingburgen. Sie versinnbildlichen mit ihrer verschwenderischen Formenfülle und ihrem Reichtum ebenso sehr das ohnmächtige Streben dieser Menschen, den fernen, fremden Gott zu sich in ihre Armut hinabzuziehen, wie den Sieg des Unnahbaren über das geknechtete Volk. Dieses Mißverhältnis scheint unmittelbar in den viel zu niedrigen Untergeschossen und der verwirrenden Fülle eines niemals zum einheitlichen Abschluß kommenden Kuppelwerks zum Ausdruck zu kommen. Der fremde, ferne Gott und der fremde, ferne Zar als sein unumschränkt gebietender Stellvertreter auf Erden waren Begriffe, die sich weitgehend gegenseitig bedingten und die sich niemals „europäisieren" ließen. Als der tönerne Koloß des Zarenreichs zusammenstürzte, mußte der Gott dieser fremden Kirche mit ihm fallen. Aber an seine Stelle trat der Götzendienst der kommunistischen Lehre und seiner Propheten Marx, Lenin, Stalin, deren häßliche, kitschige und wieder ins „Massige" gesteigerten Standbilder aus Gips überall zu finden sind. Mit ihnen glaubte das betörte Volk den Gott, den es suchte, - und welches Volk, welches urtümlich-lebenskräftige Menschenwesen suchte ihn nicht? -, doch noch endlich zu sich herabgezogen zu haben. Es ist gar kein Zweifel daran, daß es das wirklich glaubt und es wird nicht leicht sein, ihm diesen Irrglauben zu nehmen und ihm zu zeigen, daß auch der Gottlosenkult des vergötterten Lenin abermals nichts anderes war als ein Religionsbetrug, mit dem jenes Volk, das sich für „auserwählt" hält und kein Jenseits, keine unsterbliche Seele kennt, es zu betören suchte.

Die hohe Schule des Ostfeldzuges...

26. November 1941.

Für die Zusendung der Arbeits- und Erlebnisberichte sage ich Ihnen herzlichen Dank. Es ist schön, aus den Feldpostbriefen der Kameraden zu ersehen, wie gleichgerichtet die Mitarbeiter des Reichsinstituts sind, wie sie mit derselben Schau und denselben Wertmessern die räte-russische Welt angehen und geistig meistern.

Mein letzter Brief war bald nach der Schlacht bei Smolensk geschrieben. Inzwischen ist viel Großes geschehen.

Harte Wochen und Tage liegen hinter uns. Anfang September sind am Dnjepr gegen unsere Division mehr als vier feindliche Divisionen angerannt und verblutet. Unsere Männer, großartig im Angriff, haben sich während der Zeit des Stillhaltens als Verteidiger gezeigt, deren Hingabe und Selbstaufopferung mich immer wieder tief ergriffen hat. Als am 2. Oktober der neue Bewegungskrieg anfing, war der in der vorangegangenen Verteidigungszeit aufgespeicherte Ingrimm und Schwung so groß, daß auch die verbissensten Bolschewiken nichts mehr retten konnten. Meine Kompanie hat am 13. Oktober allein 2400 Gefangene gemacht.

Digitized by Google

So gering unsere Opfer im Vergleich zu den unermeßlichen Verlusten des Feindes sind, so haben natürlich diejenigen deutschen Truppenteile, die immer wieder in vorderster Linie eingesetzt waren, doch beträchtliche Ausfälle gehabt. Viele meiner Kameraden deckt der russische Rasen und Schnee. Die Lebenden aber sind aus der Hohen Schule dieses Feldzuges so hervorgegangen, daß sie jede Gegnerschaft zusammenhauen werden. Darauf kann sich die Heimat verlassen.

Winterfeldzug im Osten.

„Ordnung"

8. Dezember 1941.

Unser Aufenthalt in einer 800 000-Stadt und die Unterkunft in Privatquartieren schafft vielfache neue Einblicke, die freilich immer nur das eine bestätigen: was hier mit Hammer und Schwert ausgebrannt wird, ist eine Pest, die nur so endgültig beseitigt werden kann.

Von welcher Seite immer man sich der Stadt nähert, die elenden strohgedeckten Hütten reichen weit über die Vorstädte bis in die eigentliche Stadt hinein. Im Stadtkern aber plötzlich Hochbauten ganz amerikanischen Stils, meist freilich Magazine und Büros - stillos, nüchtern und nackt, mitten unter ihnen das Denkmal Schewtschenkos, das wieder eines gewissen revolutionären Schwunges nicht entbehrt. Die berühmte Kathedrale, ein prachtvoller Bau, verwahrlost und im Zerfall: vernagelte Türen, leere Fensterhöhlen, abbröckelnde Mauerteile... Heute freilich paßt sie in die Umgebung. Denn ringsum sind die Spuren des Kampfes, zerstörte und ausgebrannte Häuser. Freilich nur zum geringen Teile durch unsere Flieger und Artillerie, viel haben die abziehenden Roten vernichtet und in Brand gesteckt, manches hat die plündernde Bevölkerung auf dem Kerbholz. Ist es nicht auch ein Symptom, daß überall Maueranschläge die Einwohner auffordern, gegen Straffreiheit das gestohlene Gut an bestimmten Sammelstellen wieder abzuliefern? Ich glaube freilich ohne viel Erfolg...

Denn zu dem üblichen jahrelangen Elend der Bevölkerung gesellt sich jetzt die Not des Kriegswinters.

„Geben Sie uns Ordnung!" sagte eine verhältnismäßig gut deutsch sprechende, ältere Frau gleich am ersten Abend zu uns - und sie meinte unter „Ordnung" sicher Essen, Wärme und Licht. Aber es lag zweifellos doch auch ein tieferer, ihr durchaus bewußter Sinn, ja wohl Wille in diesem Wort. Der Bolschewismus hat sie in und durch ein Chaos geführt; sie haben es mit dem sturen Fatalismus, der hier üblich ist, getragen. Nun ist diese Herrschaft vorbei, und sie sind - die Heckenschützen lasse ich als verschwindende Minderheit beiseite - mit der gleichen Ergebenheit dabei, uns als die neuen Herren anzuerkennen. Vielleicht, daß einige unter ihnen den Augenblick begreifen und tatsächlich eine Möglichkeit eigenen Menschentums ahnen. Aber die Masse - und praktisch gibt es nur Masse - ist in den zaristischen Jahrhunderten wie in den bolschewistischen Jahrzehnten aus einem Volk zu einer Herde erniedrigt worden.

Welch ungeheure Arbeit wartet auf unseren Aufbau! Um nur eines noch zu nennen: in unserem Zinshaus gibt es nette Wohnungen mit 3 Zimmern, aber in jeder Wohnung sind 3 bis 4 Wohnparteien, die alle nur die eine Küche zur Verfügung haben... Die Mietpreise schwanken, je nach Einkommen, von 25 bis 50 Rubel monat-

Digitized by Google

lich. Der Sowjetstaat aber zahlte an Wehrsold 7 (!) Rubel monatlich seinen Soldaten; und ihre Frauen erhalten an Unterstützung: bis zu 2 Kindern - nichts! Bei 2 oder 3 Kindern 70 Rubel monatlich; bei 4 oder 5 Kindern 120 Rubel monatlich; darüber 150 Rubel monatlich. Auf dem Markte, wo offener Schleichhandel betrieben wird, sah ich, wie ein heiß umstrittenes Stück Fleisch - wahrscheinlich, wie das so üblich ist, von einem der zahllosen herumliegenden und durch die Kälte nicht verwesten Pferdekadaver - um 100 Rubel abging...

Am Wolchow...

Südwestlich Tichwin, 15. Dezember 1941.

Ich freue mich stets über jede Nachricht vom Reichsinstitut und besonders über die Kameradenbriefe. Gerade hier, wo abseits jeder wissenschaftlichen Tätigkeit ein ganz anderer Einsatz verlangt und geleistet wird, spüre ich besonders, wie das Reichsinstitut - seine politisch-wissenschaftliche Arbeit und sein Kameradenkreis - zur geistigen Heimat geworden ist.

17. Dezember 1941.

Vor drei Tagen sind wir aus der vordersten Linie herausgezogen worden, und heute liegen wir bereits wieder ein gutes Stück diesseits des Wolchow. Fünf Wochen waren wir ununterbrochen, ohne auch nur einen Tag Ruhe, eingesetzt. Aber vier Wochen lang haben wir uns weder waschen noch rasieren können und haben bei der fast täglichen Läusejagd oft ein halbes Hundert und mehr dieser widerlichen Tiere „am Boden zerstört", d. h. in Wäsche und Wollsachen zerknackt.

Man muß jetzt die bisherigen Vorstellungen von diesem Kriege gründlich ablegen. - In Frankreich leuchteten die bunten Halstücher aus dem Feldgrau der Uniformen, und trotz Hitze und Kampf lachten die Gesichter der vorwärts stürmenden Landser. Der Balkankrieg war ein romantisch schöner militärischer Spaziergang sieggewohnter Truppen. Und auch der Anfang des Rußlandfeldzuges war noch nicht allzu schwer. Hatten wir doch noch unsere kriegsstarken und gut ausgebildeten Kompanien, mit denen wir stürmten und siegten, wo wir nur auf den Feind trafen. Vom ersten Kriegstage an waren wir stets an der Spitze der tief in den Feind hinein getriebenen Keile gewesen. Panzerdivisionen sind immer vorn, aber jeder Angriff und Sieg kostet auch Verluste und Mannschaftsersatz hat es nur wenig gegeben. Nach den harten Kämpfen südlich des Ladoga-Sees waren manche unserer Kompanien bis auf Zugstärke zusammengeschmolzen, sodaß der Bolschewist prahlend die Vernichtung unseres Panzerkorps herausposaunte. Doch nach kurzer Auffrischung kam für uns schon ein neuer Einsatzbefehl. Und wieder traten wir zum Angriff an.

Es muß auch einmal gewertet werden, was an Opfern und ständiger Tapferkeit vom einzelnen und gerade vom einfachen Mann gefordert und besonders auch dann bewiesen wurde, wenn die äußeren Erfolge einmal nicht glänzen, wenn nicht stets nach drei bis vier Tagen ein 100 km weiter ostwärts gelegener Strich in die Karte eingezeichnet werden kann. Die Männer, die nach diesen fünf Wochen unglaublich verdreckt und zerrissen, übermüdet, überanstrengt und mit erfrorenen Füßen aus ihren Stellungen und Erdlöchern in die Ruhequartiere zurückwanderten, haben kaum noch

Digitized by Google

etwas gemein mit dem lachenden und singenden Frankreichkrieger, sie gleichen vielmehr dem von der Kellerluft der Bunker und Unterstände blassen, bartstoppeligen, ernst entschlossenen Weltkriegssoldaten. Auch die kämpferische Leistung ist wohl der der Vorgeneration bald ebenbürtig. Nach den leichten Siegen in Frankreich und Serbien meinten wir manchmal: „Nur gut, daß wir nicht die Gegner des Weltkriegs haben. Wer weiß, ob unsere Männer auch dann durchhielten". Jetzt wissen wir: Sie halten genau so eisern durch, auch als Verteidiger, auch im wochenlangen Stellungskrieg.

Da hatte die Artillerie ihren Segen herabkrachen lassen, alle Kaliber bis zu 18 cm, Tag und Nacht. Die erst blütenweiße Schneefläche war durchlöchert von Granattrichtern, einer dicht neben dem anderen, daß kaum noch etwas Weißes hervorschimmerte. Und dann kamen eines Morgens die feindlichen Panzer angerollt. Die Infanterie folgte. Trotz des tagelangen Eisenhagels, trotz Abermüdung und Frost standen da unsere Männer hinter ihren Waffen. Die M.Gs ratterten und ließen die russische Infanterie überhaupt kaum aus dem schützenden Wald heraus kommen. Unsere Artillerie legte ein prächtiges Sperrfeuer hin und die Panzerjäger knackten einen Sowjetpanzer nach dem anderen. Als der eine Angriff verebbt war, standen allein vor dem Abschnitt unserer beiden kaum über zugstarken Kradschützenkompanien neun brennende Panzer, der letzte 100 Meter vor unserer Pak.

Noch einige weitere Angriffsversuche, bis der Russe deren Hoffnungslosigkeit einsah, wurden abgeschmiert. Doch der Landser in der Front stand weiter. Eine Stunde Posten, zwei Stunden Ruhe. Tag für Tag und Nacht für Nacht. Wenn einer mit zu einem Spähtrupp kommandiert wurde, stand sein Kamerad noch länger auf Wache. Und die Spähtrupps! Mit teilweise vor Frost aufgeplatzten Füßen drangen sie - Kradschützen zu Fuß - bis hinter die feindlichen Stellungen vor, erkundeten genauestens deren Lage und Ausdehnung, schnappten einzelne Bolschewisten nur wenige Meter von deren Waldbunkern entfernt und brachten sie als Gefangene ein, schlichen sich bis auf 20 bis 30 Meter an die Posten heran, tickten sie ab und legten MG-Feuer in die alarmiert hin und her rennenden Bolschewistenhaufen, verminten dem Feinde nächtens die Nachschubwege und schnitten den Telephondraht 100-Meter-weise aus seinen Leitungen. Husarenstücke, wie sie eine frische, noch nicht so abgekämpfte Truppe kaum besser machen könnte.

Mir persönlich geht es wie bisher recht ordentlich. Ich führe jetzt die zu einer Einheit zusammengefaßte erste und zweite Kompanie unseres Kradschützenbataillons. In den letzten Gefechtstagen bin ich zum zweiten Male verwundet worden, glücklicherweise wieder sehr leicht. Ein Splitter einer 7,62-Kanone - wir nennen sie Ratsch-bum - erhaschte mich am linken Schulterblatt...[7])

Der Führer auf der Krim...

1. Februar 1942.

Nun warten wir hier draußen auf den Frühling. Der Führer hat wieder gesprochen, und wir wissen, daß hier unten im Süden der Ostfront zuerst wieder angetreten

[7]) Es ist dies der letzte Brief von Dr. Günther Herke an das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands. Am 4. Januar 1942 ist Leutnant Günther Herke gefallen.

Digitized by Google

wird. Wie wunderbar war es, zu erleben, wie in der schwersten Stunde des Winters hier unten, als der Russe an verschiedenen Stellen gelandet war, der Führer selbst erschien und mit seinem Erscheinen aus der Gefahr einer Niederlage ein großer Sieg wurde. Der Frühling wird kommen, dann werden wir den Gegner erneut werfen. Ein Feind nach dem anderen wird fallen. Und da wir diesmal den wirklichen Feind erkannt haben, wird dem Sieg der Waffen auch der ganze Sieg des Geistes folgen und damit das Reich für das kommende Jahrtausend gesichert.

Tod eines Kameraden...

25. Februar 1942.

Mit Günther Herke hat der Tod nun also die erste Lücke in die Reihen der Soldaten des Reichsinstituts gerissen, und es wird niemanden unter uns geben, den diese Nachricht nicht tief bewegt hätte. Doch der Krieg ist hart und fordert seine schweren Opfer, und so müssen auch wir sie bringen. Ich habe diesen jungen Offizier und Wissenschaftler nie persönlich kennengelernt, und doch glaube ich ihn auf das genaueste zu kennen, da man sich diesem jungen, gefallenen Kämpfer eben in seinen letzten Zielsetzungen eng verbunden weiß...

Von hier kann ich die erfreuliche Tatsache berichten, daß sich der Winter allmählich auf seinen Abgang vorbereitet. Zur Zeit stecken wir allerdings teilweise noch in meterhohen Schneeverwehungen...

Verwundung...

20. Februar 1942.

Es drängt mich, Ihnen nach gar langer Zeit ein Lebenszeichen zu geben. Ich möchte mich für mein langes Schweigen nicht entschuldigen; zuerst die Anspannung des Feldzuges und dann, nach meiner Verwundung, die Ungewißheit meiner Lage ließen mich die Ausführung des lange gefaßten Vorsatzes zum Schreiben immer wieder hinausschieben. Nur möchte ich Sie bitten, dieses Schweigen nicht als Zeichen mangelnder Dankbarkeit für die mir gewährte Ehre der Aufnahme unter Ihre Mitarbeiter und für die Betreuung durch das Reichsinstitut während meiner Soldatenzeit auffassen zu wollen.

Gerade im Osten, wo wir härter als bisher um seine Verwirklichung kämpfen mußten, ist uns allen wohl der Gedanke des Reiches zum Erlebnis geworden, der die Arbeit des Reichsinstituts trägt und der in dieser Arbeit immer klarere Gestalt annimmt.

Nirgends stärker als in diesem gottverlassenen Land konnte es uns deutlich gemacht werden, daß wir die Träger eines großen Erbes und einer großen Aufgabe zugleich sind. Man mußte nur die Menschen, ihre Art zu leben und das, was sie aus ihrem Lande machten, ansehen, um noch nachträglich schamrot zu werden in der Erinnerung daran, daß man es einmal gewagt hat, deren Ideologie uns zu predigen, daß man deutsche Arbeiter zur Verbrüderung mit solchem Gelumpe aufforderte. Es ist ja wohl kein Zufall, daß dieses Volk bolschewistisch ist oder auch nur dem Bolschewismus sich beugt.

Digitized by Google

Nach dem im Warthegau und Südostpreußen verbrachten Winter und Frühjahr, griffen wir am 22. Juni im Verband der Heeresgruppe Mitte die russischen Grenzbefestigungen östlich Ostrow-Masowiezka an. Meine Division ist seitdem im dauernden Einsatz. Der Feldzug brachte uns viel an politischer Einsicht und menschlicher Erfahrung, die wohl im Leben unseres Volkes einmal ihre Frucht tragen werden. Am stärksten oder unmittelbarsten wird wohl die noch klarer als in Frankreich erkannte Notwendigkeit des ganz unbedingten Einsatzes für den Sieg wirken.

Ich bin nun leider Beobachter und nicht mehr selbst Kämpfender. Es hat mich schon ziemlich früh, am Dnjepr, erwischt. Ein Durchschuß durch beide Oberschenkel verletzte den Hauptnerv im linken Bein und lähmte den Fuß. Es war eine ziemlich schmerzhafte und ist leider noch immer eine sehr langwierige Angelegenheit. Ich lag monatelang fest, lernte dann, sobald es irgend ging, mit lahmem Fuß gehen und habe es jetzt darin schon recht weit gebracht. Es besteht aber die Aussicht auf wenigstens weitgehende Heilung, wenn diese auch recht lange dauern wird. Deswegen ist jetzt entschieden worden, daß ich als wehrunfähig aus der Wehrmacht entlassen und ambulant weiterbehandelt werden soll. Sie werden verstehen, wie wenig ich davon entzückt bin, jetzt, noch während des Krieges, den grauen Rock ausziehen zu müssen. Ich habe aber Hoffnung, daß ich nach meiner Heilung, falls der Krieg dann noch nicht beendet sein sollte, wieder Soldat sein und mitmachen kann.

Vorläufig wird die ärztliche Behandlung noch einen großen Teil meines Tageslaufs ausfüllen. Mit fortschreitender Heilung werde ich aber immer mehr mich mit meiner Arbeit beschäftigen können, die mir nun vor allem am Herzen liegen muß. Das Entlassungsverfahren wird mehrere Monate dauern. Dann hoffe ich, nach Berlin kommen und mit ganzer Kraft an meine Arbeit gehen zu können...

Fliegerabwehr...

5. Februar 1942.

Wenn ich so selten an das Reichsinstitut schrieb, so nur, weil mein Dienst mir nicht die großen und elementaren Eindrücke vermittelt, wie der Krieg sie den Kameraden gab, die die Feldzüge in Polen und Norwegen, im Westen und Osten mitgemacht haben. Ich war durch zweieinhalb Jahre in der Luftabwehr im nordwestdeutschen Küstengebiet in über 20 verschiedenen Plätzen und Stellungen eingesetzt. Den Winter 1939-40 durchlebte ich als Kanonier in einer motorisierten Batterie, mit nichts als mit Arbeit, Dienst und dem Ausharren in Moor und Kälte beschäftigt. Im Sommer, Herbst und Winter 1940-41 waren wir bei den dauernden Angriffen auf die Kriegshäfen Nacht um Nacht beansprucht, übernächtigt und wie Maschinen. Im letzten Herbst und in diesem Winter 1941-42 ist die Angriffskraft der Engländer ungleich schwächer, körperliche Strapazen für uns wie Gefechtstätigkeit sind nicht zu vergleichen mit dem monatelangen schweren und blutigen Einsatz der Kameraden im Osten. Seit einem Jahr bin ich Offizier und seit kurzem Batterieführer und bin mit allen meinen Kräften eingespannt; denn unsere Aufgabe ist es, immer neue Männer auszubilden und weiterzugeben und doch den steten Einsatz in der Stellung jeden Tag und jede Nacht zu gewährleisten und die Schlagkraft unserer Abwehr zu erhalten. Die Arbeit macht so vollkommen den Körper fertig und ist so ohne Ende, daß ich selten zu einem Buch

Digitized by Google

gekommen bin. Doch habe ich in der ganzen Zeit, als Kanonier wie als Offizier, mehrfach vor den Batterien und Stäben historisch-politische Vorträge gehalten, nach denen ein wahrer Heißhunger besteht und durch die ich selbst mir über die ungeheure Gegenwart klar wurde und die anderen über die Enge und Mühe des Tages zur Schau der großen Zusammenhänge hinaushob.

Nachrichtendienst auf der Krim...

Simferopol, 20. Januar 1942.

Der Brief kommt verspätet ob der vielen, vielfältigen Arbeit in meiner neuen Stellung. Auch jetzt muß ich die späten Abendstunden nehmen, um der, doch so gern geübten, Verpflichtung nachzukommen.

Wie ich Ihnen bereits im letzten Brief andeutete, arbeite ich nun im Rahmen der Aufgaben des Ic einer Armee. Jetzt eröffnen sich ganz andere Einblicke in die Ereignisse, als es dem Funker beim Stab der Artillerieabteilung möglich war. Nachrichten über die Vorgänge an der Front, hinter der Front, über die Vorgänge beim Gegner werden ergänzt durch solche eines Vertreters vom Außenamt. Man sieht die Zusammenarbeit von Kriegführung und Diplomatie. Auf Schritt und Tritt sieht sich der Historiker angesprochen und zu Aufzeichnungen verpflichtet.

Zusätzliche Arbeit brachte die Eröffnung des naturwissenschaftlich-historischen Museums, das während ein paar Sonntagvormittagsstunden den Soldaten Einblicke auftun soll in die Natur, Geschichte und Kultur der Halbinsel. Dazu kommen Gespräche mit Russen, Ukrainern, Tataren, Georgiern, Armeniern, Aserbeidschanern, Tscherkessen.

Aber all diesen Arbeiten und Begegnungen weitet sich die Geschichte der Halbinsel zu einem imposanten historischen Raum. Damals waren es wesentlich Eindrücke der Natur, damals im Spätjahr, als wir durch die vom Nordwind abgefegte Nogaische Steppe fuhren und durch den großen Verteidigungsgraben zwischen Perekop und Armjansk, durch den sterbenslangweiligen, nördlichen Teil der Halbinsel, durch die Straßen der Hauptstadt, die sich mit einer häßlichen, graublauen Tarnfarbe überzogen hatte, und dann in dem lieblichen, von kahlen Karsthängen umschlossenen Katschatal Quartiere bezogen. Anonym fast schmiegten sich die Tatarenhäuser an den felsigen Berg und in der Talsohle, durch die quellfrisch der Fluß sich schlängelte, breiteten sich wie ein Pelz die Obstgärten und ragten stolz und steil die Pappeln. Jetzt sind all diese Dinge in Beziehungen getreten und haben Namen bekommen. In den Höhlen der Jaila, wo zum Teil noch Banden hausen, in den Kurganen, die sich in der Steppe buckeln, liegen die Grabreste stein- und bronzezeitlicher Kulturen; drunten in der versteppten Landschaft südwestlich von Sewastopol stand einst der durch die griechische Sage bekannt gewordene Tempel der Artemis, in dem Iphigenie, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra von Aulis entrückt als Priesterin der tauriſchen Göttin diente. In Balaklawa betrat Odysseus einst das Land der menschenfressenden Lästrygonen und Herodot wußte von der tauriſchen Halbinsel zu erzählen, aber Unfreundliches. Und doch blühten die Kolonien der Griechen, voran Chersonesos und Pantikapaion und das Steppenvolk der Skythen freute sich ihrer Kaufmannsgüter. Mithridates und Rom griffen ein, über die Landenge stürmten germanische und asiatische Völker. Goten blieben zurück in den Tälern der Jaila und bewahrten bis ins

Digitized by Google

16. Jahrhundert hinein ihre germanische Sprache und mittlerweile begründeten die Tataren ihr Herrenrecht und festigten es unter der Dynastie der Giorei, die in jahrhundertelanger Herrschaft Bachtschisarai, das malerische, als ihre Residenz ausbauten. Aber in den Höfen, in Kaffa saßen die Italiener und nützten die Handelsverbindungen, die von der Krim nach Persien, Indien und Zentralasien führten. Aus den Ereignissen der neueren Geschichte, die übrigens auch auf der Krim Potemkinsche Dörfer sah, ragen die Jahre der Belagerung Sewastopols während des Krimkrieges und die Zeit des Bürgerkriegs nach der roten Revolution, während der die Heckenschützen Erfahrungen sammelten, die sie heute noch verwerten. Man ist gefesselt von der Masse historischer Vorgänge, die sich hier auf der Krim abspielten. Und das Schöne daran ist nun die Tatsache, daß man in der Armeezeitung den Kameraden bei den Einheiten, denen die russische Literatur verschlossen ist, davon erzählen darf...

Am Donez...

28. Februar 1942.

Als ich vor Jahren einst, im Interesse meines Forschungsauftrages, die serbische Sprache zu erlernen begann, da ahnte ich beileibe nicht, wozu ich das einmal noch würde brauchen können. Jetzt aber fiel mir mit dieser Unterlage die russische Sprache nicht mehr so schwer, und weil ich nun ein bißchen radebreche, hatte ich vorgestern einen interessanten Zwischenfall: früh um 6 Uhr wurde ich plötzlich aus dem Bett geholt. Feindliche Überläufer seien da und ich sollte, mangels augenblicklich greifbarer Dolmetscher, zur ersten Vernehmung mitkommen. Denn seit einiger Zeit liege ich nun in der Hauptkampflinie, mit meinem Gerät einem Beob.-Offizier der Artillerie zugeteilt, in einem Dorf unmittelbar am Donez. Jenseits des noch zugefrorenen Flusses sind deutlich die Feldstellungen der Roten erkennbar, und im Dorfe dahinter steht ihre Artillerie, die so mit unserer in ziemlich regen Beziehungen steht. Einmal hat es schon einige Tage getaut, und auch seit vorgestern hat es schon wieder über null Grad - aber noch hält die Eisdecke und gibt so den Roten Gelegenheit zu Angriffen über den Fluß herüber. Aber täusche ich mich, wenn ich hier in unserem Abschnitt zumindest, eine weitaus schwächere Kampfmoral des Gegners zu erkennen glaube als im vergangenen Sommer und Herbst? Wie war es doch hier im letzten Monat: am 9. Februar stand der Rote mit 800 Mann plötzlich mitten im Dorf. Aber sie waren hinausgeworfen, noch ehe das zu unserem Entsatz herbeieilende Bataillon heran war. Gewiß hatte unsere schwache Besatzung auch Verluste, denn die Roten hatten alles, was sie in den Häusern überraschten, niedergemetzelt: Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kinder. (Daß sie nichts Menschliches mehr an sich haben, erweist der Umstand, daß sie in den gleichen Minuten, da nur wenige Hütten weiter der Kampf ging, die jungen Frauen und Mädchen viehisch sich zu Willen gezwungen hatten.) Aber die Überlegenheit des deutschen Soldaten erwies sich auch hier in hellstem Licht: vor der Leiche eines gemordeten Feldwebels lagen sechs tote Bolschewisten, so hatte sich der eine Mann noch gewehrt - und als am Mittag der Angriff endgültig zurückgeschlagen war, da zählten wir - einschließlich später gestorbener Verwundeten - 19 Gefallene oder Gemordete; die Roten aber hinterließen, nur soweit wir selbst in und vor dem Dorfe zählen konnten, 260 Tote; über 300 Gefangene blieben ebenfalls in unserer Hand! Seither scheint ihre Kampfunlust noch größer

Digitized by Google

geworden zu sein: von jeder größeren Aktion wußten wir schon Stunden vorher, denn dann drang das Johlen und Gröhlen der betrunken Gemachten immer bis zu uns ins Dorf - und sicherte ihnen so den entsprechenden Empfang. Daß beim letzten Angriff ein Oberleutnant mit einem LMG. und 5 Mann an die 200 Russen vertrieb, die sich im Dorfausgang festgesetzt hatten, nur als weitere Bestätigung. Die Zahl der Gefangenen, besser wohl Überläufer, ist aber an solchen Tagen immer groß...

Die Stimmung drüben bestätigten ja auch die zwei Überläufer, um deretwillen ich aus dem Bett geholt worden war. Als sie bestätigt erhielten, daß die Deutschen ihnen nicht - wie die Kommissare behaupten - Ohren und Nasen abschnitten, da winkten sie sofort zur eigenen Linie zurück, was wir kräftigst mitmachten. Es mag wohl ein frohes Bild gewesen sein, wie wir da, Deutsche und Gegner, auf der Donezdecke standen und alle eifrig winkten - und wie dann tatsächlich noch 3 Mann herüberkamen, die gleich ihre Gewehre, ja selbst ein MG. (alles, was die Feldwache enthielt, von der sie nach ihrer Angabe entwischt waren, während der Unteroffizier schlief!) mitbrachten. Vielleicht, wird man sagen, ist das eine Ausnahme. Ich kenne die übrigen Abschnitte nicht; aber was die Gefangenen sonst aussagen, könnte die schlechte Stimmung erklärlich machen: uns gegenüber (was ich, um nicht zu verallgemeinern, immer wieder betone) erhält die Mannschaft alle 24 Stunden einmal Verpflegung. 30 bis 35% haben Erfrierungen verschiedenen Grades. Sie leiden unter ausgesprochenem Unterführer- und Offiziersmangel, der zu unglaublichen Karrieren Anlaß gibt. Ihre Gewehre, 1942 erzeugt, sehen verheerend aus. Die Metallteile nicht mehr gepflegt, das Holz roh, die Schrauben nicht mehr verpaßt, und trotzdem hat bei Angriffen nur die erste Welle Gewehre, alle weiteren Wellen „stürmen" nur mit 2 bis 3 Handgranaten bewaffnet.

8. April 1942.

Seit meinem letzten Schreiben hat sich schon wieder allerlei hier zugetragen. Gleich in den ersten Märztagen versuchte der Feind wieder und wieder, unseren Brückenkopf einzudrücken und mit einem ganz bestimmten Ziel nach Westen durchzustoßen: Die 38. Armee hatte, wie wir aus später aufgefundenen Befehlen erfuhren, den Auftrag, Ch. unter allen Umständen zu nehmen. Der Hauptstoß ging durch einen großen, von uns nur mit einzelnen Stützpunkten gesicherten Wald, am Südrand dieses Waldes lagen wir, sodaß wir es mit dem Südflügel zu tun hatten. Wie immer opferte der Gegner auch hier rücksichtslos sein Menschenmaterial. Seine Bataillone und Regimenter lagen zuweilen 3, 4, manchmal sogar bis zu 8 Tagen ununterbrochen im Walde, ohne Ablösung - dabei war das die Zeit, in der neue Schneemengen fielen, die den Fußgänger im Walde bis zum Bauch versinken ließen, und das alles bei wieder gefallenen Temperaturen, die am 22. März noch einmal -33° erreichten! Brachten wir Gefangene ein, dann mußten wir ihnen die Stiefel von den Beinen schneiden, die sofort ganz schwarz wurden und zu unförmigen Klumpen anschwollen. Aber diese Ausfälle bedeuteten drüben wohl nicht viel. Man setzte eben größere Einheiten ein, und davon blieben noch genug, die zum Angriff antreten konnten.

Vorerst freilich kam die Artillerievorbereitung. Wir erlebten Tage, an denen wir bis zu 1000 Einschläge in unserem Nest zählten, ja, einzelne Stützpunkte kamen fast auf dieselbe Zahl. Doch ist die überaus stark aufgelockerte Anlage der russischen Dörfer

Digitized by Google

ein wahrer Segen für solche Fälle ... Trotzdem empfanden wir es als kleine Erlösung, als die Roten dann zum Angriff antraten. Anfangs schien es auch wieder den gewohnten Verlauf zu nehmen, bis sie sich plötzlich in ihrer Zähigkeit versteiften. Allmählich erst wurde mir klar, daß diesmal eine große Aktion im Laufen war. Denn nach tagelangen kleineren Abwehrgefechten hatte der Feind doch erreicht, was er wohl angestrebt hatte: in einem weiten Bogen waren wir vom Nordwesten über Ost und Süd bis tief in den Südwesten eingeschlossen. Nur tagsüber vermochten wir notdürftig die einzige Verbindung nach hinten, einen Schlittenweg, offen zu halten, doch auch dieser Weg wurde des Nachts immer wieder von den aus den Wäldern vorstoßenden Roten vermint. Dazu tagsüber Angriffe, einmal von dort, einmal von hier, manchmal auch gleichzeitig aus mehreren Richtungen. Aber die meisten dieser Angriffe blieben, weil wir am hellen Tage ja schon die Bereitstellungen erkannten, bereits im Feuer unserer Artillerie liegen, - wobei ich teils mit, teils ohne Draht einigermaßen mithelfen durfte. Doch wurde die Lage trotz allem allmählich ungemütlich, schon wegen des gegenseitigen Zahlenverhältnisses, über das zu schreiben Vermessenheit wäre ... Aber: Wunder geschehen schließlich nicht nur an der Marne - und niemand wird es mir übelnehmen, daß ich seither Panzer- und Luftwaffe mit noch größerer Achtung verehre.

Was dann noch kam, waren Aufräumungsarbeiten. Und käme heute wer in unser Dorf, er fände kaum eine Erinnerung mehr vor. Er würde aber auch kaum glauben, daß wir uns unmittelbar dem Gegner gegenüber befinden, am Ufer desselben Flusses, an dessen anderem Ufer die roten Stellungen liegen. Denn wir haben unser eigenes Kino mit wöchentlichem Programmwechsel, das immer gesteckt voll ist, und am Ostersonntag spielte sogar die ukrainische Dorfkapelle im roten Kinosaal 2 Stunden lang Märsche und Tänze vor einem dichtgedrängten Publikum, das in seiner Herkunft vom Rhein bis zum Donez reichte. Wir wollen sogar nicht verschweigen, daß es zu manchem Tänzchen kam - obwohl der feindliche Granatwerfer von drüben zur gleichen Stunde seine üblichen Grüße herübersandte, wie üblich auch ohne besondere Wirkung.

Über die Gegenseite etwas aussagen zu wollen, bedeutet immer ein Risiko, weil da drüben doch alles hier und heut so, morgen und dort alles wieder ganz anders geht. Interessant bleiben die Aussagen eines übergelaufenen Oberleutnants, der infolge Scheiterns seiner Aufgabe damit rechnen mußte, drüben liquidiert zu werden, und der es deshalb vorzog, in jeder Hinsicht diesseits zu bleiben. Er schilderte die furchtbaren Ausfälle, die sie im Walde hatten (manchmal bis zu 70% allein durch Erfrierungen, dazu unser Artilleriefeuer und die Luftwaffe!). Dazu die mangelnde Kampfmoral der Leute, mit denen er überhaupt keine Nachtangriffe mehr wagen durfte, weil sich sonst sofort ein Teil „verlief", und von den Transportzügen von Osten brächten jeweils die Einheiten nur mehr rund 50% des zugesagten Ersatzes an die vordere Linie, da sich die andere Hälfte schon auf der langen Bahnfahrt und sonst unterwegs verkrümelt habe! An einen Endsieg glaube man drüben kaum mehr, höchstens noch an vorübergehende Erfolge. Alles in allem hat die Rote Armee wohl bereits einen Knacks, was nach diesen Winterverlusten nicht Wunder nehmen kann. Wie weit sich dies auswirken wird, wissen wir nicht, jedenfalls soll es uns nicht zu einem falschen Optimismus verleiten.

Digitized by Google

Nördlich des Asowschen Meeres...

29. März 1942.

Auf der Krim, im ersten winterlichen Sturm, erreichte meinen Major der Sonderauftrag eines hohen Befehlshabers, der ihn, begleitet von mir, auf zehn Wochen vom Bataillon entführte. Die strategisch-taktische Aufgabe, die es im Verein mit vier anderen Offizieren zu lösen galt, führte uns quer durch Südrußland. Der Winter mordete bald unsere mot. Fahrzeuge; seit Weihnachten sind wir in offenen Panjeschlitten unterwegs gewesen, insgesamt haben wir rund 550 km so zurückgelegt. Um das recht zu beleuchten: bei Kälte bis zu -44°, bei Schneestürmen, die die Sicht auf Meterlänge einschränkten, bei Schneeverwehungen bis zu 2,50 Meter Höhe! Abgeschnitten von aller Truppenverpflegung, aller Post, allen Nachrichtenverbindungen sind wir Tag für Tag, Nacht für Nacht, wie ein verlorener Haufe durchs Land „gebraust". Aber Eindrücke von Land und Leuten, über das Zusammensein mit Volksdeutschen, über die Zustände in den Großstädten könnte man eine Serie von Stimmungsbildern schreiben. Sei's drum!

Der Winter war bestialisch, die Heimat, die gewiß auch rechtschaffen gefroren hat, kann sich bestimmt kein Bild von diesen Zuständen, diesen Auswirkungen machen. Um so mehr sind wir jetzt glücklich, die erste Frühlingssonne nun zu fühlen, wenn es wohl auch noch Wochen dauern wird, bis der Frühling wirklich Einzug hält...

Seit Ende Februar sind wir wieder beim Bataillon, das seit Anfang Januar nach 700 km Marsch von Kertsch bis hinter die fast ostwärtigste Stellung der langen deutschen Ostfront einen vorgeschobenen Brückenkopf hält. Nach den gewohnten Vormarsch-Verfolgungen, nach den schweren Durchbruchsschlachten (Aisne, Nordgriechenland, Zugang zur Krim) „blüht" uns nun wie vor einem Vierteljahrhundert unseren Vätern der betrübte Stellungskrieg. Es ist fast alles beim „Alten" geblieben - das Gleichmaß der Tage, der Aufgaben, der Nöte, des Ärgers - aber auch des Bewußtseins: anrennen lassen, wir halten doch!

Manchmal schüttelt man den Kopf über die feindliche „Führung", über die Anlage der Angriffe, über die mangelnde Zusammenfassung der Kräfte (Infanterie, Panzer, Flugzeuge). Aber hart bleibt die Sturheit, mit der die Roten fast Tag für Tag angreifen, „abgeschmiert" werden, wieder angreifen. Unsere Männer der schweren Waffen vollbringen da Einzeltaten, die unerwähnt im Großen bleiben und doch jeden Lorbeers würdig sind. Es ist schon ein stolzes Bewußtsein, innerlich sich dem Gegner überlegen zu wissen.

In Nordafrika...

Neujahr 1942.

Als ich noch in München die Weihnachtssendung des Reichsinstituts erhielt, glaubte ich nicht, noch vor dem Fest die weite Reise an die Front anzutreten. So danke ich Ihnen und allen Berliner Kameraden für die Weihnachtsgrüße und wünsche auch dem Reichsinstitut wie unserm ganzen Volke ein gesegnetes und siegreiches Jahr 1942!

Acht Tage vor Weihnachten bot sich mir die Gelegenheit, an die Front zu kommen. Ich ergriff sie sofort. Nur mit dem Leutnant und dem Hauptfeldwebel zusammen trat ich die weite Reise an...

Digitized by Google

Am ersten Feiertag begann der viertägige Flug, der mich meinem Ziel näherbrachte. Bei Sturm gings über die Stadt des großen Staufenkaisers hinweg auf die Insel des Archimedes. Ein besonderes Erlebnis war der eigentliche Überflug mit jungen Kameraden zusammen, die schon Norwegen, Kreta und Leningrad mitgemacht hatten.

Nach der glücklichen Landung und einem weiteren Fluge über Palmenhaine, Moscheen und weidende Kamele hinweg, wurde dann die Fahrt auf einem verbündeten Auto fortgesetzt. Erfreulich ist es, von unseren Landsern wie auch aus eigenen Eindrücken Tapferkeit und Siegeswillen der verbündeten Soldaten kennenzulernen. Unter den gemeinsamen Kämpfen scheint auch die Kameradschaft hier sehr gut zwischen unsern und den verbündeten Truppen zu sein.

Jetzt leben wir hier in Zelten in der Wüste. Kein Baum weit und breit, nur niedriges Gestrüpp, Sand und rötliches Sandgestein. Trotz der besonderen Verhältnisse, unter denen hier der Krieg geführt wird, ist die Stimmung der Leute, soweit ich nach wenigen Tagen das sagen kann, ausgezeichnet und damit ein Unterpfand für den Endsieg ...

11. März 1942.

Inzwischen bin ich schon fast ein Vierteljahr in Afrika und habe den ganzen Vormarsch Ende Januar mitgemacht. Seither bin ich nun nicht mehr im grenzenlosen Sandmeer der Wüste, sondern in einer schönen grünen Gegend zwischen Straße und See. Die Straße ist hier sogar von Eukalyptusbäumen umsäumt. Sonst sieht man als einzige Bäume in der Ferne ein paar Palmen die uns den Weg zur See weisen. Auf der endlosen Ebene blühen die zahllosen Blumen des afrikanischen Frühlings. Jetzt herrscht schönstes Mai- oder Juniwetter, die Zeit des Spätregens ist im wesentlichen zu Ende. Wir wohnen in Einmannzelten, die größeren Hundehütten gleichen. Im Aufbauen und Abbrechen der Zelte bekommt man allmählich Übung und sieht sich oftmals in das Leben der alten Nomaden versetzt. Die ärmeren Araber, die noch heute als Nomaden leben, hausen in lumpigen Zelten, denen gegenüber die unseren noch Palästen gleichen. Sie halten sich Ziegen und Schafe, stehlen, wo sie können und leben im übrigen vom Tauschen, Schachern und Betteln. Rings um mein Zelt habe ich einen kleinen Garten angelegt und darin einen Schreibtisch aus den hier überall massenhaft herumliegenden Sandsteinblöcken gebaut, an dem ich in der wenigen Freizeit arbeiten kann. Ganz in unserer Nähe liegt auch ein Gehöft reicherer Araber, das etwa ein Dutzend Kamele beherbergt, außerdem eine Unzahl von Eseln, die die Nächte mit ihrem ungewohnten Schreien erfüllen. Von einer Ungeziefer- oder Fliegenplage konnte man bis jetzt nicht sprechen. Gegen den starken Wechsel der Temperaturen in den verschiedenen Tages- und Nachtzeiten kann man sich durch häufiges Umziehen - von der Badehose bis zum Pullover und Mantel - gut schützen. Mir ist das Klima bisher jedenfalls sehr gut bekommen, ich habe noch in keiner Hinsicht Beschwerden gehabt.

Ab und zu kommt man auch in die nahe Hafenstadt. Ich sah sie als einen Trümmerhaufen und verlassen kurz nach der Rückeroberung. Jetzt herrscht schon wieder reges Leben unter den Ruinen.

Digitized by Google

Afrika, 1. Mai 1942.

Jetzt, da die wachsende Wärme des afrikanischen Sommers auch in den Kampfhandlungen einen neuen Abschnitt eröffnet, will ich Ihnen über meine Erlebnisse und Beobachtungen in den vergangenen vier Monaten kurz berichten.

Als ich mich in der zweiten Hälfte des Dezember bis Rom mit Leutnant und Hauptfeldwebel, bis F. am Sporn mit dem Hauptfeldwebel und von dort aus schließlich, da mein „Transportführer" bei dem am zweiten Weihnachtsfeiertag herrschenden Sturm notlanden mußte, allein nach Afrika durchschlug, immer auf dem Luftwege, beherrschte noch der Eindruck des Rommelschen „Ausweichsieges", der als Sieg freilich erst nach seiner Beendigung in vollem Umfang zu erkennen war, die Lage. Mein Marschziel war, als ich in Afrika landete, inzwischen schon vom Feind besetzt, und erst beim Oberstleutnant konnte ich den ungefähren Standort meiner Kompanie erfahren. Nach den Berichten Verwundeter und anderer Kameraden, die auf den Abtransport in die Heimat warteten, machte ich mich auf alles gefaßt. Und das war gut. So kam ich ohne Illusionen an die afrikanische Front und bin auch bis jetzt vor Enttäuschungen bewahrt geblieben. In der Nähe eines verlassenen Straßenwärterhäuschens, des einzigen Gebäudes im Umkreis vieler Meilen, fand ich endlich am Abend des dritten Tages auf kahlen Hügeln die Zelte meiner Kompanie. Ein italienischer Lastkraftwagen, dessen Insassen mir auch nur den einzigen deutschen Satz, den sie gelernt hatten: „Afrika - Sch...!", mitteilen konnten, hatte mich vom letzten Flugplatz über mehrere 100 km soweit gebracht.

Mit dieser Woche zwischen Weihnachten und Silvester hörte das „Ausweichen" bezw. das weitere Hereinlocken des Feindes in die Wüste, auf. Nur einmal noch wurde die Front, wie Sie aus den Wehrmachtsberichten und den Aufsätzen des „Reich" wissen, von Agedabia nach El Agheila zurückgenommen, aber davon wurden wir nicht betroffen. Und nun begann die Vorbereitung der neuen Offensive Rommels. Die Kameraden jubelten über jeden vorwärtsrollenden Panzer. Sie zählten die ostwärts fahrenden LKW. und verglichen ihre Zahl mit der der leer zurückrollenden Wagen. Inzwischen gewöhnte ich mich an das Wüstenleben, lernte mich mit Seewasser oder Kaffee zu rasieren, das Zelt gegen die ab und zu aus der Wüste heranbrausenden Sandstürme zu sichern usw. Mein überaus interessanter Dienst - sogar an dem im „Reich" und Rundfunk behandelten Vorstoß zum Tschadsee war mein Trupp indirekt beteiligt - gewährte mir gleichsam einen Einblick in das Gehirn der Kriegführung. Wie freuten wir uns, als uns eines Morgens vor einem engen Kellerloch jenes Häuschens der Feldmarschall persönlich begrüßte! In diesen Wochen kam keiner von uns über die wenigen Kameldornbüsche in 1 km Umkreis hinaus. Menschliche Siedlungen gab es ebenso wenig wie Bäume. Es bedeutete ein Erlebnis, als wir später wieder den ersten Baum zu sehen bekamen, eine ferne Palme in endlos öder Wüste, und die ersten Eingeborenen, ein paar zerlumpte Araber.

Dann kam die Stunde, in der uns am 22. Januar, dem elften Jahrestag meiner ersten Straßenschlacht mit der S.A. in Salzufflen, der Verlegungsbefehl erreichte, der uns die von Schlaglöchern und Bombentreffern aufgerissene Straße entlang durch die helle Mondnacht nach Osten fahren ließ. Jetzt lernten wir jene aus den Wehrmachtsberichten bekannten Orte kennen, gruben unsere Einmannzelte in den Sand von

Digitized by Google

El Agheila und von Agedabia ein, sahen die vorjährigen und die frischen Minenfelder zu beiden Seiten der Straße, sahen manchen Autofriedhof, dazu Panzer und Flugzeuge, deren ausgebrannte Gerippe in die Einöde ragte. Da kamen auch die ersten Lastkraftwagen mit gefangenen Briten und deren Hilfsvölkern uns entgegen, darunter nicht zuletzt Polacken, die einst meine westpreußische Heimat unterjocht hatten und die nun in der Wüste Afrikas, scheint's, weiter gegen Danzig kämpfen wollten. Ein eigenes Erlebnis war es, mitten im Wüstensande die Führerrede vom 30. Januar zu hören.

Endlich ließen wir die Wüste hinter uns und betraten die gesegneten Gefilde der grünen Cyrenaika, wo es Wasser genug gab, sodaß kein Salzkaffee gekocht zu werden brauchte. Nun sahen wir die Hafenstadt, zwei Tage nachdem sie der Feind geräumt hatte. Über die gesprengten Molen spritzte die Gischt der stürmischen Wellen, und Wrack um Wrack steckte seine Schornsteine über den Spiegel des Hafenbeckens. In der Stadt selbst war kaum ein Haus unversehrt geblieben, und manche Straße erinnerte fast an das zerstörte Warschau. Erst scheu, dann immer dreister wagten sich die eingeborenen, mit Negern durchsetzten und arabisch sprechenden Berber aus ihren an polnische Ghetti erinnernden Vierteln hervor und stürzten, wie die Fliegen auf das Aas, auf das vermeintlich herrenlose Gut ringsum, schleppten hastig feuchtes Mehl aus einem Wrack oder rafften deutsche, italienische, englische, amerikanische oder australische Konserven zusammen. Hier mußte schleunigst durchgegriffen werden, und dennoch gibt es fast kein Erzeugnis aus irgendeinem Lande der Welt, das nicht, wenn auch dreckig oder halb zerbrochen, noch heute im Bazar, der arabischen Geschäftsstraße, zu haben wäre.

Auf dem Lande, als Hirten und Fellachen, d. h. Bauern, als kümmerliche Zeltnomaden wie als Landarbeiter unter italienischer Anleitung, und in der Stadt als Arbeiter wie vor allem immer wieder als Händler lernte ich diese sogenannten Araber - ihre Sprache habe ich mich in freien Stunden zu erlernen bemüht - kennen. Clauß hat sie treffend beschrieben, mag auch seine Deutung arabischen Wesens nicht immer ebenso zutreffen. Eins aber springt auch jedem Landser in die Augen, das ist der abgrundtiefe Unterschied zwischen diesen bodenständigen, traditionsgebundenen Arabern und den hier teilweise bis zu 10% der Bevölkerung ausmachenden Juden. Es handelt sich hier um Sephardim, bei denen die in der europäischen Wissenschaft eingebürgerte südjüdische Aussprache des Hebräischen noch lebendig ist. Sie suchten sich offenbar vor dem Kriege den Arabern gegenüber als „Europäer" und als „Intelligenz" aufzuspielen, sie besaßen meist die Buchhandlungen, die Konfektionsgeschäfte mit europäischer Kleidung usw. Jetzt sind sie teilweise auch in Arbeitslagern zusammengefaßt.

Das Warten in steter Bereitschaft erfordert von dem Soldaten meist mehr seelische Kraft als ein von uns allen ersehnter ungestümer Vormarsch, zumal es mit dem ständigen Kampf gegen die Unbilden eines uns ungewohnten Klimas und alle seine Begleiterscheinungen wie Fliegen, Flöhe, Moskitos, Wanzen, Läuse, Skorpione, Sandvipern usw. verbunden ist. Dabei ist die Hitze bisher sogar bei Ghibli, dem aus der Wüste kommenden heißen Sandsturm, noch nicht einmal über +50° C gestiegen. Von eigentlichen Kämpfen haben wir es vorwiegend mit Luftangriffen zu tun, die auch von unserer Kompanie im Laufe der letzten vier Monate schon mehrere Opfer forderten...

Digitized by Google

Afrika, 28. Juli 1942.

Nachdem nun acht ereignisreiche Wochen vergangen sind, möchte ich Ihnen wieder über meine Erlebnisse in dieser Zeit berichten.

Anders und vor allem später, als wir erwartet hatten, begann diesmal Rommels Offensive. Zunächst wurden wir um einige hundert Kilometer, wieder in die unmittelbare Nähe der Erdfront, in Marsch gesetzt. Von hier aus konnten wir eine Zeitlang beobachten. Verschiedene „Kessel" wurden vorbereitet, bei Nacht umgangen, bei Tage wieder geschlossen und abermals eingekesselt. Mancher sah sich im Geiste schon wieder auf dem Rückmarsch zur Syrte, als der Wehrmachtsbericht die Gefangennahme des Generals von Crüwell meldete. Von uns sah bald keiner mehr durch. Es ergaben sich die seltsamsten Situationen, die wohl erst nach dem Krieg berichtet werden können. Als unser Friseur eines Tages dem Kommodore die Haare geschnitten hatte und dafür in dessen Maschine fliegen durfte, mußte er mit „Anhalter" zurückfahren, weil der Marschall einen Tanktreffer erhalten hatte und nun diese Maschine benutzen mußte. Alle scheinbaren Nachteile, wenn der Wehrmachtsbericht von „schweren" oder „erbitterten Kämpfen" sprach, konnten jedoch in Kauf genommen werden, denn das Wichtigste war gelungen: Die Briten waren, durch einige Erfolge geködert, aus der Festung herausgekrochen und hatten sich zur offenen Feldschlacht gestellt, in deren Verlauf sie dann auch trotz ihrer gewohnten erheblichen Übermacht geschlagen wurden. Hatten wir seit Beginn der Kämpfe alle paar Tage das Lazarettschiff auf der Reede vor dem kleinen Hafen ankern sehen, so kamen nach etwa 14 Tagen immer größere Kolonnen von Gefangenen die Straße zurück an unseren Zelten vorbeigefahren.

In den ersten Wochen, wo wir, vom allnächtlichen Rauschen der Bomben und dem Feuerwerk der Leuchtfallschirme und der Flak abgesehen, auf feindliche Landungsversuche gefaßt, noch in Ruhe lagen, entwickelte der Feind nicht ungeschickt seine Sabotagetrupps. Bei den afrikanischen Verhältnissen ist es durchaus möglich, aus dem feindlichen Hinterland heraus sich bis hinter die deutsche Front durchzuschlagen und umgekehrt. Man verbirgt sich dann tags in den zahlreichen Höhlen der Wadis oder in den Zelten zuverlässiger Araber und geht oder fährt nachts weiter.

Endlich kam der Feind ins Laufen, in offener Feldschlacht unterlag er trotz seiner Überzahl von Neuem, die Festung wurde eingeschlossen, und wir erhielten den lange ersehnten Vormarschbefehl. Am Sonnabend flog unser Zugführer noch einen der entscheidenden Stukaeinsätze mit, P.K.-Männer tauchten im Lager auf und kamen in unser Zelt, ein Zeichen, daß sich etwas entwickelte. Am Sonntag früh noch vor der Kapitulation erreichten wir die Höhe der Festung, einige Forts wurden auch nach der Gesamtkapitulation noch verteidigt. Unser Wasserwagen stieß noch vor der Wasserstelle auf den Feind und kam zurück, um ein M.G. mitzunehmen. Die ganze Nacht über, die wir in einer ausgebrannten Halle verbrachten, beobachteten wir das Mündungsfeuer der feindlichen Artillerie, bis dann am Montag völlige Ruhe eintrat. Wenige Tage später sah ich selbst die gefallene Feste, die von einem in zwei Stufen von der Wüstenhochebene absteigenden, zerklüfteten und höhlenreichen Felsenhang umringt ist und einen tief eingeschnittenen natürlichen Hafen besitzt. Es wimmelte von Gefangenen. Für Afrika haben 30 000 eine ähnliche Bedeutung wie für Rußland 300 000. Die Gefangenen waren offensichtlich glücklich, der Hölle entronnen zu sein,

Digitized by Google

und jubelten uns mehr als einmal zu. Vielfach konnten sie in der kurzen Zeit nicht organisiert werden, da setzten sie sich selbst in Bewegung und fragten nur nach dem Weg ins Gefangenenlager.

Bald überschritten wir die Grenze, durchquerten am Tage nach der Eroberung die andere Festung, sahen den im Winter von unsern Kameraden wochenlang bis zum bitteren Ende so heldenmütig verteidigten und nun vom Feind in wenigen Stunden geräumten Höllenfeuerpaß, wie er bei Freund und Feind schon heißt, und rollten weiter nach vorn.

Wer ein Bild der feindlichen Kampfmoral gewinnen will, der kann durch all die verschiedenen Einzelbeobachtungen hindurch zwei Linien verfolgen. Die eine begann mit dem großschnäuzigen Schlager von der „Siegfried-line". Beim englischen Vormarsch in Nordafrika zeigte sie sich in der Schändung einer Grabkapelle gefallener Italiener, wo britische Soldaten die Gebeine aus den Wandfächern der Gruft gerissen und auf eine leere Tafel am Ende der Fächer geschrieben hatten: „Reserved for Mussolini and Hitler". Diese Linie, die man noch in der Aberschrift: „Gestapo" über dem Eingang zu einem Bunker an der Grenze wiedererkennen kann, verläuft mit dem Rückmarsch der Briten in die Wüste immer mehr im Sande. Jetzt findet man nicht mehr jene übermütigen Wagenaufschriften, die wir aus dem Anfang des Krieges kennen, dafür aber in jedem Unterstand Magazine und Schundromane in nie geahnten Massen. – Die andere Linie, die, während die erste versickert, immer deutlicher wird, zeigt sich in den zahlreichen Wandaufschriften in englischen Unterkünften, wie sie bei uns denn doch nirgend zu finden sind: „We will back!", „We will home!", "Home, sweet home!" usw. Sie zeigt sich in den Briefen englischer Soldaten und ihrer Angehörigen, die uns in die Hände gefallen sind. Das Wort „victory" fand ich darin nur ein einziges Mal. Fast jeder Brief dagegen spricht die Sehnsucht nach einem schnellen Kriegsende aus, und die Wendung: „this wretched war" begegnet ziemlich oft.

Bei der zunehmenden Verstärkung dieser zweiten Linie nimmt es dann nicht Wunder, daß uns derartige Mengen an Beute, wie sie die Wehrmachtsberichte bekanntgaben, in die Hände fallen konnten. Wochenlang haben wir ausschließlich von englisch-amerikanischer Verpflegung gelebt. Milch aus Nord- und Südamerika, Australien und Südafrika, Schinken aus USA, Lachs aus Alaska, Marmelade aus Tel Aviv, Mixed Pickles aus Neuseeland usw. usw. entlasteten unsere Nachschubwege ganz außerordentlich. Auch mit Sprit und zahlreichen Kraftfahrzeugen hatte der fliehende Feind uns versorgt.

Dem Andenken Kleo Pleyers

Arys, 3. Mai 1942.

Nichts hätte mich mehr treffen können als die Nachricht vom Heldentod Kleo Pleyers. Ich habe das Glück gehabt, in Pleyers Seminar an der Berliner Universität, im volkswissenschaftlichen Arbeitskreis des VDA mit ihm zu arbeiten. Ganz besonders hat dann die Zugehörigkeit zum Reichsinstitut unsere Bindung verengt. Was er war, wissen wohl alle, die ihn näher gekannt haben, seine kompromißlose Überzeugungstreue, seine wahrhaft kämpferische Art, sein aufrüttelndes Eintreten für die neue Geschichtsbetrachtung, die das ganze Volk über staatliche Grenzen hinaus und in seiner

Digitized by Google

ganzen sozialen Gliederung und Breite in den Mittelpunkt stellte. Eine Persönlichkeit, die in ihren Bann zwingen konnte, und immer bereit, mitzuteilen und zu raten. Dem Reichsinstitut einer der stärksten und überzeugtesten Vorkämpfer, uns Jüngeren ein treuer Freund und Vorbild. Seine Gestalt soll in uns weiterleben, sein Werk erfüllt werden...

16. Mai 1942.

Meine Frau schreibt auch vom Heldentode Kleo Pleyers. Merkwürdig, so tief die Nachricht mich traf, so wenig überraschte sie mich eigentlich, wenn ich so sagen soll. Ich habe das Gefühl, daß es für ihn die seiner ganzen Art entsprechende Vollendung war. Für uns und unsere Wissenschaft ein großer Verlust; Herrgott, war der Pleyer ein Kerl, ein Feuerkopf, ein furchtloser, bedingungslos konsequenter Geist, der gewißlich einmalig auf den Kathedern der heutigen Hochschulen war. Mir war er auf zweierlei Art verbunden: aus dem alten Kreis der Studentenschaft, des Hochschulrings und der Grenzlandarbeit und aus dem neuen Kreis des Reichsinstituts. Bei allem Schmerz, den sein Verlust hervorruft, ist doch wieder eine Freude, daß er ein Werk hinterläßt, das gewißlich von seiner Feuerseele atmen wird...

Auch ich habe inzwischen dreimal am Sensenmann vorbei müssen. Einen Kameraden hats 2 Meter von mir umgerissen; ich lag noch einige Minuten neben ihm, konnte ihm aber nicht mehr helfen; bei meinem nächsten Sprung war er schon tot. Wir liegen jetzt in einer Sumpfstellung, toll und teuflisch. Russischen Wald kennt nur der, der ihn erlebt hat: Dickicht und Gestrüpp, Sumpf und Wasser, gestürzte Bäume und unheimliche Stille, wenns nicht schießt. Kein Weg, kein Steg. Und doch blüht hier und da eine Blume, die uns wieder sagt, wie schön das Leben ist. Und wir glaubens auch! -...

19. Mai 1942.

Die Nachricht vom Tode Kleo Pleyers hat mich sehr schmerzlich getroffen und hat mir ins Bewußtsein gerufen, wie eng der Zusammenhang zwischen den führenden Mitgliedern des Reichsinstituts und uns später Hinzugerufenen geworden ist. Obwohl ich Kleo Pleyer nur in dem Jahr seiner Tätigkeit an der Berliner Universität persönlich näherstand, so hat sein Soldatentod mich doch angerührt wie der eines Allernächsten: so eng und offen war die Kameradschaft, die er uns Jüngeren gegenüber bewies, und so tief der Eindruck seiner kraftvollen, eigenwilligen Persönlichkeit. Unvergeßlich ist mir die Erinnerung an die mitreißende Gewalt seines Vortrages in Erfurt über den Volkstumskampf in Ostmitteleuropa, wo sein geballter Wille neben der visionären, schonungslosen Analyse Stedings über die Reichsfeindschaft der germanischen Neutralen stand und den Durchbruch des Reichsinstituts in die wissenschaftliche Öffentlichkeit am sichtbarsten dokumentierte. Noch gegenwärtig ist mir seine weitausgreifende Vorlesung im Rahmen der öffentlichen Vorträge des Reichsinstituts 1938 in Berlin, und gerne denke ich an das Zusammensein im Jahre 1939 in Bayreuth auf der Tagung des wissenschaftlichen Arbeitskreises des VDA zurück, auf der sein innerstes Anliegen noch einmal besonders deutlich wurde: die politischen und volkspolitischen Leistungen des Südostdeutschtums ins Bewußtsein des Gesamtvolkes zu

Digitized by Google

heben. Den Kampf um den Raum und die bluthafte, Kinder und Männer erzeugende Wirklichkeit des Volkes hat er so elementar, so von den Müttern her erfaßt, daß sein Tod einen schweren Verlust für die politische Mission des Reichsinstituts bedeutet. Alle, die diesem warmherzigen, aufrechten, mit einer brennenden Leidenschaft seiner Aufgabe lebenden Mann näherstanden, werden ihn immer als Vorbild im Herzen behalten...

20. Juni 1942.

Immer wieder ist dieser enge Zusammenhalt, das gleichgerichtete Streben, das kameradschaftliche Füreinanderstehen im Kreise des Instituts etwas Stärkendes und Beglückendes. Das habe ich jetzt so recht beim Heldentod Kleo Pleyers empfunden, der mich tief bewegte. Die Worte, die Sie da fanden und die schöne Aussicht, als letztes Vermächtnis die vom Institut treulich besorgte Herausgabe seines letzten Werkes in Bälde erwarten zu dürfen, waren tröstlich und erhebend.

Von allen Angehörigen des Instituts bin ich wohl derjenige, der Kleo Pleyer am längsten gekannt hat und am längsten kameradschaftlich mit ihm verbunden gewesen ist. Schon 20 Jahre sind es bereits her, als ich zum ersten Male in den Arbeits- und Kampfgemeinschaften des Hochschulrings, des politischen Kollegs, des Schutzbundes und verwandter Kreise der Grenzlandarbeit auf ihn stieß. Seine lodernde Begeisterung, sein unerschrockener Kampfesmut, seine hinreißende stets eindeutige und unbeirrbare geradlinige Bekenntniskraft, aber auch zugleich sein wissenschaftlicher Ernst und Fleiß, sein tiefes Verantwortungsgefühl haben mich sogleich aufs stärkste angezogen. Er war und blieb dabei immer der offene, aufgeschlossene, teilnehmende Kamerad. Man fühlte, wie er den festhielt, für den da war, den voll und ganz bejahte, den er einmal Freund und Kamerad genannt hatte. Ich werde es nie vergessen, wie er damals, - er, der Katholik -, auf der Grazer Schutzbundtagung 1924 gegen alle konfessionspolitischen Störungen und Verdunkelungen der völkisch-nationalpolitischen Einheitsfront im Kampf um Großdeutschland, um das Grenz- und Auslandsdeutschtum vom Leder zog, wie seine schwarz gefärbten Glaubensgenossen unter den erbarmungslosen Schlägen, mit denen er ihnen die Maske vom Gesicht riß, die Köpfe duckten und sich still und betreten zurückzogen. Das war Kleo Pleyer, der junge Student, und so blieb er es bis zuletzt. Nie ist er anders gewesen und anders geworden. Auch später, als Dozent und Ordinarius ließ er immer jene ersten Jugendbilder frisch und klar in mir lebendig werden, wenn ich ihn sah und hörte. Nach langer Pause traf ich ihn auf dem Boden gemeinsamer Arbeit im Reichsinstitut wieder. Er reichte mir erfreut die Hand, und es war wie einst. Wir wußten, was uns verband, ohne viel Worte zu machen. Die gemeinsame Erinnerung an alte Kampfzeiten blieb lebendig und überbrückte sogleich alle Spannen der zwischenzeitlichen Ereignisse und Entwicklungen. Sein Heldentod, so schmerzlich er für uns ist, so unersetzlich namentlich auch für die blühende Familie, die er zurückläßt, - er ist dennoch die schönste Erfüllung dieses Lebens. Wer so war wie er, den mußten die Götter als ritterlichen Kämpfer und im Tosen der Schlacht zu sich nehmen. Kaum vermag man sich's anders zu deuten. Und mehr noch: So sehr er die Geschichte der Nationalitätenprobleme in ihrer ganzen europäischen Spannweite beherrschte, so vertraut ihm auch die Probleme des Westens waren, wie seine Habilitationsarbeit erweist, er hat doch immer betont und schon sehr früh ausgesprochen, daß

Digitized by Google

es die Erlebnisse und Erfahrungen, daß es das Kämpfen und Leiden in seiner sudetendeutschen Heimat gewesen ist, was ihm letzte Einsicht, Antrieb und Kraft für seinen Lebenslauf gab. „Das Grenzlandschicksal hat uns reif gemacht", so sagte er uns einmal, „wir sind reifer geworden und wissen schärfer und härter, worum es geht, als die Volksgenossen in Binnendeutschland. Deshalb haben wir Grenzlandkämpfer die Aufgabe hineinzugehen mitten ins deutsche Mutterland, um zu lehren, aufzurütteln, Ziele zu weisen und den Kampfgeist zu stärken. Und keine Enttäuschung, die wir dort vielleicht erleben, darf uns daran je abhalten!" Im Kampf um die völkischen und politischen Probleme des Ostraumes ist Kleo Pleyer aufgewachsen und reif geworden. Im Kampf um die Befreiung und Sicherung des deutschen Ostens ist er nun auch gefallen als Vorbild und Mahnung für uns alle!

Sommerfeldzug 1942.

Im Osten, 1. Mai 1942.

Obwohl ich mich freue, wenn ich mich hier draußen mit Kameraden treffe, mit denen ich sprechen kann über den Kampf der deutschen Wissenschaft, so konzentriert sich nun der ganze Wille auf den kommenden Angriff, den wir mit heißem Herzen erwarten. Wir sind stolz auf die Leistungen der Heimat, die uns wieder in harter Arbeit die Waffen gegeben hat, die wir brauchen, um den endgültigen Sieg im Osten erringen zu können. Wir sind bereit, wieder anzutreten und warten stündlich auf den Befehl des Führers. In unserem Abschnitt wird die Entscheidungsschlacht beginnen. Draußen rollen die Kolonnen, rasseln die Bänder und Ketten der schweren Zugmaschinen und Panzer. Am Himmel dröhnen die Motoren der Kampf- und Jagdmaschinen. Man spürt förmlich, es wird und muß nun etwas geschehen. Hinter der Verteidigungsfront steht wieder eine mächtige Angriffsfront. Und wir sind glücklich, ein Rad in diesem Getriebe sein zu können, mit vorwärts stürmen zu dürfen, wenn die Stunde gekommen ist...

20. Juni 1942.

Meine eigenen Erlebnisse haben sich im wesentlichen auf den südlichen Raum konzentriert. Ich habe die Schrecken des russischen Winters bei dem besonderen Charakter meiner Einheit auch von ganz besonderer Seite kennen gelernt und ausgekostet. Wie trotzdem alle die unübersehbaren und unerwarteten technischen Störungen und Schwierigkeiten, an die ich hier besonders neben der rein physischen Leistung des deutschen Soldaten denke, gemeistert wurden, ist einfach bewundernswert. Die Auswirkungen der unerhört harten Kämpfe am oberen Donez habe ich unmittelbar erleben können. Bei den Einbrüchen der Bolschewisten im Dezember und Januar sind wir dabei auch in heikle Situationen gekommen, die Einheiten unserer Art sonst nicht zu erleben pflegen. Und gerade diese Augenblicke sind für mich unvergeßlich und erhebend. Kann sich die Seelengröße, Unerschrockenheit und Leidensfähigkeit des deutschen Menschen wohl stärker und erschütternder zeigen als in Stunden, wo er verwundet und hilflos dem Zweifel ausgeliefert ist, ob sein Abtransport noch ermöglicht werden kann und er sicher zurückkommt, ohne vom unerbittlichen Feind überfallen zu werden? Die mustergültige Disziplin, das wortlose Dulden und Ausharren, das ich da erlebt habe,

Digitized by Google

sind mir zu einem der stärksten Stützen des Glaubens an die innere und äußere Unbesiegbarkeit Deutschlands geworden. Denn gerade diese Fähigkeiten des Ausharrens und Durchstehens, der durch nichts zu erschütternden überlegenen Seelen- und Nervenkräfte werden wir noch sicher in erheblichem Ausmaß zu beweisen haben. Aber sie werden dann auch über den Ausgang des Krieges entscheiden. Und zu solchen Erlebnissen hinzu kommt dann immer wieder auch die Erfahrung, wie genial und überlegen unsere Führung ist: Jene Gebiete, von denen ich spreche, sind nun schon seit Wochen wieder fest in unserer Hand. Was im Mittwinter eine der „schwachen" Stellen unserer Front zu sein schien, und es in den Augen des unmittelbar betroffenen Landsers auch unbegreiflicher Weise bis in das Frühjahr hinein blieb, das wurde zu einer Mausefalle, in der Timoschenkos schon siegestrunkene Horden sich urplötzlich unrettbar gefangen sahen. Hat man dann noch, wie wir, zufällig Gelegenheit, von Eingeweihten zu erfahren, wie unmittelbar der Führer an allen solchen Erfolgen beteiligt ist, wie er überall eingreift, wo überlegene Kunst des Planens und weitschauendste Übersicht nottut, wie er dabei alles beherrscht, alles weiß, alles bedenkt und immer die unbefangenste und vorurteilsloseste Lösung im Sinne des Archimedespunktes oder Kolumbuseies findet, dann schlägt einem das Herz höher, und Dankbarkeit und Vertrauen besiegen alles, was einem mitunter nicht gefallen will.

Inzwischen bin ich schon seit Monaten abkommandiert und vorübergehend in einer für hiesige Verhältnisse wirklich „schönen" Stadt ortsfest geworden. Lang entbehrte Genüsse, wie warme, große helle Stuben, richtiggehende Betten, Kino, vor allem aber ein recht gutes Theater, wo Kräfte der P.K. mit ukrainischen Künstlern wetteifern wurden dankbar und begeistert aufgenommen. Man war ja richtig ausgehungert nach all solchen Dingen. Deutsche Bilder, deutsche Klänge, deutsche Bücher, sie waren auch ein wenig Ersatz für die immer stärker werdende bohrende Sehnsucht nach deutscher Landschaft, die uns in der unendlichen, schneebedeckten Öde und Weite doch mitunter derart überfallen hatte, daß selbst unsere Lieder zu verstummen begannen ...

7. Juli 1942.

Auch für alle weiteren Zusendungen und Mitteilungen bin ich Ihnen sehr dankbar, denn wir haben außer den Rundfunknachrichten keine andere politische oder geistige Abwechslung, und der Hunger nach geistiger Anregung ist nicht nur bei mir, sondern auch bei vielen anderen außerordentlich groß. Das geht so weit, daß man jede gedruckte Zeile, die einem in die Finger kommt, begierig liest, und wenn man vier Wochen keine Post und dergl. erhalten hat, liest man eine Zeitung mit Spannung wie einen Roman.

Ich wurde sogleich nach der Meldung bei meiner Einheit zu einem sechswöchigen OA.-Auswahllehrgang kommandiert, der im noch winterlichen Mittelabschnitt nach echtestem preußischen Kommißstil stattfand. Der Kontrast zwischen der Zucht und Ordnung in unserer Kaserne und dem unbeschreiblichen Dreck darum herum war sinnfällig für die Ordnungsaufgaben, die uns militärisch und politisch gestellt sind. Obwohl ich als Nichttechniker niemals in der Lage sein werde, die Arbeiten einer Eisenbahnpioniereinheit an einer Baustelle zu leiten, habe ich den Lehrgang doch bestanden und tue jetzt Dienst in einer aktiven vollmotorisierten Eisenbahnpionierkompanie, die schon über 30 Eisenbahnbrücken in diesem Kriege gebaut bzw. wiederhergestellt hat. In-

Digitized by Google

zwischen sind wir in den Südabschnitt verlegt worden und harren eben nach Fertigstellung einer Nachschubstraße des neuen Einsatzes, der uns hoffentlich in der Richtung der Offensive weiter nach vorn führen wird. Die Bedeutung der Eisenbahn in diesem weiten russischen Raum als schlechthin entscheidendes Nachschubmittel kann überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden. Und was die Eisenbahntruppen im vorigen Sommer durch das Umspuren, besonders aber im Winter unter unerhört technischen Schwierigkeiten durch den Bau von Brücken, Eisbrechern, Ausladebahnhöfen usw., im Kampf gegen Banden, die vor allen Dingen die Eisenbahnwege zu unterbrechen versuchten, geleistet haben, reiht sich würdig den Taten anderer Truppengattungen an.

22. Juni 1942.

Ich habe Ihnen lange nicht mehr geschrieben: gerade in den letzten Wochen waren die Märsche anstrengend und lang, oft in die Nacht gelegt, und da man tagsüber auch beschäftigt wurde, war es mit dem Schlafen oft recht schlecht bestellt. Da entfallen alle Bedürfnisse, Briefe zu schreiben, von selber, man wirft sich in den freien Stunden einfach hin und holt schnarchend nach, was man versäumte.

Nun ist der Marsch beendet. Seit einer Woche liegen wir in den Stellungen der Front: in tiefen schmalen Postenlöchern, die in den schmierigen Lehm gegraben sind, auf einer wichtigen kahlen Halde oder in einem riesigen Kornfeld, am Dorfrand oder auf den Hängen neben einem Taleinschnitt. So wandern wir durch die einzelnen Stellungsfelder rings um das Dorf, kommen für ein paar Stunden ins Quartier, ziehen dann wieder für längere Stunden hinaus, und diese ganze Angelegenheit ist so auf äußerste Beschränkung des Schlafs eingestellt, daß man allmählich jeden anderen Gedanken als den, eine zusätzliche Schlafminute zu bekommen, verliert. Gestern und heute hatten wir nun Ruhetag. Weil es in unserer fürchterlichen Quartierhütte allzu barbarisch stank - es ist der anhaftende, unvertreibbare Hausgeruch - und weil ich merkte, daß nach schlimmsten Regentagen endlich wieder die Sonne scheint, stand ich um fünf Uhr auf und schreibe Ihnen im tauigen, verkrauteten Garten diesen Brief.

Regelrechten Einsatz hatten wir vor einer Woche. Wir waren vorher in Tag- und Nachtmärschen über 100 km durch und hier vorgefahren mit unseren Rädern, hatten um Mitternacht todmüde noch Zelte gebaut und Splittergräben geschanzt, und hatten dann gehofft, anderntags mal wieder ausschlafen zu können und schön langsam und gründlich in die Stellungen gewiesen zu werden. Selbst auf einen Ruhetag hatten wir spekuliert. Aber einige Stunden danach, im Morgengrauen, griff der Feind mit einem Regiment eine wichtige Höhe an, die in der Regel von ein paar Zügen besetzt ist. Ein gewaltiger Feuerüberfall, in dem man die einzelnen Explosionen nicht mehr unterschied, leitete ein, und bis das Bataillon unten alarmiert war, war der Angriff in vollem Gange. So wurden auch wir Neuankömmlinge buchstäblich in die Schlacht geworfen, die nicht leicht gewesen ist und gerade auch unsere Kompanie manches gekostet hat. Aber das Bataillon hat den Regimentsangriff abgewiesen, die Höhe ist noch besser in unserer Hand als bisher... Im Artilleriefeuer wird man völliger Fatalist: flach machen, verschwinden, nicht mehr sehen lassen, wie Adam nach dem Sündenfall vor den Blicken des Herrn sich verdrückt. Aber mehr kann man nicht tun, das Weitere ist Zufall. Das Gefühl einer zwar stilleren, dafür umso größeren

Digitized by Google

Gefahr hat man im gezielten Gewehrfeuer. Wenn die erste Kugel zwischen Schulter und Ohr vorbeizischt, die zweite einen Meter voraus in den Sand fährt, mit einem eigentlich ganz sanften Rauschen, dann weiß man, daß irgendwo ein konkreter, nicht artilleristisch anonymer Gegner sitzt, der gut schießen kann, der dich erlauert, und der sich noch verbirgt. Aber gerade dies, daß ich ihn suchen muß, macht nun diese Art von Beschuß zu einer höchst unfatalistischen, geradezu spannungsgeladenen Sache. Ich habe sehr schnell gelernt, daß man vor der zerflirrenden Kugel, die sich durch ihr Pfeifen ankündigt, noch immer den Kopf wegducken kann. Aber ich habe auch gesehen, daß die Gegner gut schießen und sich vor allem gut tarnen.

Nun hat es acht Tage geregnet und die Wege sind wieder verschlammt. Ich höre die ungeduldige Heimat im Geiste schon lange fragen, was denn nun mit der Offensive sei. Wer die russischen Wege nicht selber kennt, kann nicht ermessen, wie sehr sie vom Wetter abhängig ist. Schon der Morgentau macht die Straßen schmierig wie bei uns der Herbstregen den Asphalt. Die Wirkungen eines Landregens muß man erst abklingen lassen, und im Land der Extreme geht freilich auch dies wieder in äußerster Schnelligkeit, sodaß zwei Tage Sonnenschein die Straßen wieder mit dicken Staubbänken überziehen werden. Und dann ist die Stunde da...

Ich glaube unerschütterlich daran, daß das Reichsinstitut ein notwendiges Zubehör des Zeitalters ist. Aber man lebt davon getrennt, wie wenn es auf dem Monde läge - genau so übrigens von allen Zeitereignissen. Nur ganz gelegentlich kommt der Wehrmachtsbericht durch, und wenn mit einem Stapel von Dutzenden von Postsäcken auch Zeitungen kommen, dann sind sie entweder nur rein praktisches oder rein historisches Material geworden. Als wir uns kürzlich durch Schlammstraßen mühten, in die unsere Räder bis zu den Naben versanken, sodaß wir sie tragen mußten, rief mir der junge Kompaniechef der Nachbarkompanie gönnerhaft von seinem hochbeinigen Gaul herunter zu: „Sehen Sie, Sie Historiker, so wird Weltgeschichte gemacht". Nur: der Soldat merkt gar nichts davon, was er eigentlich macht. Das merkt der semmelessende Bürger viel eher. Übrigens merkt es auch der Leutnant auf seinem Gaul nicht. Die jungen Leutnants haben die glücklichsten Naturen - wenn man unter „glücklich" die fragloseften Naturen versteht.

Nun wollen wir warten. In wenigen Tagen werden über die Höhe vor mir die Bomber brausen, die Panzer werden rollen, das Artilleriefeuer wird seinen gewaltigen singenden Bogen durch das Gewölk schlagen und mit dem berstenden Akkord zur Erde bringen, und wir infanteristischen Stürmer werden uns zwischen diesen brüllenden Wolken klein und häßlich, und doch als Menschen bewegen - nämlich als die einzigen Träger eines besessenen Willens. Ich habe erst in diesen letzten Wochen gelernt, was der Mensch in Wirklichkeit ist: jenes Tier, das durch nichts umzubringen ist. Früher hatte ich über die Formel, er sei die Krone der Schöpfung, immer gespottet und ihn als eine doch recht hinfällige und fragwürdige Kreatur betrachtet. Heute weiß ich, daß er viel mehr ist, rein als biologisches Wesen genommen. Wo das stärkste Pferd fünfmal fällt, lacht der Mensch noch immer, nicht etwa nur in seiner anima, sondern erst erst recht in seinen Muskeln, seiner natura. Man muß schon mit Kanonen auf ihn schießen, aber er geht auch gegen Kanonen an.

Digitized by Google

Die Offensive in Südrußland...

14. Juli 1942.

Dies ist die erste Gelegenheit, Ihnen und den Kameraden des Instituts ein Zeichen aus dem Osten zu geben. Zehn Monate sind es her, daß ich meinen letzten Brief aus der Sowjetunion an Sie schrieb. In dieser Zeit bin ich innerhalb der Reichsgrenzen gewesen - zuerst drei Monate in einem Lazarett. Danach, nach einem Zwischenspiel beim Ersatztruppenteil, 3 Monate in Berlin. Am 14. Juni, also vor genau einem Monat, bin ich wieder ostwärts gefahren und seit 14 Tagen hat mich nun erneut der große Krieg an seiner unmittelbarsten Stelle, an der Front ergriffen! Der neugebackene Offizier hat als Bataillons-Adjutant seinen Platz wiedergefunden.

Stärker und nachhaltiger noch als im vorigen Jahr habe ich diesmal den Unterschied zwischen dem engeren Reich und dem langsam zum Vorraum werdenden Osten empfunden. Alle, die zu Hause sind, könnten erhoben und gebessert werden, wenn sie diesen Gegensatz zwischen der großen geschichtlichen Form und der ungeschichtlichen Formlosigkeit, zwischen Kultur und Unvermögen, zwischen Zukunft und reiner Gegenwart, an sich selbst erlebt hätten. Daß das Millionenheer unserer Soldaten ihn erlebt hat, berechtigt zu einem Glauben an unseren Frieden, dessen gestaltende Wirkungen gar nicht hoch genug veranschlagt werden können. Dieser Glaube wächst hier draußen in der großartigen Wortlosigkeit des einfachen Landsers, und ich bin's ganz zufrieden, wieder mitten unter ihnen zu sein.

Wir traten am 30. Juni gegen die hinter dem Donez errichteten Stellungen der Russen an! Nach zehn Tagen, von denen jeder zweite einen neuen Angriff erforderte, hatten wir mehr als 100 km gewonnen! Es war zähes Ringen, in dem die zahlenmäßig sehr schwachen Einheiten immer einen vielfach stärkeren Feind gegenüber hatten. Doch unsere regimentseigenen Panzerjäger schossen vor acht Tagen mit zwei Geschützen von acht Panzern amerikanischer Herkunft sieben in kürzester Zeit ab - das Nachbarregiment erwischte den Rest von sechs Panzern. Dergleichen macht Laune! Inzwischen haben sich die Kämpfe in eine rasche und pausenlose Verfolgung verwandelt - wie im vorigen Jahre rennen wir hinter den Bolschewisten her; viel Staub ist zu schlucken und die durchschnittliche Tageshitze geht an 45°. Trotzdem!

Erlebnisse beim Troß...

25. Juli 1942.

Ich bin gegenwärtig nicht im Einsatz, sondern wegen meines noch nicht auskurierten Armes beim Troß, doch liegen wir alle Augenblicke auf dem Bauch, weil der Feind mit seiner Artillerie ständig herüberschießt. Schlimm ist das nicht weiter, man muß es als Morgengymnastik nehmen. Beim Troß sein heißt, sich mit Russen, die als Gefangene die Bauernfahrzeuge fahren, und mit Pferden, von denen ich nichts verstehe, herumärgern. Gestern holten wir hinten Munition: auf einem Knüppeldamm in einem sumpfigen Grund warf mein blöder Kosak um, die Pferde stürzten übereinander und betrommelten mit den Hufen sich gegenseitig die vollgefressenen Wänste, viele Leute liefen herbei, einige um zu helfen, die meisten um möglichst gescheit zu reden, ich selber mit meinem eingebundenen Arm konnte auch nichts anderes tun als schreien

Digitized by Google

- aber weil die Pferde Russenpferde, also unvertilgbares Ungeziefer waren, ist nichts weiter geschehen. Man kann, glaube ich, in diesem Lande kein Lebewesen, von der Laus bis zum Menschen, wirklich ernsthaft vernichten: sie sind immer wieder da. Darin liegt das eigentliche Problem auch des Krieges; seine weltgeschichtliche Strategie kann man sozusagen am Tun der Kameraden ablesen, die vor mir sitzen, ihr Hemd absuchen und, genau wie bei solcher Tätigkeit ich selber, gotteslästerlich schimpfen, daß alles Zerknatschen vergeblich sei, weil am anderen Tag doch wieder das ekelhafte Viehzeug in allen Ritzen sitzt. Eine seltsame Unerschöpflichkeit, die das dumpfe Leben besitzt. Auch kann man es bis ins Aschgraue mobilisieren. Unsere Gefangenen fragen sich gegenseitig: „Welche Nationalität bist du?" Die Antworten lauten: Uralier, Tatar, Moskowiter, „Sibir", „Ukrainski" - usw. „Ruski" ist etwas durchaus Abgegrenztes: der Großrusse. Die anderen scheiden sich davon, freilich nur in den seltensten Fällen im Sinn einer politischen Distanz. Den Krieg besahen sie alle nicht, sie sind froh, wenn sie ihm entronnen sind, und weil sie auch nie so gut und wahrscheinlich geachtet gelebt haben wie hier bei uns als mitziehende und mitarbeitende Kriegsgefangene, fällt es auch keinem ein zurückzugehen, obwohl sie völlig frei herumlaufen. Im Gegenteil, immer wieder hört man, wenn dann die Stukas in großem Einsatz werfen, oder gestern, als eine Panzerdivision aufmarschierte, sie mit einer gewissen Genugtuung reden: „Ruski kapuut, Stalin kapuut." Nitschewo-Stimmung - aber sie realisiert sich, wenigstens bisher, nicht zu einem politischen Entschluß. Wir haben an sehr weichen Stellen im Kampf gestanden, wo sie zu Tausenden aus dem Kessel überliefen. Wir stehen jetzt an einer Stelle, wo sie mit einer unvorstellbaren Erbitterung, einem gewaltigen Materialeinsatz, einer unglaublichen Sturheit kämpfen. Aber ich bin sicher: sind diese gleichen Leute einmal durch die Gefangenschaft aus der Spannung ihrer befehlenden Welt entlassen, dann verfallen auch sie sofort in die Nitschewo-Stimmung: alles kapuut. Mit unsern Mitteln ist dies Volk nicht zu begreifen, nur von außen her zu erkennen. Neben tödlicher (oder vielleicht lebendigster, weil durchaus vegetativer) Indolenz besitzt es die Möglichkeit zum ebenso tödlichen und ebenso lebendigen Fanatismus. In all seiner fast irren Inbrunst, die wir aus Dostojewski kennen, hat es sich gegenwärtig auf das Politische geworfen, und jene Exemplare der russischen Menschen, die seiner fähig sind, bilden die politische und militärische Elite über dem kinderzeugenden und schlachtviehartigen Massenvolk. Diese Mischung ergibt in der Tat den gefährlichsten Sprengstoff, über den eine Revolution verfügen kann. Und es wird noch viel Hingabe kosten, ihn zu entschärfen.

2. August 1942.

Als ich zum letztenmal schrieb, da geschah dies noch in einer Zeit, in der uns allmählich erst die Erregung zu packen begann, mit der wir dann immer stärker das neue, diesjährige große Geschehen erwarteten. Anders als vor einem Jahr sahen wir dem neuen Ringen um die Entscheidung entgegen. Diesmal kannten wir den Gegner, wir wußten um seine ungeheure Stärke - aber auch um seine Schwächen; wußten, was wir im Vorjahr nur glaubten, daß auch dieser Gegner uns auf die Dauer nicht gewachsen ist. Hatten wir nicht den unsäglich harten, vom pausenlosen Krieg erfüllten Winter mit der zuversichtlichen, gläubigen Gewißheit durchgekämpft, daß dafür der Sommer uns gehören werde? Es gab für uns alle keinen Zweifel, daß der deutsche

Digitized by Google

Vormarsch in dem Augenblick wieder beginnen würde, da der Führer den Befehl dazu erteilen würde; so blieben für unsere Erwartung nur das Wie und Wann als einzige Themen aller Diskussionen.

Nun ist auch für die Ungeduldigen von damals vieles klarer geworden. Der Schlag von Kertsch, die überlegene Ruhe, mit der Timoschenkos von verzweifelter Hast diktierter Wettlauf um die Initiative bei Charkow abgefangen wurde, der Ansatz auf Sewastopol: all das ließ erahnen, daß dem Südflügel erhöhte Bedeutung zukommen würde. Tatsächlich ging's auch bald los. Aber wir sahen rasch: es war noch nicht der ganz große Schwung darinnen - bis wir eben erfuhren, daß es vorerst noch lokale Kämpfe, um Erweiterung der Brückenköpfe und Bereitstellungsräume, waren. Daß wir danach noch einmal liegenblieben, mag seinen Grund darin haben, daß vor dem Fall Sewastopols und der damit endgültigen Sicherung der Schwarzmeerflanke eben nicht losgeschlagen werden sollte. Wieder aber wurden manche ungeduldig. Bis dann - für uns am 1. Juli - der erlösende Aufbruch kam. Und seither sind wir, von gelegentlichen kurzen Ruhezeiten abgesehen, in einem unvorstellbaren Tempo vorgestoßen: unsere nichtmotorisierte Inf.-Div. hat bis hierher, am Zusammenfluß von Tschir und Don, 500 km Luftlinie in diesem einen Monat zurückgelegt! Dabei hat sich der Feind anfangs keineswegs kampflos zurückgezogen, sondern ganz seine vorjährige Methode wieder angewendet: am Vormittag läuft er, nachmittags gegen Abend setzt er plötzlich starke Artilleriekräfte ein, die unseren Vormarsch hemmen, die Infanterie zur Entfaltung zwingen - und in der Nacht löst er sich und geht wieder weiter zurück. Daß wir dabei außer dem Donez noch das Flußsystem des Oskol und des Tschir überwinden mußten, erhöht nur die Leistung der Infanterie.

Allmählich freilich vollzog sich der Rückzug weniger planmäßig. Immer größere Mengen Kriegsmaterial blieben zurück; immer mehr Überläufer mußten sich, wie das bei unseren Vormärschen üblich ist, selbst irgendwo hinten eine Gefangenensammelstelle suchen - wenn sie nicht gleich wieder als Panjefahrer oder sonstig dienstbarer Geist mit nach vorne gingen. Wie denn überhaupt für unsere Infanterie charakteristisch ist, daß sie mit allen Mitteln trachtet, ihr Tempo halten zu können; mit Friedensmaßstäben darf so ein Regiment nicht mehr gemessen werden: nur mehr ein geringer Teil marschiert im eigentlichen Sinn; einige haben irgendwo ein Fahrrad aufgetrieben, andere sich mit einem der zahllosen halbwilden Gäule beritten gemacht; am beliebtesten waren die Panjefahrzeuge - bis sie zuletzt motorisiert wurden: die Pferde wurden freigelassen, und an ihre Stelle traten Traktoren, gleich mit einheimischen Fahrern. Wer wird in seinem Leben so einen Geleitzug vergessen: drei, vier Leiterwagen von einem solchen Traktor abgeschleppt - dazwischen Panjefahrer, Radfahrer, Panjereiter, und - ich hab's selbst erlebt - sogar einmal einen Soldaten, stolz und verlegen zugleich, auf einem biederen Kamel... Für die Vorausabteilung haben die Bolschewisten besser gesorgt: sie brachten vor einem besonders raschen Zugriff nicht einmal mehr ihre LKW's in Sicherheit, und so fielen unserem Regiment fast vierzig ziemlich neue amerikanische Dodges in die Hand, jeder erst rund 1000 km gefahren! Das war eine hochwillkommene Beute.

Erst später wieder bauten die Bolschewisten eine neue, stärkere Widerstandslinie auf (vorher sahen wir Bunker, die halbfertig irgendwo im Gelände nicht mehr fertig gemacht werden konnten, so schnell waren wir immer wieder nachgestoßen). Hier erst

Digitized by Google

ballt sich neuer Widerstand von ganz gehörigem Ausmaß zusammen. Zwar ist ein toter Durchbruchsversuch mißlungen, den er mit Eliteeinheiten versuchte: Offiziere, Kadetten und - Frauen... Alle mit Schnellfeuerwaffen. Aber trotz allem Fanatismus scheiterte auch dieser Versuch: vor einem einzigen Abschnitt unseres Regiments zählten wir 254 Tote. So versucht er es jetzt anders: Granatwerfer, seit je seine Lieblingswaffe, und Artillerie bei Tage, Flieger in der Nacht sollen uns fertigmachen. Aber auch dies wird ihm nicht gelingen; und eines Tages stehen auch wir dort, wo es unsere Führung befiehlt. -

Das Land, durch das wir kamen, ist einem schnellen Vormarsch keineswegs günstig: Ebene, aber immer wieder von tiefen Rissen durchfurcht, mit Steilabfällen, die für jedes Fahrzeug ernste Probleme bedeuten; die Flüsse und Bäche oft mit Steilufern bis zu 40, 50 Metern. Dazu längst nicht mehr die Fruchtbarkeit des Schwarzerdegebietes, weite Strecken Heide; weniger Siedlungen auch als früher, was manchmal bereits zu fühlbarer Wasserknappheit führt. Dazu eine ganz fürchterliche Mückenplage, die besonders des Nachts zusammen mit dem bedeutenden Temperaturunterschied nicht immer die heißbegehrte Ruhe zuläßt. Die Bevölkerung selbst ist anfangs sehr befangen und eingeschüchtert - wohl als Folge der eigenen bolschewistischen Propaganda, die uns in den übelsten Farben zeichnet -, dann aber umso rascher beruhigt und zutraulich, man kann kaum ein besseres Wort dafür finden. Wer mit der Geschichte Rußlands vertrauter ist, sieht immer häufiger bestätigt, daß wir uns stark dem Gebiet der einstigen Goldenen Horde nähern: schlitzäugige, gelbbraune Gesichter überall. - ...

4. September 1942.

Bei uns ist jetzt wenig los, dennoch ist der Dienst sehr anstrengend. Die Fronten liegen nur wenige hundert Meter einander gegenüber; wenn man nachts im Vorfeld die Horchpostenstellung bezieht, hört man den russischen Nachtposten räuspern und husten. Er selber wird uns wohl hören, wie wir unser kaltes Essen schlürfen: die Stellung ist tagsüber eingesehen, die Feldküche weit hinten, sodaß es das Mittagessen erst in der Nacht und, infolge des weiten Weges, kalt gibt. Neuerdings haben uns die Russen unsere Hütte, die wir in wochenlanger Schanz- und Zimmermannsarbeit zu einem Bunker ausgebaut hatten, in Brand geschossen, sodaß wir nun in einem feuchten, tropfenden Kellerloch hausen, das außer von Flöhen und Läusen noch von Kröten bewohnt wird: zur vollständigen Kenntnis des europäischen Ungeziefers fehlt uns jetzt nur noch die Begegnung mit Schlangen und Skorpionen. Beim Brand habe ich meinen rechten Stiefel verloren, den ich gerade ausgezogen hatte und der mir aus dem Arm rutschte, als ich im feuerlohenden Vorraum noch schnell nach einer herumliegenden Handgranate griff. Wären nicht tags zuvor in der Nachbargruppe ein paar Leute beim Experimentieren mit russischen Handgranaten schwer verwundet worden, und hätte mir nicht der übrig gebliebene Schnürschuh des einen notdürftig gepaßt, so würde ich jetzt noch einseitiger herumlaufen: Stiefel und Strumpf, statt Stiefel und Schnürschuh - denn die Kompanie hat ihren Troß nicht vorn, bei dem ich, möglicherweise (?), neue Stiefel bekommen kann. Dieser privaten Lückenhaftigkeit entspricht die allgemeine. Unsere Postenketten sind so dünn, daß in der Nacht auf drei- bis vierhundert Meter ein einziger Doppelposten kommt. Dieser Posten steht ohne Ablösung die ganze Nacht, angespannt

Digitized by Google

starrend und lauschend, nun schon die vierte Woche. Ich habe es erlebt, daß der Kamerad neben mir einmal wie eine Latte umfiel, der Schlaf hatte ihn gerissen wie ein Blitzschlag. Mir selber gings mehrmals ähnlich, nur daß ich mich, im letzten Augenblick erwachend, noch in den Knien abfangen konnte. Denn auch tagsüber bleiben ja nur ein paar Vormittagsstunden für den Schlaf, weil der Nachmittag für Bunkerbau und Schanzen draufgeht. Wir waren bei dem Hause mit dem Gröbsten fertig. Jetzt können wir unter ungleich schwereren Verhältnissen von neuem beginnen. Im ganzen Dorf gibt es kein Holz mehr, es ist alles verbaut. So werden wir wohl, um unseren Keller abstützen zu können, irgendeine Hütte abreißen und das Abbruchmaterial verwerten müssen. Aber auch das Werkzeug ist verbrannt; wir waren reiche Leute, hatten drei Beile, einen Hammer, eine Säge, eine Zange. Jetzt haben wir nicht einmal mehr einen Strick, um Wasser aus dem Brunnen zu holen. Ich weiß jetzt, was arm sein heißt. Und ich weiß auch: wenn so eine Verteidigungsfront gewiß ruhmlos ist, so bringt sie an Mühsal und nervenverzehrender Anspannung sicherlich ebensoviel ein wie der Angriff.

Lazarett Dillingen, 14. September 1942.

Am 30. Juni traten wir aus unserem Bereitstellungsraum zur neuen Offensive an. Wie im Vorjahre geht es wieder bei Tag und bei Nacht unaufhörlich vorwärts. Man hat sich schnell wieder daran gewöhnt in jeder „Lebens- und Körperlage" zu schlafen oder auch ohne Schlaf auszukommen.

Je weiter es dem Süden zugeht, desto unbarmherziger brennt die Sonne. Bald steigt das Thermometer auf 46°, d. i. also gegenüber dem Winter ein Temperaturunterschied von 90-100°. Wie fast alles in diesem Land, wie die Menschen selbst ist auch das Klima gegensätzlich, ungesund, unnatürlich. Zu der Gluthitze kommt der nicht zu beschreibende russische Staub, von dem man ungeheure Mengen schluckt. Um das ständige, nahezu unstillbare Durstgefühl ein wenig zu vertreiben, trinkt man trotz der Infektionsgefahr doch alles, was sich einem in flüssiger Form am Wege bietet. Zum Waschen wird oftmals der schmutzigste Tümpel begeistert begrüßt. Bei dieser sengenden Hitze werden wir oftmals an die Zeit im Winter erinnert, als unsere Kompanie einmal 16 Tage lang bei -25° ohne ein Dach über dem Kopf und ohne Bunker auf der bloßen Schneedecke eine Stellung zu halten hatte und auch hielt.

Das Gelände in diesem südrussischen Raum ist teilweise schon steppenartig, und wir treffen sogar schon vereinzelt auf Kamele. -

Nach einer wilden, schlaflosen Nachtfahrt erreichen wir am 21. Juli z., wo unsere Division über den Fluß setzt und einen Brückenkopf bildet. Da in der Nacht mehrere hundert Russen von der gegenüberliegenden Seite auf das diesseitige Ufer gekommen sind und hier Teile unserer Artillerie umgangen haben, muß unser Bataillon den Gegner sofort im Gegenstoß zurückwerfen. Wie meistens kämpft der Feind zäh und verbissen. Da sich keiner ergibt, bleiben viele Tote auf dem Gefechtsfeld zurück. In diesem Zusammenhang darf ich erwähnen, daß ich für diesen Angriff das E.K. I erhalte, das mir einige Zeit später zu meinem Kriegsverdienst-Kreuz I. Klasse verliehen wird.

Für mich selbst war dieser Angriff entlang des in der Sonne silbern glitzernden Flusses neben der vorjährigen Erstürmung der Stadt Smolensk das eindrucksvollste

Digitized by Google

Kriegserlebnis. Noch nie ist die geschichtliche Bedeutung des heutigen Kampfes in einem Gefecht selbst so unmittelbar und persönlich, so begeisternd und zwingend an mich herangetreten wie durch diesen Angriff.

Meine Tage hier sind jedoch „gezählt". Am 26. Juli greift der Feind wieder einmal in großer Zahl unsern jenseits des Flusses gelegenen Brückenkopf an dem Flügel an, den ich mit meiner Kompanie zu sichern habe. Kaum habe ich meine vor der Hauptkampflinie liegenden Gefechtsvorposten erreicht, werde ich von einem feindlichen Infanteriegeschoß durch Brustschuß verwundet. Erst später stellt sich heraus, daß der Schuß nicht lebensgefährlich war. Der Tag hatte noch insofern eine besondere Bedeutung für mich als er mein Geburtstag war; so wurde mir an ihm also zum zweitenmal das Leben geschenkt...

8. September 1942.

...Wir sind in den letzten sechs Wochen nur ein verhältnismäßig kleines Stück weiter nach Osten gekommen. Unsere Division ist nach dem 30-Kilometer-Rennen der ersten Juli-Hälfte aus dem Verband der weiter marschierenden Truppen herausgenommen und zur Verteidigung nach Norden umgeschwenkt worden. Die keineswegs starken Regimenter richteten sich auf riesenhaften Abschnitten ein und es schien zunächst ein freundliches und geruhsames Leben zu winken. Anfang August stellte sich diese Hoffnung als trügerisch heraus: von Norden zunächst vorfühlend - dann mit durchweg zehnfacher Übermacht entschlossen und unermüdlich angreifend, hat uns der Feind drei lange Wochen arg bedrängt. Unsere Männer haben wieder Unglaubliches ausgehalten. Es kam darauf an, die angreifenden Roten, koste es was es wolle und auch mit schwächsten Kräften noch, abzuhalten. Seit einigen Tagen werden wir morgens nicht mehr durch „Hurräh" geweckt und auch tagsüber geschieht nichts Nennenswertes. Es bleibt abzuwarten, wann die abgestoßenen Hörner wieder nachgewachsen sind. Bis dahin freuen wir uns der Entspannung und bereiten die Abwehr weiter vor.

Die Tage sind in dieser Gegend um 18 Uhr zu Ende - es wird dann rasch dunkel - und kalt. An 3-4° kommt die Temperatur jetzt nachts regelmäßig; die Tage sind, wenn kein übermäßiger Wind geht, allerdings noch immer recht heiß: Was wir in der Schule vom Kontinentalklima lernten, trifft hier zu.

Im Gegensatz zu unserem letzten Abschnitt ist die Landschaft hier armselig und trostlos bis zur Unerträglichkeit. Zwar steht hier und da ein verrottetes Kornfeld von 40-50 Zentimeter Höhe zwischen den ausgedehnten Distelfeldern; zwar wachsen auf dem Grund der in die Tausende gehenden Schluchten, die das typische Bild dieser Landschaft und 80% des taktischen Untergrundes unseres hiesigen Krieges abgeben, oft ein paar Bäume - im Ganzen ist dies Land entsetzlich nackt und arm; nicht einmal Steine finden sich im Schwemmsand. Denn solcher bedeckt hier alles, auch die gelegentlich etwas kühner aufragenden Bergkuppen, die dann und wann wenigstens im Kern so hart sind, daß sie den Fluß zu erheblichen Kurven gezwungen haben. Da hat dann selbst diese Landschaft einen versöhnlichen Zug.

Freilich - dergleichen interessiert nur im engsten persönlichen Kreise und gewiß auch da nur selten. Die „großen Dinge", die sich auf diesem Boden abspielen, bleiben von derartigen „Geheimfragen" unberührt! Und es sind gewaltige Dinge geschehen „da herum".

Digitized by Google

Was ich Ihnen vor mehr als Jahresfrist schon schrieb: in dieser Auseinandersetzung wird uns nichts geschenkt und es bleibt uns nichts erspart. Wir stehen ja schon lange nicht mehr nur an einer linearen Front - wir kämpfen praktisch vom Kreis aus. Der kommende Winter wird nicht leichter sein. Denn wir werden abermals gegen einen noch immer nicht zerbrochenen Feind kämpfen müssen!

Und drum: es hilft nichts - wir stehen in der Weltentscheidung, an der wir mit Kraft und Glauben beteiligt sind; das letzte Wort werden wir unserem Schicksal zubilligen müssen. Schicksal in diesem größten Ausmaß ist nicht Menschending; es ist vom Menschen gesteuert allein durch die Kraft des Willens und des Glaubens, und allein an diesen beiden wird sich das Ende dieses Krieges entscheiden. Vor zwei Jahren sah das alles noch ganz anders aus: Damals bestand noch immer die Aussicht eines raschen Sieges, dessen materielle Größe in keinem Verhältnis zum Opfer und Einsatz würde gestanden haben. Der in der noch nicht bestimmten Zukunft liegende tatsächliche deutsche Sieg wird diese „erschütternde" Ausgewogenheit haben; das aber macht dann auch seine unantastbare Echtheit und seine Reinheit aus.

Den 11. Oktober 1942.

Weitaus die schwersten Tage sind uns im August bereitet worden, als wir südwestlich der Chopermündung und südlich der Mündung des ostwärts davon herunterkommenden Flusses mit dem unaussprechlichen und nicht zu behaltenden Namen den Ansturm der vielfach überlegenen Sowjets auf die Nachschubstraßen der Stalingrader Angriffsarmee aushalten mußten. Dergleichen ist eine undankbare Aufgabe - undankbar für den kleinen Kreis, in dem sie sich abspielt. Im großen Rahmen freilich liegt die Notwendigkeit klar zutage. Aber die persönliche Einsicht findet ja stets im persönlichen Geschick ihre Grenzen. Unsere Kompanien haben da viel Blut verloren. Immerhin, wir haben die befohlenen Aufgaben gelöst.

Was immer wieder überrascht: die unerschöpfliche Anzahl des Feindes! Das liegt freilich mit darin begründet, daß dieser nach Belieben auf der andern Seite des Flusses zusammenziehen und verteilen kann; aber selbst wenn man das berücksichtigt, ist das Ungeheuer der Zahl beängstigend. Es tut nichts zur Sache, daß in steigendem Maße das letzte Aufgebot erscheint, darunter Knaben und alte Männer, die kaum ausgebildet sind; mehr und mehr auch Halbwilde aus Innerasien, die kein Russisch mehr verstehen und erst recht nicht sprechen. Solange das System der Kommissare und Politruks in Ordnung ist, macht der Bolschewismus die gefährlichsten Dinge auch mit den zweit- und drittrangigen Menschen. Zahl und Raum stehen ihm eben zur Verfügung und wir müssen uns mit beidem herumschlagen. Daß ihm langsam das Wasser zum Halse heraufsteigt, ist unverkennbar; die Kampfmoral seiner Infanterie ist erschütternd schlecht; die seiner Kommissare ist unverändert gut. Wir haben das so oft erlebt: fällt der Kommissar, dann ist das Gefecht zu unseren Gunsten beendet.

Wir beeilen uns, damit wir vor Beginn der Regenzeit in die Erde kommen. Das bedeutet viel Arbeit bei Tag und Nacht, zumal die Landser in jedem Augenblick mit dem Erscheinen der Roten rechnen müssen. Aber das wird auch alles in Ordnung kommen. Bis jetzt ist das Wetter gut geblieben; in den letzten Tagen ziehen allerdings dichtere Wolken herauf - ob das die Ankündigung der Schlammperiode ist?

Digitized by Google

Kleo Pleyer

Ein Kampf um das Reich

Von

Walter Frank

Digitized by Google

Digitized by Google

„Man muß untergegangen sein, um wieder auferstehen zu können."
(Kleo Pleyer.)

In den letzten Tagen des August 1939 meldet sich der 41jährige Feldwebel der Reserve Kleo Pleyer beim Wehrbezirkskommando in Königsberg, um zu einer im bevorstehenden Polenfeldzug eingesetzten aktiven Truppe einberufen zu werden. Er hat eine Kriegsbeorderung für den Fall der öffentlich verlautbarten Mobilmachung. Aber die gibt es ja nicht. Hat man ihn vergessen? Da der Professor Kleo Pleyer bereits vorher von der Universität Königsberg an die Universität Innsbruck versetzt worden ist, weist ihn das Königsberger Wehramt ab. Kleo Pleyer fährt nach Innsbruck. Auch da erhält er keine Einberufungsordre. Vielleicht, so rät man ihm, kann er in Schlesien Glück haben, dort, wo er zuletzt, beim Aufmarsch gegen die Tschechoslowakei, eingesetzt war.

Kleo Pleyer fährt nach Troppau. Im Zug zwischen Innsbruck und Schlesien beginnt er auf ein paar lose Zettel Eindrücke zu werfen:

„Ein Unterschied ist es freilich", so schreibt er, „ob man jung und ledig, unbeschwert und ahnungslos ausrückt, wie ich es 1916 getan habe. Oder ob man es als gereifter Mann und Familienvater tut im vollen Bewußtsein der Schrecknisse, die der moderne Krieg mit sich bringt".

„Wofür kämpfen wir in diesem Krieg? Ich denke an meine Kinder. Ich sehe vor mir im Abteil des Zuges ein blondes Mädchen mit einem Gesicht wie Milch und Blut. Ich sehe unterwegs auf dem Anger der Dörfer braune, ranke, sehnige Jungen. Das ist das ewige deutsche Leben. Dafür lohnt es sich schon, das halb verbrauchte Dasein der eigenen Person einzusetzen und hinzugeben."

In Schlesien, endlich, nimmt man den Feldwebel Pleyer an. Aber noch findet die Hoffnung auf einen aktiven Einsatz keine Erfüllung. Noch hat die sofort eingereichte schriftliche Meldung zu einem aktiven Einsatz an der Front keinen Erfolg. Während drüben in Polen die ersten großen Schläge der deutschen Wehrmacht gegen den einkreisenden Feindring fallen, während Polen stürzt, drillt der Feldwebel Pleyer in Schlesien, pflichteifrig, aber murrend, junge Rekruten.

In den Pausen dieser Wartezeit beginnt Kleo Pleyer plötzlich zu schreiben.

„In diesen schicksalhaften Tagen, da der Mensch mit sich, seinem Volk, seinem Gott ins Reine kommen muß, steigen die Gesichte des gelebten Lebens auf. Das eigene Dasein tritt einem in eigentümlichem Abstand und Zusammenhang vor Augen. Es ist nicht mehr das liebe Ich, es ist eine Ausdrucksform von den Millionen des lebendigen Volkes."

So liest man auf einem Zettel.

Und nun bedecken sich immer neue Zettel mit Erinnerungen, mit Eindrücken und Bildern der Vergangenheit. In kurzen Urlaubspausen werden frühere Notizen eingeordnet, werden Schriften und Reden aus früherer Zeit durchgesehen und eingefügt.

An diese fragmentarisch gebliebenen Entwürfe einer Selbstbiographie - wir nennen sie „Gesichte des gelebten Lebens" - schließen wir das Lebensbild an, das wir

Digitized by Google

hier von dem Toten geben wollen. Wir ergänzen es aus anderen Stücken seines Nachlasses[1]), aus dem Zeugnis der Frau und des Bruders[2]) und aus dem Persönlichen, das uns aus einer jahrelangen Kameradschaft zufloß.

1.

Als neuntes Kind des Schmiedes Joseph Pleyer war Franz Kleophas Pleyer am 19. November 1898 in Eisenhammer, Gemeinde Hluboka im westböhmischen Bezirk Kralowitz, geboren. Das nächste - deutsche - Städtchen ist Rabenstein[3]). Der Großvater, Franz Pleyer, war aus dem Erzgebirge zugewandert. Der Name Pleyer, so hören wir[4]), komme von „Bleuen" und bezeichne Leute, die fest zuschlügen und hämmerten. Die meisten Pleyers im Erzgebirge sind denn auch Bergleute und Schmiede gewesen, andere waren Bauern. Auch Franz Pleyer, der Großvater, war seines Zeichens ein Schmied und als er von Norden her ins Tal der Schnella kam, hat er sich hier, mitten in der Einöde, eine Hammerschmiede gebaut. Joseph Pleyer, sein Sohn, führte sie weiter.

In seinem Buch „Tal der Kindheit"[5]) hat Wilhelm Pleyer den Vater geschildert, den „Vetter Hammerschmied", „bärtig, großnasig, berußt, mit einem Lederschurz angetan, auf dessen glänzenden Flecken die Glut der Esse und des Eisens widerleuchtete; klein, aber von einer Kraft, die mir unbegrenzt schien, - der Hammerschmied schaltete wie eine Sagengestalt in dem ewigen Abenddämmer der Hammerstatt, und es war auch meine Unterhaltung mit ihm, daß wir nichts zueinander sagten. Er, der das Rauschen der Räderstube und das Brausen der Funken vielleicht gar nicht hörte, summte meist zwischen den Zähnen eine der vielen Weisen, die er am Sonntagabend auf der Ziehharmonika zu spielen wußte. Bisweilen verstummte er gänzlich; dann konnte es geschehen, daß die tiefen Falten seiner Stirn sich zusammenzogen, und seine Augen wider Feuer und Funken blitzten. Bisweilen aber wiegte er den Kopf nach dem Takt seiner leisen, im Brausen fast untergehenden Weise wie ein tanzendes Kind, und manchmal lachte er plötzlich unhörbar auf und lachte eine ganze Weile, und es war wie ein lautloser Trab in seiner breiten Brust; und da schien ihm erst einzufallen, daß auch ich da sei, und er wurde freundlich ernst als einer, der schon auch weiß, daß er zu den Erwachsenen gehört.

Der Hammerschmied hatte sicherlich viel Gesellschaft unter der Schädeldecke...".

Auch Kleo Pleyer hat in seinen „Gesichten" dies Bild des Vaters am Amboß festgehalten, das mitunter wochenlange finstere Schweigen. „Wenn er aber lachte, dann klang es, als ob die Mächte der Finsternis ihr Spiel verloren hätten".

---

[1]) Frau Luitgard Pleyer hat mir durch die Öffnung des wissenschaftlichen und politischen Nachlasses ihres Mannes das vorstehende Bild seines Lebens ermöglicht. Die Familie Kleo Pleyers beabsichtigt in späterer Zeit die zum Druck geeigneten Teile des Nachlasses zu veröffentlichen.

[2]) Dr. Wilhelm Pleyer, dem bekannten sudetendeutschen Dichter, habe ich nicht nur für persönliche Auskünfte über seinen Bruder, sondern auch für die allgemeinen Einblicke in den sudetendeutschen Kampf zu danken, die seine Bücher vermitteln.

[3]) Die Atmosphäre dieses Zwergstädtchens atmet aus Wilhelm Pleyers Bändchen „Im Gasthaus zur deutschen Einigkeit. Geschichten aus Böhmen". München 1937.

[4]) Vgl. bei Wilhelm Pleyer „Kämpfen und Leben. Erlebnisse", Leipzig 1941, den Abschnitt „Heimat und Herkunft".

[5]) Wilhelm Pleyer, „Tal der Kindheit". München 1940, S. 70 f.

Digitized by Google

Joseph Pleyer hatte Barbara Löser geheiratet, eine Bauerntochter aus Klum im Nachbarbezirk Ludiz. Barbara Pleyers Ahnen waren alle alteingesessene Bauern des deutschen Egerlandes. Es war ein kinderreiches Geschlecht. Barbara Pleyer selbst hatte zehn Kinder. Als letztes Kind, nach Franz Kleophas, wurde Wilhelm Pleyer geboren. Er hat der Mutter in der „Frau Germania" seines Romans „Der Puchner"[6]) und in der Mutter der Zwölf im „Scheerauer"[7]) Denkmäler gesetzt. Die Mutter, so berichten es die beiden jüngsten Söhne, sei von großer Willensstärke gewesen. Einmal hat sie ihre beiden ältesten Buben unter Einsatz des eigenen Lebens aus dem Hochwasser gerettet. Ihr Ehrgeiz war es, der den beiden Jüngsten, den Ungewöhnlichen ihres Blutes, den Weg nach oben geebnet hat.

In Kleo Pleyers „Gesichten" liest man:

„Ich bin das neunte Kind und unterscheide mich von allen anderen durch meine roten Haare. Unsere Mutter hat erzählt, daß kurz vor meiner Geburt bei Anschüren des Ofenfeuers der Sturm durch den Schornstein gegriffen und ihr eine Flamme ins Gesicht geschlagen habe, woher meine rote Haarfarbe rühren soll. Also ein „Versehen der Schwangeren", wie man sagt, und eine Feuertaufe vor der Geburt."

Später einmal hörte das Kind, wie die Mutter im Nebenzimmer einer Nachbarin sagte: alle Kinder seien ihr gut geraten, nur der Franz habe leider rote Haare und stoße mit der Zunge an. Und das Kind war sehr traurig.

Noch später freilich sollte Franz Kleophas erkennen, daß Wodan nicht umsonst den Sturm in den Ofen geblasen und dem werdenden Kind das Haar mit derselben Farbe des Feuers gezeichnet habe, die Asa Thors, des Odinssohnes, Bart leuchten ließ. Auch der Sprachfehler hat sich bald gegeben. Wenn Franz Kleophas später zum Volk sprach, so war es, als wirble des Vaters Hammer auf den Amboß und als sprühten die Funken hoch auf von der Esse im Eisenhammer.

2.

„Wir sind äußerlich sehr arm, aber innerlich sind wir die reichsten Kinder. Unsere Heimat ist ein Wirklichkeit gewordenes Waldmärchen", lesen wir in den „Gesichten".

In der Einöde wachsen die Kinder heran, der Wald und die Felder und die Tiere sind ein Teil ihres Seins. Im Schmiedehandwerk üben sie sich, und in der Bauernarbeit, und vor allem hüten sie das Vieh. Manchmal, wenn sie im Bach herumkriechen, sehen sie auch die Fremden, die Städter. „Die Sommerfrischler, die von Rabenstein her zum Eisenhammer kommen, staunen uns an, wie wenn wir Waldschratte und Nixen wären. Wenn es geht, verstecken wir uns vor ihnen. Denn es sind gar vornehme Leute, Bankbeamte, Ingenieure, Juristen, auf die wir Halbwilde abstoßend wirken müssen. Wir wollen uns aber auch nicht bemitleiden lassen, sondern spüren selber Mitleid, wenn wir sehen, wie diese Städter vor einer störrischen Kuh davonlaufen."

In der Dorfschule gibt es nur eine einzige Klasse.

Später, mit elf Jahren, im Herst 1910, kommt Franz Kleophas in die Bürgerschule nach Ludiz, nahe Karlsbad. Von dort, im Herbst 1912, auf die Handelsschule nach Brüx. Die Handelsschule hat zwei Klassen. Franz Kleophas absolviert sie im Sommer

[6]) Wilhelm Pleyer, „Der Puchner. Ein Grenzlandschicksal". München 1940, S. 63 ff.

[7]) Wilhelm Pleyer, „Till Scheerauer". Weimar 1931.

Digitized by Google

1914 mit lauter Einsern. Das soll seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen sein. Denn die deutschen Vorzugsschüler haben mindestens im Tschechischen Note Zwei gehabt und die Tschechen mindestens im Deutschen.

Aber der junge Kleo Pleyer kommt ja auch geradewegs von der deutsch-tschechischen Sprachgrenze. Wenn die Kinder zu Hause zu Beichte und Kommunion gehen, so gehen sie in die Kirche einer rein tschechischen Ortschaft. Im „Puchner" hat Wilhelm Pleyer eine Kirchenfeier bei Kaiser Franz Josephs sechzigstem Regierungsjubiläum geschildert. Da schlägt beim Gebet das

„Chléb vezdejší dejž nám dnes"

der Tschechen mit dem

„Unser täglich Brot gib uns heute"

der Deutschen zusammen und erst das hebräische „Amen" eint die beiden Völker auf einen gemeinsamen Lauf. Da erklingt auch die Kaiserhymne zweistimmig:

„Záchovej nám, Hospodynê,
Císare a naši zem"

singen die Tschechen,

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land"

klingt es von der deutschen Seite her[8]).

Beiden freilich, den Tschechen wie den Deutschen, ist das Kaiserlied nur noch eine Konvention. Niemand, so erzählen auch Kleo Pleyers „Gesichte", beneidet das Schulmädchen, das auf Anordnung des Herrn Lehrers das Kaisergedicht aufzusagen und am Ende jeder Strophe bei dem Wort „Hoch Österreich, hoch" ein schwarzgelbes Fähnchen zu schwenken hat.

Alle fühlten, daß dieses Kaisertum morsch ist. Alle senden eine Sehnsucht in die Ferne.

Die Deutschen schicken sie hinüber in das große Deutsche Reich.

Als Barbara Löser neun Jahre alt war, hatte sie die preußischen Soldaten im Egerland gesehen. Dann war, 1870-71 - um dieselbe Zeit als der Hammerschmied Franz Pleyer seine Hütte am Eisenhammer baute - das Bismarcksche Reich emporgestiegen. Es war ein preußisch geführtes kleindeutsches Reich, gewiß. Ein Reich, das das Deutschtum der Ostmark zunächst hinausdrängte aus seinem Machtkreis, das dann zwar mit Österreich in ein Bündnis trat, aber sich doch jeder politischen Absicht auf das deutsche Volkstum des österreichischen Staatsraumes sorgfältig enthielt.

Und trotzdem wurde dieses kleindeutsche Reich der mächtige Anziehungspunkt für die politische Sehnsucht des ostmärkischen Deutschtums. Für jene „alldeutsche" Bewegung, die in Georg Ritter von Schönerer ihren Führer fand, war Otto von Bismarck die große nationale Führergestalt auch des ostmärkischen Deutschtums.

Auch in das egerländische Gebiet hatte das Alldeutschtum hineingegriffen. Auf der Bürgerschule in Ludiz war Kleo Pleyer erstmals mit ihr in Berührung geraten.

Iro, ein Sohn der Stadt Eger, war der völkische Abgeordnete dieses Kreises. Im Jahre 1911 stellte er sich zu neuer Wahl in den Reichsrat gegen Krepek, den Kandidaten

[8]) Wilhelm Pleyer, „Der Puchner" a. a. O. S. 41 ff.

Digitized by Google

der Agrarier. Der Ruf „Heil Iro!" und „Nieder mit Krepek" war die erste politische Willenskundgebung der Brüder Kleo und Wilhelm Pleyer. Nach der Wiederwahl sprach Iro vom Luditzer Rathaus aus zu seinen Wählern. Franz Kleophas hörte die Rede und als er in den Ferien nach Hause kam, wiederholte er sie wörtlich vor versammelten Eltern und Geschwistern.

So wurden sie „Alldeutsche". Trugen bei Festen im Knopfloch Schnüre aus schwarzrotgelber Wolle und dazu die Kornblume, die Lieblingsblume des alten Kaisers Wilhelm I. Und träumten von dem „Reich Allerdeutschen", das einmal kommen werde.

Aber es war erst ein ferner Traum.

3.

Am 31. Juli 1914 liegt Franz Kleophas in seiner Heimat auf der Wiese und hütet das Vieh. Da kommt ein Mann vorbei und ruft ihm zu: „Es ist Krieg!"

Kleo Pleyer ist damals fünfzehn Jahre alt. Bald darauf wird er in einem kriegswirtschaftlichen Industriewerk bei Pilsen, in der Aktiengesellschaft Westböhmische Kaolin- und Schamottewerke, als Praktikant angestellt. Freilich, dieser Beruf, durch den er nun sein Brot verdienen soll, entspricht durchaus nicht seiner Neigung. Zum Kaufmann, so gesteht er selbst, fehlt ihm die erste Voraussetzung: der Erwerbstrieb. Und so träumt er denn von anderem. Der junge Mann, der tagsüber im Betrieb steht und der sich an dem Laib Brot mit dem Messer, mit dem Bleistift oder mit der Kreide die Ration abzeichnet, die er heute essen darf, sitzt des nachts über lateinischen und französischen Grammatiken, über Naturkunde und Mathematik. Als Autodidakt will er sich auf die Reifeprüfung eines Gymnasiums vorbereiten. Auch an einem Drama schreibt er. Wenn er im Kriege fällt, so soll dieses Drama sein Vermächtnis an die deutsche Heimat sein. Aber der Verfasser der „Gesichte" meint mit gutmütiger Selbstironie, die Vorsehung habe weise getan, ihn persönlich weiterleben zu lassen.

Vorläufig zerreißt der Krieg alle beruflichen Pläne.

Im Juni 1916, siebzehnjährig, wird Kleo Pleyer einberufen. Sein Regiment, das 88. Infanterie-Regiment, zu Dreiviertel aus Tschechen bestehend, wird in Szolnok in Ungarn ausgebildet.

Hinter der galizischen Front geht dann die Ausbildung weiter. Kleo Pleyer beherrscht die deutsche wie die tschechische Sprache. So hat er die deutschen Befehle in Übersetzung an die Tschechen weiterzugeben. Zur Ausbildung kommen auch reichsdeutsche Offiziere. Einmal besichtigt Prinz Oskar, ein Sohn des Kaisers, das Regiment. „Bei der Paradeaufstellung ist es für uns Sudetendeutsche ein großer Augenblick als zu Ehren der kaiserlichen Hoheit ‚Deutschland, Deutschland über alles' gespielt wird. Am liebsten würden wir mitsingen!"

Anfang März 1917 empfangen sie die Feuertaufe. Beim Vormarsch schießt russische Artillerie in sie hinein, es gibt Tote. Auch dicht neben Kleo Pleyer fällt ein Kamerad, ein Egerländer. Es ist der erste, den er fallen sieht. Einen Augenblick sind die jungen Leute verstört. Aber da reißt der Regimentskommandeur sie hoch, Oberst Wächter, der später durch besondere Tapferkeit den Maria-Theresia-Orden, den österreichischen Pour le Mérite, erwerben wird. „Die Russen wollen euch nur Guten Tag sagen", ruft er lachend. Und weiter geht es.

Digitized by Google

Als sie aus neuer Reservestellung im Mai 1917 erneut in die vorderste Linie kommen, da sind sie bereits Feldsoldaten geworden. Und bei Konyuchi und Zborow erleben sie ihre erste große Schlacht. Noch einmal treibt in diesen Wochen die Regierung Kerenski Rußlands Massen zum Angriff gegen die österreichischen Linien vor.

Drei Tage lang hämmert auf den Wald von Konyuchi das Trommelfeuer der russischen Artillerie, verwandelt den Wald in ein Trichterfeld. Der Gefreite Pleyer vertreibt sich „die grimmige Zeit" mit einer leichten Unterhaltungslektüre. „Das Glück ist überall" heißt das Buch.

Dann plötzlich, am 1. Juli, einem Sonntag, springt das russische Artilleriefeuer nach vorne und in dichten Massen stürmen die Russen.

Aber um die gleiche Zeit gehen die Österreicher zum Gegenangriff über.

Kleo Pleyers „Gesichte" berichten:

„Unser Zugführer kommandiert ‚Bajonett auf' und zieht seine Pistole aus der Tasche. In Schützenlinie rücken wir durch den Wald vor. Ein aufgeregter reißt vorzeitig seine Handgranate ab; sie könnte in unserer Gruppe viel Unheil anrichten, aber glücklicherweise geht sie nicht los. Als wir aus dem Walde heraustreten, bietet sich ein Schauspiel von solcher Schönheit und Großartigkeit, daß ich darüber alle Gefahr vergesse. In einem breiten Tal voll sommerlicher Pracht, in grünen Wiesen und goldenen Ährenfeldern, gehen unsere und die feindlichen Linien gegeneinander vor. Über uns keuchen die eigenen und die russischen Granaten in rasender Wut aneinander vorbei. Ein feuriges Firmament überwölbt den Kampf...

Jetzt geht drüben die russische Garde vor; in Mänteln und Pelzmützen trotz der Julihitze, das Gewehr geschultert, aufrecht. So mag bei Belle Alliance die französische Garde in ihren Bärenmützen vorgegangen sein, so todesverachtend mag die soldatische Auslese des napoleonischen Frankreichs auf dem Schlachtfeld gestanden haben und gestorben sein. Es ist ein weltgeschichtlicher Augenblick. Wild rattern unsere Maschinengewehre. Die russische Garde stirbt. Das alte Rußland ist tot."

Am nächsten Tage, 2. Juli, erfolgen nur noch geringe russische Vorstöße. Dann ist die große russische Offensive, die bis Lemberg, ja wohl bis Wien vorstoßen sollte, gebrochen. Am 20. Juli treten die Österreicher zum Gegenangriff an. Bis an die Grenze werfen sie die Russen zurück.

Dann wird es ruhig an dieser Front.

Aber im Oktober 1917 rollt das Regiment an die italienische Front. Da tobt die zwölfte Isonzoschlacht, wird der Durchbruch bei Flitsch und Tolmein erzwungen.

Am 23. November müssen sie bei Castelnuovo an Kaiser Karl vorbeimarschieren. „Das Ereignis vollzieht sich ohne Begeisterung und hinterläßt keinen sonderlichen Eindruck. Der Habsburger hat das Gesicht eines flotten Husarenoffiziers und grüßt uns mit dem mehr komischen als kameradschaftlichen ‚Servus'. Da sind wir, wenigstens wir Sudetendeutschen, unlängst mit ganz anderen Gefühlen an dem reichsdeutschen General Graf von Bothmer vorbeimarschiert!"

Anfang Dezember ist es, als sie in vorderste Front kommen, in Gebirgsstellung beim Monte Asalone[9]).

[9]) In Wilhelm Pleyers Roman „Die Brüder Tommahans" (München 1937) ist Bernard Tommahans ein „Urlauber des Todes" vom Monte Asalone.

Digitized by Google

Es ist ein eisiger Winter. Der Boden ist zu hart für das Schanzzeug und so verschanzen sie sich hinter den gefrorenen Leichen der Kameraden. Furchtbar ist auch der Durst. Unter starkem Artilleriefeuer liegt der Brunnen. Der Gefreite Pleyer holt Wasser. Füllt erst die eigene Feldflasche. Trinkt. Füllt dann die anderen Feldflaschen. Eilt zurück. Und eine neue Artillerieladung geht neben den Leichen am Brunnen nieder.

Schlimmer noch ist die tödliche Gefahr des nächtlichen Schlafes. Wer des nachts zu lange schläft, der erfriert. So muß der eine wachen, während der andere schläft. Aber in jeder Nacht sterben einige den weißen Tod.

Zu dem allen treten Artilleriebeschuß des Feindes und Fliegerangriffe aus geringer Höhe. „Es ist die größte Belastungsprobe, die uns jemals auferlegt worden ist. Ein Tier wäre längst verreckt. Der Mensch aber ist kraft seines sittlichen Willens lebensmächtiger als das Tier."

Der Gefreite Pleyer hat einen Prellschuß am rechten Ellbogen. Seine Füße beginnen zu erfrieren. Er hat hohes Fieber. „Eigentlich sollte ich zurückgehen aber eine heimliche Gewalt bindet mich an die schütteren Reihen der Kameraden, an den kämpfenden Rest der Kompanie. Es ist leichter, sich im Hinterland von einer Friedenskompanie zu trennen als von einem letzten Häuflein der Aufrechten vorne in Todesgefahr."

Am 17. Dezember abends werden sie abgelöst. In derselben Nacht müssen sie nochmals nach vorne, liegen als Reserve im Artilleriefeuer, gehen nach einiger Zeit erneut in Ruhestellung zurück. Sie sind wenige geworden; und die wenigen sind ausgemergelte Gestalten. „Aber als wir unten im Regiment vorbeimarschieren und ein Offizier mit den Worten ‚Das ist die dritte Kompanie' auf uns deutet, da recken wir uns auf, als müßten wir Zeugnis ablegen für den tapferen Tod derer, die oben geblieben sind."

Der Gefreite Pleyer wird ins Militärlazarett nach Innsbruck geschafft, von dort ins Lazarett nach Wien. „Der Fuß wird Ihnen abgeschnitten", sagt die Schwester in herzigem Wienerisch. Eine grauenvolle Nacht. Ein paar Genesende spielen auf einem Grammophon Wiener Walzer, durchs Zimmer orgelt es:

„Da hobts mei letztes Kronerl
Und spielts mir noch an Tanz."

Und der Neunzehnjährige wirft sich auf dem Bett hin und her und tobt gegen Gott, der ihm statt der erlösenden Kugel das Krüppeltum bestimmt zu haben scheint.

Aber der Fuß wird nicht amputiert. Nur ein langer Lazarettaufenthalt ist nötig. Einmal, als Kleo Pleyer auf Krücken durch die Wandelgänge geht, schiebt man einen Egerländer vorbei, dem das Bein bis zu den Hüften amputiert ist. In der Narkose singt der Operierte lustig:

„Und wenn i amol heirat
Muß Haberstroh weg."

Endlich wird Kleo Pleyer aus dem Lazarett entlassen. Felddienstunfähig und zu 20 Prozent erwerbsunfähig schickt man ihn in die Garnison nach Szolnok zurück.

Hier, in der ungarischen Garnison, erlebt er die November-Revolution, sieht er das Reich der Hohenzollern und das der Habsburger zusammenbrechen.

Digitized by Google

Die Silberne Tapferkeitsmedaille der alten österreichischen Armee hat der Heimkehrer auf der Brust mitgebracht.

Und in der Brust ein Erleben, das nun nicht mehr zur Ruhe kommen kann: das Erinnern an einen gewaltigen Kampf, der die Deutschen der österreichischen Monarchie Arm an Arm mit ihren Volksbrüdern aus dem Reich stehen, stürmen, kämpfen, bluten ließ.

Lange später, am 28. September 1937, bei der Abschiedsfeier seiner Kompanie in Gumbinnen, wird der Universitätsprofessor Dr. Kleo Pleyer in einer Ansprache sein Erleben aus dem ersten Weltkrieg heraufbeschwören:

„Es war vor 20 Jahren, da lag ich als junger sudetendeutscher Soldat eines böhmischen Regiments an der Ostfront dicht neben dem Gefechtsstand einer preußischen Kompanie. Der Kompanieführer erteilte mit der Uhr in der Hand seinen Zugführern Befehle zum Angriff auf eine von den Russen besetzte Ortschaft. Die Pünktlichkeit, die Schneidigkeit, die Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, mit der jene Truppe den Angriff durchführte, hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht und ich bin an jenem Tag zum Wahlpreußen geworden."

Mächtiger denn je springt aus dem Erleben dieser Weltkriegsgemeinschaft die alte Sehnsucht hoch, die Sehnsucht, die Georg von Schönerer in das Deutschtum Österreichs pflanzte: die Sehnsucht nach dem großen „Reich Allerdeutschen".

Noch eine andere Vision wird damals in den Herzen gerade der Deutschen des österreichischen Raumes weiterleben, eine Vision, die dem Deutschen des Altreichs fremder geworden ist: die Vision von einem völkisch-übervölkischen Reich, in dem die Deutschen als Führervolk in der Mitte Europas auch die vielen kleinen Völker des Ostens und Südostens einem Großreich zuordnen.

„Das Volk im Herzen Europas", so wird später[10]) der Historiker Kleo Pleyer schreiben, „trug die heimliche Krone des Reiches bevor der Papst sie dem deutschen König aufs Haupt setzte".

In den „Gesichten des gelebten Lebens" wendet sich Kleo Pleyer gegen den weitverbreiteten Irrtum, als sei im ersten Weltkrieg der Großteil der Tschechen bei erster bester Gelegenheit zum Feinde übergelaufen. Dies sei, so sagt er, nur eine kleine Minderheit gewesen. Die Mehrheit der tschechischen Soldaten der k. u. k. Armee habe ihrem Fahneneid die Treue gehalten, und ein Teil von ihnen habe sogar mit Auszeichnung gefochten.

Gewiß, die Blutopfer der Sudetendeutschen seien ungleich größer gewesen als die der Tschechen. Bei den Sudetendeutschen seien auf 1000 Kopf der Bevölkerung 36 Tote, bei den Tschechen nur 22 Tote gefallen. Aber von diesen Toten der Tschechen seien nach der amtlichen tschechischen Statistik nur 5 Prozent auf der Seite der Entente gefallen, 95 Prozent aber auf der Seite der Mittelmächte. Und so habe denn auch der Weltkrieg die Tschechen in jener Einordnung gesehen, die ihnen ihr Raum naturnotwendig zuweist: im großdeutsch-mitteleuropäischen Lebensraum.

---

[10]) Kleo Pleyer, Großdeutsche Geschichtskunde. Vortrag auf der Berliner Tagung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands am 2. Dezember 1938. Auch bei Kleo Pleyer, Gezeiten der deutschen Geschichte. München 1939, S. 8.

Digitized by Google

Aber haben solche Gedanken im Jahre 1918-1919 Macht? Im Straßenkot, unter den Stiefeln triumphierender Nachbarn, liegt die Krone des Reiches, die Krone, die einst auch leuchtete über der Königsburg in Prag und über der ersten deutschen Universität, diesem Symbol einer deutschen Kulturmacht, die auch die Slawen des Südostens erst erweckte.

Und da wo einst deutsche Könige und Kaiser residierten, herrscht ein „tschechoslowakischer Staat". Ein Staat, den jene fanatische Gruppe um Benesch und Masaryk nicht als einen Teil Mitteleuropas ansehen möchte, sondern als einen Pfahl, den die Westmächte in das zuckende Fleisch des Deutschen Reiches bohren. Ein Staat, in dem 6,5 Millionen Tschechen den 3,5 Millionen Deutschen sogar die völkische Selbstbestimmung verweigern. Als am 4. März 1919 auf den Straßen der sudetendeutschen Städte die Massen für eine Teilnahme der Sudetendeutschen an den Wahlen zum österreichischen Parlament demonstrieren, da verhallt ihr Schrei in den Salven tschechischer Regimenter.

4.

In den „Gesichten" liest man:

„So ziehen die ersten zwanzig Jahre meines Lebens an mir vorbei, ein bunter Bilderbogen, gemalt mit dem eigenen Herzblut. Ein Leben unter Millionen anderen Lebensläufen, die alle zusammen nichts anderes sind als ein einziger Waffengang für das größere Deutschland. Vor einem Vierteljahrhundert sind wir es gewesen, die als junge Burschen hinauszogen, ‚sei es auch zum letzten Gang'. Jetzt ist es eine neue Jugend, die an den Fronten steht und stirbt, kämpft und weiterlebt. Aber es ist dasselbe Blut, dasselbe Volk, dasselbe Ziel: Großdeutschland."

Im Oktober 1939 kommt Kleo Pleyer zu einem aktiven Regiment an die Westfront. Aber noch immer heißt es warten.

Und so schreibt denn Kleo Pleyer in den Wartemonaten des Winters 1939-40 weiter an den Erinnerungen des eigenen Lebens. „Ich stöbere in den alten Briefschaften, Akten und Druckschriften aus den Jahren zwischen den zwei Kriegen" notiert er im Urlaub zum Silvester 1939. „Ist diese Zeit nicht eine einzige große Wintersonnenwende? Es ist selbsterlebte Geschichte, die ich schildern will. Meine eigene Person soll nur ein Medium sein, ein Mittel der Betrachtung und Darstellung."

Damals, bei der Heimkehr, im Dezember 1918, hat der entlassene Gefreite Kleo Pleyer wieder jene Stelle in dem Industriebetrieb angetreten, die er bei der Einberufung verlassen hatte.

Aber er bleibt nicht lange. Die Tschechen nehmen Anstoß an diesem jungen Manne. Er sei ein deutscher Irredentist, sagen sie. So muß der Praktikant Pleyer gehen.

Er geht in die Heimat, auf den Eisenhammer. Mit dem Bruder Wilhelm zusammen verlebt er da „ein Jahr der Innerlichkeit". Die großen Erlebnisse und Eindrücke des Krieges und der Niederlage müssen sich setzen, müssen Gestalt gewinnen. Im Sommer 1919 nimmt Kleo an der ersten Egerländer Volkshochschule in Dölitz teil, erlebt das Einströmen der Jugendbewegung in die bäuerliche Jugend Deutschböhmens. In dieser Zeit scheint es, als solle auch Franz Kleophas ein Dichter werden. Von der Natur singt seine Lyrik, aber immer wieder bricht urgewaltig der Kampf des Volkes auch in diese Gedichte:

Digitized by Google

„Wie Marketenderbuben
im wilden Lagerhauf,
so wuchsen meine Lieder
beim Trommeltrubel auf.
Sie künsteln keine Blicke,
Aus ihren Augen schreit
die Leidenschaft des Volkes
Hin über Raum und Zeit."

So singt er da über „Kampf und Kunst". Und faßt die Sehnsucht seines Herzens in dieses starke Gedicht: „Es kommt der Tag":

„In einem Waldgebirge, Gott,
Hast Du mir Licht gegeben.
Soll ich, der hoch auf Gipfeln wuchs,
in Niederungen leben?
Der Heimat höchster Tannenbaum
Er stand an meiner Wiege;
Du kannst nicht wollen, daß ich heut
dem Vogt zu Füßen liege.
Auf steilem Schulweg sprang der Sturm
Mir täglich an die Kehle;
Du wolltest Gott, daß meinem Hieb
Dereinst die Kraft nicht fehle.
Der Wildbach meiner Heimat hat
Sich felsendurch gebissen.
Es kommt der Tag: ein Blutstrom hat
Den Grenzdamm aufgerissen.

Wer so dichtet, den treibt es in den Kampf. Schon hat Kleo Pleyer begonnen, die Landsugend seines Kreises zu organisieren. Schon erscheinen eines Tages auf dem Eisenhammer die tschechischen Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonette und durchsuchen das Haus nach Zeugnissen der Staatsfeindlichkeit. Zwar, einige Zeit darauf, findet Kleo wieder eine Anstellung in einer Stadt Nordböhmens, in Aussig. Aber sie hält ihn nicht mehr. Am 20. November 1920 tut er den Schritt, der ihn in den aktiven politischen Kampf führt: er wird Mitglied der Sudetendeutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei.

Der Nationalsozialismus ist ein Kind des südostdeutschen Grenzkampfes. Hier, im Grenzdeutschtum, lehrte die Not das deutsche Volkstum, sich selbst zu helfen auch über die Hemmungen der Staatsgrenzen und der Staatsformen hinweg. Hier stand der Deutsche im täglichen Kampf mit fremden Mächten: mit dem Staat der Habsburger, mit den Slawen, mit den Juden, mit der Macht des katholischen Klerus. Hier, im Grenzkampf, in dem die Massen der kleinen Leute im endlosen Ringen des Alltags die Schlacht entscheiden, wuchs der deutsche Nationalismus mit dem Sozialismus zusammen.

Aus dieser Situation wuchsen im Jahre 1918 in Österreich und in Sudetenland nationalsozialistische deutsche Arbeiterparteien. Aus dieser Situation wuchs, ein Sohn

Digitized by Google

der deutschen Ostmark, Adolf Hitler, empor, der von München aus in vierzehnjährigem Kampf seine schöpferische Prägung des Nationalsozialismus über alle kleinstaatliche Gebundenheit der ostmärkischen Bruderparteien hinaus zu weltgeschichtlicher Wirkung führen sollte.

Die Sudetendeutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei stand unter der Führung von Hans Knirsch, Rudolf Jung und Hans Krebs. Der junge Kleo Pleyer wurde schnell zu einer ihrer stärksten agitatorischen Kräfte.

Am 1. Mai 1920 hält er seine erste Rede als nationalsozialistischer Parteiredner in Staab. Nimmermehr - so hämmert hier zum ersten Mal die mächtige Stimme des Schmiedsohnes auf die Seele der Massen - dürfe die Tschechei „als französischer Polizeihund" sich den Sanktionen gegen das Deutsche Reich anschließen. „Wir werden nie und nimmer dulden, daß die Tschechoslowakei gegen unser deutsches Mutterland zu Felde zieht, wir werden nie und nimmermehr dulden, daß dieser Staat, in den wir gepreßt wurden, unsere völkischen Gefühle bespeit. Und wir werden diesen unseren Willen, wenn notwendig, mit den Mitteln der Gewalt und den Mitteln des Volksaufstandes durchsetzen."

Am 22. Mai 1921 hält er zu Rabenstein, in seiner Heimat, die Gedenkrede bei der Einweihung des Kriegerdenkmals: „Kein Tropfen Blut wird nutzlos vergossen, kein Mutterherz ist nutzlos gebrochen." In den Sockel des Denkmals wird eine Denkschrift eingemauert. In ihr heißt es: „Wir sind nicht gewillt, einem Volke zu weichen, das seine Kultur uns Deutschen verdankt. Wir, ein freies Volk von altersher, wollen frei bleiben, und dem großen deutschen Vaterlande angehören. Gott walte die Tat."

Einige Zeit darauf wird im Stadttheater zu Aussig ein jüdisches Dirnenstück gesprengt. Der Leiter der Pfeif- und Schreikonzerte, die die Aufführung unterbrechen, ist Kleo Pleyer.

Dann gründet er einen „Freibund". Eine soldatische Selbstschutzorganisation der Sudetendeutschen soll es werden, für den Tag des Kampfes um die Freiheit.

Aber die tschechische Polizei nimmt Anstoß an zwei Aufrufen, die ihr in die Hände fallen. Am 15. September 1921 wird Kleo Pleyer verhaftet. Die Gendarmen bringen ihn in das Kreisgericht in Leitmeritz.

Ein Stimmungsbild, das er in dieser Zeit niedergeschrieben hat:

„Im Gefängnis eines zwingherrschaftlichen Kreisgerichts. Staatsfeiertag. Eine Glocke schrillt, die schultafelgroßen Eisendeckel der Bohlentüren springen auf: Nachtmahl. Vier Olmützer Käschen gibt es heute zu Ehre des hohen Festtages (ansonst nur zwei). Was Wunder, wenn sich die Freude eines Zellenbewohners ob der Zubuße in einem Liedchen kundtut! Ein zweiter, dritter Zellensiedler steht nicht nach und bald singt ein unsichtbares Spalier den wärterlosen Gefängnisgang an. Stimmen-, Sprachen- und Weisenwirrwarr. Alle aber, Falschmünzer, Lustmörder, Bankdiebe, Wechselfälscher, Kirchenschänder, Hoch- und Landesverräter, singen von Liebe, von Liebe ... Die meisten fallen bald in Träume und Schweigen. Zuletzt singt nur noch ein deutscher Student; von Lenz und Wanderfahrt, vom rauschenden Bächlein und vom kühlen Grunde, von den Rosen im Tale und den Soldaten im Feld ... Und dann hebt er an: ‚Wir hatten gebauet ein stattliches Haus -'. Jäh bricht er ab. Ich weiß warum ...

Durch das Kerkergitter strömt letztes Abendblut. Das Glockenspiel der Stadt spinnt des Studenten Wehlied fort. Hörst Du, Bruder im Zwillichgewande, des Liedes

Digitized by Google

Trost? ‚Die Form kann zerbrechen, die Liebe nimmermehr!' O könnte ich es durch alle Kerkermauern ins Herz der geketteten Brüder schreien: ‚Die Form kann zerbrechen, die Liebe nimmermehr!"

Am 1. Dezember 1921 findet die Gerichtsverhandlung vor den Geschworenen in Leitmeritz statt. Der tschechische Staatsanwalt klagt auf Hochverrat. Der deutsche Rechtsanwalt plädiert auf gesetzliche Vertretung deutscher Autonomiebestrebungen. Er vergleicht den jungen Dichter Kleo Pleyer mit dem tschechischen Dichter Havlicek, der einst in Österreich des Absolutismus eingekerkert wurde.

Die Geschworenen sprechen den Angeklagten mit Stimmenmehrheit frei.

Aber seine Stellung muß er nun aufgeben.

Da geht er nach Prag. Seit sechs Jahren hat er sich nun als Autodidakt herangebildet. Jetzt nimmt er noch Unterricht bei einigen Gymnasiallehrern, besteht im September 1922 als Externist die Reifeprüfung am Altstädter Realgymnasium. Und wird dann Werkstudent. Philosophie, Slawistik und Germanistik studiert er. „Als Gehilfe eines Rechtsanwalts besorge ich Schreibarbeiten, führe Pfändungen durch, bearbeite Ehescheidungsprozesse usw. Dieses Geschäft verschafft mir Einblick in viele Falten des menschlichen Lebens. Zum anderen studiere ich. Zum Dritten treibe ich Politik, will heißen, daß ich an dem grenzvölkischen Selbstbehauptungskampf der Studentenschaft teilnehme."

Der erste große studentische Kampf, an dem er sich führend beteiligt, ist ein Kampf gegen das Judentum.

Professor Samuel Steinherz, ein Jude, ist zum Rektor gewählt worden. Die offene Führung der ältesten deutschen Universität übernimmt jetzt, nach dem Umsturz der mitteleuropäischen Verhältnisse, ein Jude. Und der akademische Lehrkörper in seiner Gesamtheit beugt sich schweigend.

Da schreitet die Studentenschaft zur Selbsthilfe.

Im Frühdämmer des 15. November 1922 besetzen achthundert Studenten die Gebäude der Universität Prag: Studentenstreik!

Die Geheimhaltung ist gelungen. Studentinnen fahren auf Wägelchen die Nahrung für die Kämpfer. Die liberalen, marxistischen und jüdischen Studenten werden am Betreten der Hörsäle gehindert. Um 11 Uhr muß Samuel Steinherz auch offiziell die Vorlesungen einstellen.

Der Student Kleo Pleyer leitet das Presseamt der Studentenschaft, er steht damit an einem politischen Brennpunkt des Kampfes. Zugleich kommandiert er auch die Besetzung des Klementinums. Wilhelm Pleyer hat in seinem „Puchner", wo die beiden Brüder unter dem Namen von „Franz und Wilhelm Egeth" figurieren, die Szene festgehalten, wie der Herr Dekan der Juristischen Fakultät das besetzte Klementinum betritt und wie Egeths Franz mit dem Kommando „Raum für seine Spektabilität!" dem Besitzer des Hauses die Möglichkeit schafft, ungehindert durch die Reihen seiner ungebetenen Gäste zu schreiten[11]).

Drei Tage dauert die Besetzung der Gebäude, elf Tage der Streik. Dann muß er abgeblasen werden, weil eine Auslieferung der deutschen Universität an die Tschechen droht. Der jüdische Rektor bleibt, hält sich freilich von nun an ziemlich unsichtbar.

[11]) Wilhelm Pleyer, Der Puchner. S. 174.

Digitized by Google

Aber die völkische Studentenschaft hat zum ersten Mal ihre Schlagkraft erprobt. Und immer stärker tritt der Student Kleo Pleyer im sudetendeutschen Kampf hervor.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag dieses Jahres 1922 entsteht ihm ein Lied. Bald ist es das Parteilied der sudetendeutschen Nationalsozialisten geworden, bald dringt es auch hinüber ins Reich und wird in den Reihen der reichsdeutschen NSDAP gesungen:

„Wir sind das Heer vom Hakenkreuz
Hebt hoch die roten Fahnen,
Der deutschen Arbeit wollen wir
Den Weg zur Freiheit bahnen![12])"

Einen sozialistischen Nationalismus predigt Kleo Pleyer den Studenten. Den deutschen Arbeiter wird nicht der Student gewinnen, „der nur seine bebänderte Weste zeigte, nicht aber seine Brust aufriß und den Schauenden und Lauschenden sein Herz entgegenhielt". „Der Weg zum Volke liegt anderwärts. Dort, wo der Werkstudent mit dem Bergmann in die Grube fährt, dort, wo er freizeitüber zum Straßeneinräumer wird, dort, wo der Student mit dem Pedell zur Kundgebung marschiert."

Drüben im Reich scheinen inzwischen die Dinge der großen Entscheidung entgegenzutreiben. Die Franzosen haben das Ruhrgebiet besetzt. Die Reichsregierung wehrt sich mit passivem Widerstand. Der Nationalismus rüstet zum aktiven Widerstand.

Auch Frankreich sammelt seine Alliierten. Im Frühjahr 1923 kommt Marschall Foch zu Besuch nach Prag. Die Tschechische Republik feiert ihn. Und der tschechische Kultusminister ordnet an, daß am Tage der Ankunft des französischen Marschalls der Unterricht in allen Schulen der Republik zu ruhen habe.

Akademischer Senat und Professorenkollegium beugen sich der Anordnung. Aber in einer Vollversammlung der deutschen Studentenschaft Prag, in Gegenwart einer Minderheit von Professoren, erhebt der Student Pleyer die Stimme zum Protest: „Die politischen Verbrüderungsszenen der Tschechen und Franzosen", so donnert es durch die studentische Versammlung, „gehen uns einen Pfifferling an. Wir sind nach Prag gekommen, um zu studieren und nicht, um für politische Schauspiele des tschechischen Volkes Staffage abzugeben. Wenn demnächst ein Indianerhäuptling nach Prag kommt, um mit der tschechischen Regierung die Friedenspfeife zu rauchen, dann wird man vielleicht verlangen, daß unsere Dekane ihm den Baldachin tragen und wir mit Lampions ausrücken."

Am 1. Mai 1923 spricht Kleo Pleyer in Reichenberg: „Hitler", so sagt er, „trägt im Reich das nationalsozialistische Banner zum entscheidenden Kampf trotz aller Verleumdungen, trotz des infernalischen Hasses der Gegner. Wir, die wir uns nicht schlechter dünken als unsere Brüder hinterm Böhmerwald, wollen das gleiche tun... Wir glauben, daß das neue Reich, das neue Leben des deutschen Arbeiters anbrechen muß. Mit diesem Glauben gehen wir an die Arbeit, vor uns ein harter Kampf, aber auch ein leuchtendes Ziel, *das soziale Alldeutschland!*"

Narodni Politika, das tschechische Organ, ist auf den unruhigen jungen Deutschen aufmerksam geworden. Der „Prager Kandidat der Philosophie Kleophas Pleyer",

[12]) „Die erste Strophe, die als Motto für Transparente usw. häufig benutzt wurde, bildet das Schlußwort in Gottfried Feders 1927 erstmalig gedrucktem Programm der NSDAP." (Nationalsozialistische Monatshefte, Januarheft 1937).

Digitized by Google

so schreibt zornig das Blatt, sei „der bereits bekannte Konkurrent Hitlers". „Er hat in Reichenberg rücksichtslos den Kampf gegen die gewalttätige tschechische Politik bis zum Zerreißen der Friedensverträge gepredigt."

Im Sommer 1923 nimmt Kleo Pleyer als Vertreter der sudetendeutschen Studentenschaft am Salzburger nationalsozialistischen Parteitag teil.

Rudolf Jung vertritt die sudetendeutschen Nationalsozialisten. Hermann Göring die NSDAP. Hauptmann Göring hält an die Gründungsgruppe einer ostmärkischen SA eine Ansprache, die den Studenten Pleyer beeindruckt: „Wer kämpfen will", sagt Göring, „braucht Waffen. Der Kampf um die Macht kann nicht mit dem Zahnstocher gewonnen werden. Richtet euch danach!"

Die „Gesichte" erzählen weiter:

„Am letzten Tag spricht Adolf Hitler. Es ist das erste Mal, daß ich ihn sehe. Ich sitze auf der Gästetribüne unweit vom Rednerpult. Was er im Einzelnen sagt, verdämmert hinter der Gewißheit, daß dieser Mann gezeichnet ist. Es redet aus ihm deutsches Schicksal und kommende deutsche Geschichte.

Von Salzburg fährt Kleo Pleyer nach München. Dort bietet man ihm die Schriftleitung der „Deutschen Akademischen Stimmen" an, des Organs der gesamtdeutschen Studentenschaft. Und er nimmt sie an, denn er hat sich entschlossen, als Student an die Universität München zu gehen.

München 1923! „Das Mekka der deutschen Freiheitsbewegung![13])" Hier, an der Isar, im Schatten einer schwankenden bayerischen Staatsgewalt, sammelt sich der deutsche Nationalismus zum Ansprung auf die Macht! Hier, in München, sitzt Ludendorff, der Feldherr, dem der Student Pleyer bald darauf sich vorstellt. Hier, in München, hat Adolf Hitler seine NSDAP geschaffen.

Hier, in München, lockt den Studenten Kleo Pleyer das, was die Heimat ihm nicht geben kann: die Aussicht, an großer geschichtlicher Tat unmittelbar teilzunehmen.

Der Egeth-Franz, so lesen wir in Wilhelm Pleyers „Puchner", suchte damals, 1923, „den Kampf und die große Aktion"[14]).

Darum geht er von Prag nach München.

Im Sturm scheidet er von Prag. Am 18. September 1923 erhält der akademische Senat der Deutschen Universität in Prag diese Eingabe:

„Die deutsche Studentenschaft der Prager Deutschen Hochschulen hat mit größter Entrüstung festgestellt, daß zwei Lehrer der Deutschen Universität, Universitätsprofessor Dr. Oskar Fischer und Privatdozent Hugo Hecht, anläßlich der Gemeindewahlen als Wahlkandidaten marxistischer Parteien mit der tschechischen Urbensky-Gruppe gemeinsame Sache gemacht haben, und dadurch dem hartbedrängten Prager Deutschtum in den Rücken gefallen sind.

Die deutsche Studentenschaft der Prager Deutschen Hochschulen bringt dem Hohen Akademischen Senat zur Kenntnis, daß sie die Hochschulen des sudetendeutschen Volkes nicht bezieht, um hier von Lehrern solchen Schlages erzogen zu werden. Es kann

[13]) Kleo Pleyer gebraucht diesen Ausdruck am 22. 12. 1923 in seiner Beschwerde an die Regierung von Oberbayern (Akademische Notzeitung, Januar 1924).

[14]) Wilhelm Pleyer, Der Puchner a. a. O. S. 196 f.

Digitized by Google

einem deutschen Studenten nicht zugemutet werden, sich einem Lehrer zu Füßen zu setzen, gegen den er von tiefstem Abscheu erfüllt ist.

Die Deutsche Studentenschaft der Prager Deutschen Hochschulen richtet an einen Hohen Akademischen Senat die Anfrage, ob er willens ist, diesen beiden undeutschen Lehrern das Gastrecht zu entziehen, das sie bisher an der Deutschen Universität genossen haben, oder aber ob ein Hoher Akademischer Senat es vorzieht, der Deutschen Studentenschaft die Entfernung dieser beiden Lehrer zu überlassen.

Auf die Pressemeldungen hinweisend, laut welchen an die Prager Deutsche Universität ein jüdischer Professor berufen werden soll, erklärt die deutsche Studentenschaft der Prager Hochschulen, daß sie diesen neuen Schritt zur vollständigen Verjudung der sudetendeutschen Universität nicht ruhig hinnehmen wird, und überläßt einem Hohen Akademischen Senat alle Verantwortung für die Unruhen, die an der deutschen Universität durch die Berufung eines jüdischen Professors heraufbeschworen werden.

Die deutsche Studentenschaft der Prager deutschen Hochschulen erklärt, daß sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln sich der Entdeutschung der sudetendeutschen Universität widersetzen wird.

Prag, am 18. 9. 1923.

Für die Deutsche Studentenschaft der Prager Deutschen Hochschulen:
Cand. phil. Kleo Pleyer"[15]).

Kurz darauf, im Oktober 1923, fährt Kleo Pleyer nach München.

Ein größerer Sturm soll ihn erfassen und für lange Zeit von der Heimat hinwegreißen.

5.

Der Student Kleo Pleyer war nach München gekommen, um von dort jenen „Marsch nach Berlin" anzutreten, in dem die „völkische Revolution" in einem jähen Sprung das Reich für sich zu erobern hoffte.

Statt dessen erlebte Kleo Pleyer den 9. November 1923, der auf lange hinaus die Hoffnung auf eine Neugestaltung des Reiches begrub...

Nur noch in einem fanatischen Aufbäumen gegen die Niederlage kann sich die Energie des jungen Sudetendeutschen erweisen.

Die Leitung des Münchener „Hochschulrings deutscher Art" reißt er an sich; erläßt, am 10. November 1923, einen Aufruf an die Studenten: Ludendorff und Hitler nennt er „zwei der größten Männer, die Deutschland sein eigen nennt". Den Maueranschlag, durch den soeben der klerikale Kultusminister Dr. Matt das bayerische Volk gegen den „Preußen Ludendorff" aufzureizen suchte, prangert Kleo Pleyer als gemeinen Separatismus an. „Die Form ist zerbrochen, aber der Geist lebt weiter", so ruft er den Kameraden zu, „und die Liebe lebt weiter, die gestern Helden des völkischen Gedankens den Opfertod sterben ließ... Eines macht uns auch heute noch siegesgewiß: daß wir den feigherzigen Triumphatoren einer untergehenden Weltanschauung heldische Führermenschen entgegenzustellen haben, daß wir nicht von der kargen Bestimmung erfüllt sind, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, sondern von jener

[15]) Abgedruckt in „Deutsche Presse", Folge 2, 24. Januar 1924.

Digitized by Google

gewaltigen Idee, die allein das deutsche Volk emporzutragen vermag zum Platz an der Sonne"[16]).

Am 12. November ist es wiederum Kleo Pleyer, der die Studenten zu einer großen Kundgebung im Lichthof der Münchener Universität zusammenballt. „Dort die schwarze Internationale, hier die völkische Bewegung", peitscht seine Stimme in die große Halle. Nach tumultuarischen Szenen dringt zuletzt die Reichswehr in die Universität und zersprengt die Versammlung.

Die völkische Presse ist vom Generalstaatskommissar verboten. Noch aber erscheint die akademische Presse. Der Generalstaatskommissar hat ihr einen Zensor gesetzt, der auch bei der völkischen Studentenschaft Vertrauen genießt: den Oberregierungsrat und Professor Karl Alexander von Müller.

Kleo Pleyers „Deutsche Akademische Stimmen" erscheinen plötzlich in zehntausendfältiger Auflage und rufen den Widerstandswillen der Völkischen auf. Sie werden verboten. Da verteilen radfahrende Oberländler einen in Ebersberg erscheinenden biederen Generalanzeiger, den „Oberbayer". Auch dem „Oberbayer" schließt der Generalstaatskommissar den Mund. Da wirft Kleo Pleyer ein drittes Blatt in das Volk, die „Deutsche Presse".

Nach der zweiten Nummer wird er verhaftet. Sitzt in einer Zelle des Polizeipräsidiums München; bis zum 21. Dezember. Da wird ihm eine amtliche Eröffnung gemacht: Er wird frei gelassen werden. Aber mit Rücksicht auf seine Presseagitation wird man ihn, den tschechoslowakischen Staatsangehörigen, aus dem Freistaat Bayern ausweisen. Hat er bis zum Weihnachtsabend, 24. Dezember, abends 12 Uhr, Bayern nicht verlassen, so wird man ihn über die tschechische Grenze abschieben.

Vergebens protestiert Kleo Pleyer; weist darauf hin, daß seine Ausweisung auch den Vorzensor treffen, daß sie „eine schwere Desavouierung des um Bayern hochverdienten Alexander von Müller" darstellen würde[17]). Vergeblich verwendet sich auch Karl Alexander von Müller für einen Widerruf der Ausweisung[18]). Vergeblich protestieren durch den Mund der „München-Augsburger Abendzeitung" die Kreise der bayerischen Rechten.

Das Organ des Vorsitzenden der Bayerischen Volkspartei, des Abgeordneten Dr. Held, der „Regensburger Anzeiger", widmet dem Agitator Kleo Pleyer einen umfangreichen Aufsatz und begründet die Ausweisung dieses „zugewanderten Scheinstudenten". „Aus Kreisen der Münchener katholischen Studentenschaft" läßt sich der Regensburger Anzeiger schreiben:

„Kleophas Pleyer aus Deutschböhmen, der sich in der letzten Zeit zum uneingeschränkten Diktator des Hochschulringes aufgeschwungen hatte, ließ in jenen Tagen (des Novemberputsches) die Katze aus dem Sack, als er in öffentlicher Studentenversammlung der Münchener Universität neben der bayerischen Staatsgewalt vor allem auch die katholische Kirche in ganz gemeiner Weise anpöbelte und beleidigte. Die ‚München-Augsburger Zeitung' schreibt zu seiner Ausweisung, Pleyer sei Katholik. Das Vorgehen Pleyers in jener Studentenversammlung und seine späteren, teils in einer Hochschulringsitzung gemachten Äußerungen sprechen ihm aber, wenn er wirklich

[16]) Abgedruckt in „Bayrischer Bote", 17. November 1923.
[17]) Bericht der „Akademischen Notzeitung", München, Januar 1924. — [18]) Ebenda.

Digitized by Google

getaufter Katholik sein sollte, jede Berechtigung ab, sich Katholik zu nennen. Sicherem Vernehmen nach soll er ja der deutschfreiheitlichen Kirche Böhmens angehören. Das läßt den Rückschluß zu, daß auch er zu den geheimen Drahtziehern der Los-von-Rom-Bewegung gehört, die seit den letzten Jahren sich in großer Anzahl in Bayern in die ehedem gesunde vaterländische Bewegung eingeschmuggelt haben und unter dem ‚nationalvölkischen' und angeblich ‚großdeutschen' Aushängeschild in Bayern antibayerische Politik treiben. Den Hochschulring München muß man, wenn man über ihn ein Werturteil abgeben will, nach seinen Führern, vor allem also nach Kleo Pleyer, beurteilen. Die Politik, die der H. d. A. in München in der letzten Zeit unter der Diktatur Pleyer und Konsorten betätigt hat, diskreditiert den H. d. A. und ist längst keine Politik mehr im Rahmen seines Programms. Denn diese Politik greift weit über den Rahmen der Hochschulen hinaus und erweist sich immer mehr als national-völkische Parteipolitik und großpreußische und antikatholische Staatspolitik innerhalb der bayerischen Grenzen. Gerade diese Leute, welche stets über Parteipolitik zetern, treiben sie hier selbst am ärgsten und mißbrauchen dazu die Hochschule und ihre Institution, den H.d.A. Das beweist z. B. auch die Tatsache, daß Kleo Pleyer damals in jener H. d. A.-Sitzung eine Vertrauenskundgebung für seinen Herrn und Meister Ludendorff durchsetzte, die einer scharfen und zugleich auch äußerst ungerechtfertigten Mißtrauenskundgebung gegen den bayerischen Kultusminister Dr. Matt gleichkam... Ist diese Anmaßung Pleyers, ganz abgesehen von seiner wüsten Hetze gegen die bayerische Staatsregierung und den Generalstaatskommissar, nicht schon genügend Grund für seine Ausweisung, weil die ‚M. A. A.' gar keine Gründe dafür zu finden vermag?"

Kleo Pleyer verläßt Bayern, geht nach Berlin.

Am 17. Januar 1924 interpelliert der völkische Abgeordnete Dr. Roth im Verfassungsausschuß des Bayerischen Landtags über den Fall Pleyer. Der Innenminister der Bayerischen Volkspartei, Dr. Schweyer, verteidigt die Ausweisung. „Pleyer", so erklärt der Polizeiminister, „hat in München eine äußerst rührige, einseitig partei-politische Tätigkeit entfaltet und es verstanden, schon kurz nach seiner Ankunft in München eine führende Stellung zu erringen. Es liegen Anhaltspunkte vor, daß Pleyer nicht zu Studienzwecken, sondern zur Entfaltung einer politischen Propagandatätigkeit nach München gekommen ist und darauf ausging, die erlangten Führerstellungen zu diesem Zwecke zu mißbrauchen. Auch in Prag hat er sich schon als Unruhe-stifter betätigt. Es liegen Nachrichten aus zuverlässiger Quelle vor, daß er Prag habe verlassen müssen, weil ihm der Boden dort zu heiß geworden ist; er sei Haupturheber aller Krawalle an der dortigen deutschen Hochschule gewesen und habe sich zuletzt mit einer frechen Provokation in der Presse, die gegen den Senat der deutschen Hochschule gerichtet gewesen sei, unmöglich gemacht"[19]).

Auch der Abgeordnete Held ergreift persönlich das Wort gegen den Studenten Pleyer: „Es bestehe kein Zweifel", so erklärt der Vorsitzende der Bayerischen Volks-partei, „daß Kleo Pleyer eine maßlose, unerträgliche Sprache gegen die bayerische Regierung geführt habe. Es stünde der studentischen Jugend viel besser, ernstlichem Studium zu obliegen, statt politische Führer sein zu wollen"[20]).

[19]) Bericht der „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 18. Januar 1924. — [20]) Ebenda.

Digitized by Google

Einen Monat später warnt sogar der Kardinalerzbischof von München-Freising die katholische Hochschuljugend vor dem Studenten Pleyer. Am 15. Februar 1924 erläßt Kardinal Faulhaber 23 Thesen an die katholische Studentenschaft. In These 5 liest man: „Ob der Lügenfeldzug im November Kulturkampf war oder nicht, haben wir Katholiken als die Angegriffenen zu entscheiden. Überhaupt können wir einem Studenten, der auf schwere Säbel fordert, nicht das Urteil überlassen, wo das Katholischsein anfängt und wo es aufhört"[21]).

Wieder einen Monat später wird Kleo Pleyer auch im Hitler-Prozeß erwähnt. Am 19. März zeigt der Staatsanwalt dem Angeklagten Ludendorff einen Artikel, der Randbemerkungen von der Hand des Generals trägt. Der Artikel stammt von Kleo Pleyer und propagiert die „völkische Revolution". „Ist Ihnen der Student Pleyer bekannt?" fragt der Staatsanwalt. „Ich kenne ihn nur ganz flüchtig" antwortet der General. „Billigen Sie dessen Standpunkt?" „Nein!"[22])

Vierzehn Tage später freilich richtet General Ludendorff, am 5. April, an die „Deutschen Akademischen Stimmen" dieses Schreiben:

„Durch Zufall höre ich soeben, daß man mich in Gegensatz zu einem Ihrer Mitarbeiter, Herrn Pleyer, zu bringen versucht.

Herr Pleyer ist mir aus seinen Aufsätzen in den ‚Akademischen Stimmen' wohl bekannt. Seine Stellungnahme und sein Wirken erscheinen mir fruchtbringend, seine kerndeutsche Gesinnung ist vorbildlich. Ich wünschte, daß noch viele Deutsche sich seinen Gedankengängen anschließen würden.

Vielleicht veröffentlichen Sie Vorstehendes!

Mit deutschem Gruß!
Ludendorff"[23]).

Währenddessen reist der Ausgewiesene zwischen Berlin und München hin und her. Ein befreundeter Friseur hat ihm die rotblonden Haare rabenschwarz gefärbt. Auch benutzt Pleyer die Personenzüge, denn die D-Züge werden polizeilich kontrolliert. Dann erhält er auch einen Paß, der ihn als einen biederen Kaufmann aus Wunsiedel ausweist.

In der Nacht vom 22.-23. Mai 1924 freilich wird Kleo Pleyer in einem Hotel beim Hauptbahnhof München von einer Polizeistreife gefaßt. Aber - ist der Amtsarzt ein Gesinnungsgenosse? oder scheut die bayerische Regierung den Skandal einer neuen Verhaftung? - der Polizeiarzt jedenfalls erklärt den Häftling wegen einer Bronchitis für haftunfähig. Und so schiebt man ihn auf der Eisenbahn wieder nach Norden ab. Verurteilt ihn später wegen Bannbruchs zu drei Wochen Haft, die in Geldstrafe umgewandelt wird.

In diesen Tagen hält Kleo Pleyer auf der Tagung des Hochschulrings in Marienburg eine Rede: „Wir sind ein glückliches Geschlecht, daß wir für einen so erhabenen Gedanken schaffen können, an einem Werke, dessen Kuppel vielleicht weit in die kommenden Jahrhunderte leuchten wird. Denn der völkische Gedanke ist nicht verwirklicht,

---

[21]) Abgedruckt in „Academia". Monatsschrift des CV. der katholisch-deutschen Studentenverbindungen Nr. 12, 15. April 1924.

[22]) Der Hitlerprozeß vor dem Volksgericht München. Knorr u. Hirth, München 1924, Bd. I, 292. — [23]) Angeführt nach: Bayerischer Kurier, München, Nr. 120, 3. Mai 1924.

Digitized by Google

wenn die Hakenkreuzfahnen am Berliner Schloß wehen, er ist nicht verwirklicht, wenn wir sie aufpflanzen über der Spiegelgalerie von Versailles; er ist dann verwirklicht, wenn das deutsche Volk vollbracht hat, was Gott ihm zum Ziel gesetzt."

Aber ist es nicht der schöne Wahn eines Jünglings, der hier von der Ordensburg herabgeschmettert wird in ein Land, das tiefer am Boden liegt denn je zuvor?

Die Hakenkreuzfahne auf dem Berliner Kaiserschloß?

Aber Adolf Hitler sitzt in Landsberg in Festungshaft!

Die Hakenkreuzflagge auf dem Schloß in Versailles?

Aber Deutschland front und zinst den Westmächten, während ein Ludendorff sich in der Enge verzehrt!

Gottes Bestimmung für die Deutschen: das „heilige Reich Allerdeutschen"?

Aber der Student Kleo Pleyer, den die bayerischen Gendarmen als „lästigen Ausländer" aus ihrem Lande ausweisen, wird nun fünfzehn lange Jahre auch die Grenze zur sudetendeutschen Heimat nicht mehr überschreiten, weil ihn dort die Gendarmen der Tschechen erwarten. Fünfzehn lange Jahre wird er das Riesen- und das Erzgebirge, den Böhmerwald und das Fichtelgebirge durchwandern und von dort hinüberblicken in das Land, wo er geboren ist, wo Vater und Mutter und Geschwister leben. Als die Mutter stirbt, 1928, da wird er nur die Frau hinübersenden können, damit sie den Segen der alten Frau empfange. Zwei Jahre später wird auch der Vater Hammerschmied sterben, ohne den wildesten, den ungewöhnlichsten Sohn wiedergesehen zu haben. Und beide Male, beim Begräbnis des Vaters und bei dem der Mutter, werden die tschechischen Gendarmen auf dem Friedhof lauern: ob nicht einer komme, auf den ihre Regierung einen Kopfpreis gesetzt hat.

6.

Ein Jahr ist verflossen seit dem Münchener Hitler-Prozeß, man schreibt den Sommer 1925, da reicht der Student Franz Kleophas Pleyer einer hohen philosophischen Fakultät der Universität zu Tübingen eine Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde ein[24]).

In Johannes Haller hat Kleo Pleyer einen akademischen Lehrer der Geschichte gefunden, an dem er noch später neben dem weiten politischen Blick die Gaben rühmt, „ohne die es keine große Geschichtsschreibung gibt: die Fähigkeit der methodischen Forschung und die der kunstvollen Darstellung"[25]).

Und die Abhandlung selbst, die Kleo Pleyer der kirchenstaatlichen Politik des Tommaso Parantucelli, genannt Papst Nikolaus V., widmet, erweist nicht nur, daß der Dichter Kleo Pleyer auch als Historiker die Kunst der Sprachgestaltung sich bewahrte, sie erweist, daß der Dichter in der Schule Hallers die Strenge der methodischen wissenschaftlichen Forschung gelernt hat.

Erstaunt es, hier von einem Manne, der eben noch studentische Massen aufreizte und politische Verschwörungen betrieb, ein Buch gelehrter Belesenheit über einen längst vergangenen Gegenstand vorgelegt zu finden?

[24]) Kleo Pleyer, Die Politik Nikolaus V. Stuttgart 1927.

[25]) Kleo Pleyer, Johannes Haller. In: Baltische Monatshefte, Riga, Oktober 1935, S. 529 ff.

Digitized by Google

Wer den Münchener November 1923, seine Hoffnungen und seine Verzweiflungen, miterlebt hat, der kennt die geistige Situation, in die sich damals auch Kleo Pleyer gestellt sah.

Der Ansturm der Jugend schien zerbrochen; triumphierend schien das Ewiggestrige sich wieder in seinem Besitz zu räkeln. Als Einzelkämpfer, hierhin und dorthin geworfen, hatten inmitten des Ewiggestrigen die sich zu behaupten, die das Feuer trotz der Niederlage in der Seele weitertrugen.

Jene Ermahnung, die der Abgeordnete Dr. Held im bayerischen Landtag dem Studenten Pleyer entgegengehalten hatte: die jungen Herren möchten lieber „dem Studium obliegen" statt sich die „politische Führung" anzumaßen, kam aus einem bürgerlichen Philisterium, das nie vom Rausch der großen Völkerleidenschaften einen Hauch verspürt hatte, aus einem kleinen Parlamentariertum, das sich - wie es die „Routiniers" der Politik zu allen Zeiten tun - mit Staatsmannschaft verwechselte.

Und doch stellte diese Zeit der Niederlage die Besten der Geschlagenen unter einen heilsamen Zwang, einen Zwang, der jener Forderung des Herrn Vorsitzenden der Bayerischen Volkspartei einen tieferen Sinn gab, als er selbst ihn hatte denken können.

Es galt jetzt zu „studieren".

Das galt in größtem Sinne von dem Wege, den die NSDAP und ihr Führer in den Jahren zwischen 1924 und 1932 nahmen. Erst jetzt wuchs der Nationalsozialismus so tief in das deutsche Volk hinein, erst jetzt, in zahllosen Schlachten, die am Rande des Abgrundes vorbeiführten, erkämpfte er sich sein Führerrecht so von unten her und von innen heraus, daß die „Machtergreifung" im Jahre 1933 nicht mehr ein „nationaler Staatsstreich" war, wie es der Ansprung von 1923 gewesen wäre, sondern eine nationalsozialistische gesamtdeutsche Revolution.

Und etwas Ähnliches galt auch von den Einzelkämpfern, die vom Erlebnis der Katastrophe von 1923 ausgehend ihren Weg zu suchen hatten, galt auch vom Lebensgang Kleo Pleyers.

Was sie im ersten Ansturm des Begeisterungsrausches zu erzwingen gehofft, war ihnen in die Ferne entrückt und zwischen ihnen und dem großen Ziel lag der graue Alltag, lag ein Leben des Ringens und des Kämpfens, in dem sie erst ihr Recht zur Verwirklichung des Ideals zu beweisen hatten.

Daß sich Kleo Pleyers Ringen und Kämpfen von nun an im Rahmen einer „akademischen Laufbahn" abspielte, war dabei bis zu einem gewissen Grade ein Zufall. Mancherlei Gaben und mancherlei Möglichkeiten lagen in diesem Vollmenschen; und nichts wäre unmöglicher als seinen Lebenslauf unter der normalen Rubrik eines „Gelehrtenlebens" einfangen und deuten zu wollen. Ein Schmiedesohn, der Kaufmann werden sollte und den doch der Hunger nach dem Geist auf die Universität trieb. Ein Dichter und zugleich ein geborener Soldat. Ein Student der Philosophie, in dem doch die Leidenschaft des Volkstribunen kochte und der unter anderen Zeitumständen vielleicht politischer Parteiführer geworden wäre.

Und jetzt, seit 1925, der angehende junge akademische Lehrer, zuerst der Assistent Max Hildebert Boehms am Berliner Institut für Grenz- und Auslandsstudien, dann der wissenschaftliche Referent im Politischen Kolleg von Professor Martin Spahn in Spandau, später der Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik - ein Gelehrter, ja, aber ein Gelehrter, über dem das eigene glühende Bekenntnis stand: „Denn unser

Digitized by Google

ist nicht die Harmonie, sondern die Spannung, unser ist nicht die Ruhe, sondern die Unruhe, unser ist nicht der Friede, sondern der Kampf"[26]).

Nicht aus der gesättigten Behaglichkeit einer bürgerlichen Friedensära kann solchen Menschen ihre Wissenschaft wachsen. Sondern aus einer großen, verzehrenden Sehnsucht wird sie wachsen, aus einem Willen, der das ganze, das totale Leben erfaßt.

„Das junge Volk, durch dessen Leben die apokalyptischen Reiter geritten, das junge Volk, dessen Vorstellungswelt kaum gefestigt in Brüche ging, dessen ererbtes Wertsystem zerfiel, diese Jugend, die trotz Familie und Bund im Grund heimatlos ist und aus tiefer Verlassenheit nach dem Reiche ruft, diese Jugend will verjüngte, wertende wollende Wissenschaft, bezogen auf die Problematik des lebendigen Lebens, bezogen zuhöchst auf den Gegenstand, um den ihre Sehnsucht kreist: auf das Reich."

So schreibt Kleo Pleyer 1929[27]).

Und so wird auch sein erster großer Buchplan aus dem mittelbaren Erleben des eigenen Kampfes um das Reich geboren. Ein Werk „Böhmen im Reich" will er schreiben und beginnt 1928 in den Wiener Archiven dafür zu arbeiten.

Aber dem Werk fehlt die wesentlichste Voraussetzung, der Einblick in die böhmischen Archive. So bleibt es liegen. Statt dessen geht Kleo Pleyer im Jahre 1928 nach Frankreich - später, 1931, hat er es nochmals bereist - um den französischen Regionalismus zu studieren. Ist dieses Frankreich, das seit Jahrhunderten den deutschen Raum in Landschaften aufzuspalten sucht, wirklich selbst ein Einheitsstaat, wie es dies seit seiner zentralistischen Entwicklung sein will? Wie steht es mit jenen elsässischen, flämischen, bretonischen, baskischen, provenzalischen Fragen, deren Wirksamkeit der Pariser Einheitsstaat dem fremden Beschauer zu entziehen sucht?

Aus diesen jahrelangen Studien entsteht ein umfangreiches Werk, ein Werk breiten Wissens, exakter Forschung und origineller Kombinationskraft, das 1935 erscheint: „Die Landschaft im neuen Frankreich. Stammes- und Volksgruppenbewegung im Frankreich des 19. und 20. Jahrhunderts."

Die Untersuchung der französischen Landschaftsbewegung enthält zugleich einen bedeutsamen Beitrag zum Problem des germanischen Blutsanteils an der modernen französischen Entwicklung. „Indem Frankreich sein Kolonialgebiet in Nordamerika preisgab und später dafür ein neues Kolonialreich in Afrika begründete", schreibt Pleyer, „verlagerte es seinen Lebensspielraum aus nordisch-germanischen in südländisch-fremdrassige Regionen. Doch je weiter es nach dem Süden hin ausgriff, desto stärker spürte es offenbar den Drang, sich zur Wiederherstellung seines Gleichgewichtes im germanisch-mitteleuropäischen Raume einzuklammern. Das pariserische Frankreich erkannte nicht, daß die Wiedergewinnung der alten germanisch-romanischen Ausgangsstellung nicht durch auswärtige Eroberung, sondern durch innervölkische Besinnung und Erneuerung bewirkt werden mußte.

---

[26]) Kleo Pleyer, Die Reichweite der deutschen Reformation. Antrittsrede an der Universität Berlin 1935. In: Historische Zeitschrift, Bd. 153, Heft 2.

[27]) Kleo Pleyer, „Bündische Jugend und politisches Wissen". In „Nachrichtenblatt des Bundes Jungdeutschland". Berlin, 15. März 1929.

Digitized by Google

Das deutsch-französische Verhältnis enthielt viel mehr Trennendes als Gemeinsames. Der deutsche Mythos des Weltkrieges war Langemarck, der französische Verdun. Dort vorwärtsstürmende Stoßkraft, Kraft von der Bewegkraft des germanischen Völkersturms gegen das Römerreich, hier eine unerhörte Stärke des Festhaltens, Einstemmen und Widerstand in starrer Stellung. Dort germanische Dynamik, hier romanische Statik, in der sich auch germanische Kräfte stauten. Im Deutschland nach dem Kriege ein heroisches Sichaufbäumen gegen die Pariser Pax Romana, im kriegsgewinnlerischen Frankreich ein unheroisches Nachspiel der überlebensgroßen Leistung vor Verdun: ein stures Festhalten an dem imperialistischen Versailles Clemenceaus und an dem zentralistischen Versailles Ludwigs XIV. In Deutschland gewaltige Bewegungen eines entwehrten Volkes, in Frankreich Bau von Festungsgürteln gegen den entmilitarisierten Rhein. Nun erwuchs in der nordischen Bewegung hüben und drüben eine neue Gemeinsamkeit. Sie konnte dazu führen, daß die vorhandenen Gegensätze ritterlicher ausgekämpft und hinter dem Kampf der beiden Völker jener (paneuropäisch diskreditierte) gemeineuropäische Zusammenhang sichtbar wurde, der im bündischen Gedanken sein geistiges Formgesetz besaß"[28]).

Scheinen diese französischen Studien abzuführen von der Linie der großdeutschen, ostmitteleuropäischen Interessen Pleyers?

Aber sie sind unmittelbar aus dem sudetendeutschen Erleben, aus der steten Berührung mit der ostmitteleuropäischen Nationalitätenbewegung entstanden. „Die Abermillionen unterdrückter Minderheitsmenschen im Europa von Versailles sind Unterdrückte des übersteigerten Nationalstaatsprinzips, wie es Frankreich in die Welt gesetzt hat", lesen wir[29]). Der Volksgruppenkampf in Frankreich ist ein Teil des großen Nationalitätenkampfes, den vierzig Millionen Menschen im Europa von Versailles führen müssen, voran sechzehn Millionen gefährdete Deutsche außerhalb der reichsdeutschen Staatsgrenzen. Durch inneren Beruf und äußeres Schicksal ist der Deutsche für die völkischen Freiheitsbewegungen der Welt zum Vordenker und Vorkämpfer geworden"[30]).

Zum Osten Mitteleuropas kehren immer wieder die Gedanken dieses Historikers zurück, seine wissenschaftlichen Pläne ebenso wie sein politisches Kämpfen.

Denn auch in dieser Zeit bleibt er im grenzpolitischen Kampf. Er, der Sudetendeutsche, der jetzt in der Hauptstadt des Altreichs wohnt, dem hier in Berlin von der aus Schwaben stammenden Frau vier, später, im preußischen Königsberg noch drei Kinder geboren werden, bleibt ein Herold des Gesamtdeutschtums, das sich ihm im eigenen Schicksal verkörpert.

Da hält er, im März 1926, vor dem Sudetendeutschen Heimatbund in Berlin, eine „Predigt" zum Gedächtnis der sudetendeutschen Märzgefallenen des Jahres 1919. „Liebe, Tatenmut und Gottesglaube", so sagt er, „das sind die drei Lilien, die am Grab unserer Märzgefallenen blühen. Wir wollen sie an uns nehmen, sie sollen unsere Wappen sein bis zum letzten Gang. Und wenn wir sie in Ehren getragen haben und einst erhobenen Hauptes durch die Pforten des Todes schreiten, dann mögen andere sie an sich nehmen und u n s das Lied vom guten Kameraden singen. Heute singen w i r es im Gedenken der 57 Märtyrer, die vor uns den Weg der Pflicht gegangen sind und denen wir nachfolgen wollen im gleichen Schritt und Tritt."

[28]) Kleo Pleyer a. a. O. S. 357. — [29]) Ebenda S. 396. — [30]) Ebenda S. 397.

Digitized by Google

„Immer wieder muß es gepredigt werden: Wie der Deutsche durch die Prager Gassen geht, hochhäuptig oder gebeugt, so steht das Großvolk der Deutschen im Kreise der Völker. Immer wieder muß es den Reichsdeutschen eingehämmert werden: Sudetenraum und Deutsch-Österreich sind das fehlende südöstliche Reichsviertel."

Da schreibt er im selben Jahre: „An uns liegt es, daß das zweite Kaiserreich der Deutschen kein bloßer Nachklang gewesen ist des ersten Reiches deutscher Nation, sondern ein Auftakt zum Dritten Reich der Deutschen, darin sich das Letzte und Höchste des deutschen Geistes emportürmen soll wie ein Dom über die Dächer der Welt. Wann wird dieses Gottesdeutschland erstehen? Wenn wir es aufgeweckt haben in uns selbst. Wann wird dem Abendland das neue Licht aufleuchten? Wenn wir selber anfangen zu brennen, lichterloh. Wann wird in der Welt wieder Deutschland, Deutschland über alles gehen? Wenn uns selbst Deutschland über alles geht."

1928 wirft er diesen Blick in die Zukunft: „Es muß ein machtvoller deutschvölkischer Staat geschaffen, es müssen die nachbarlichen Volksgruppen und Völkerschaften Mitteleuropas mit diesem Staate verbündet werden. So wie das deutsche Königreich Kern des übervölkischen Ersten Reiches war, wie Preußen Kern des Zweiten, so muß ein machtvoller deutscher Staat Kern des großdeutsch-mitteleuropäischen Reiches sein... Preußischer Staats- und österreichischer Reichswille müssen zusammenwirken, wenn die mitteleuropäische Wirklichkeit und Problematik bewältigt werden soll. Vorzüglich preußisch wird die Aufgabe der deutschen Machtstaatbildung, vorzüglich österreichisch die der Mehrvölkervereinigung gelöst werden. Die Führerhaltung des Deutschen im Verhältnis zu den mitteleuropäischen Völkerschaften wird preußisch, die feine Hand im Verkehr mit ihnen österreichisch sein."

Da läßt er im Jahre 1928 vor der deutschen Jugend das Bild eines mitteleuropäischen Reiches der Deutschen erstehen: „Die deutsche Jugendbewegung, verfängtes Volkstum, war sinnlos, wenn sie nicht im Erarbeiten, Erbluten, Ertrotzen des Reiches zur Reife gerät. Aus den an die Ränder des deutschen Spannungsraumes gerückten Schützengräben sind in einer gewaltigen, vier Jahre währenden Vision Mauern des Reiches emporgestiegen und wieder versunken. Müßte nicht dies des Frontsoldaten größtes, mit Schweiß und Blut neu zu gestaltendes Erlebnis sein?"[31])

So bleibt ihm denn auch die Gefahr einer gewissen „Volkstumsarbeit" fern: zur Flucht zu werden vor dem eigentlichen politischen Kampf. Er hat die Gefahr erkannt, hat sie 1931 in glühenden Worten gegeißelt:

„Wir müssen von der Grenzlandarbeit wieder zum Grenzkampf kommen. Wir haben wunderschöne Volkstumsorganisationen, sie machen Grenzlandarbeit, aber sie führen keinen Grenzkampf. Die deutsche Irredenta droht in einem Leichenzug von Literaten, Wissenschaftlern und Betriebmachern aller Grade zu Grabe getragen zu werden. Literatur über Grenzdeutschtum - ja - aber keine beschauliche, sondern solche, die Anstoß und Behelfe zum Grenzkampf gibt. Wissenschaftliche Erfassung der Grenzlandfragen, ja - aber nicht in der Art einer Schmetterlingssammlung. Fahrten ins Grenzland, ja - aber solche, die das Grenzlanddeutschtum im Kampf kennen und beschwingen, ja - aber so, daß nicht seine ‚kulturellen Belange' begönnert werden, sondern

[31]) Kleo Pleyer, Jugend und Reich. In: Jugend und Reich. Im Auftrage des Jungdeutschlandbundes herausgegeben von Kleo Pleyer. Berlin 1928.

Digitized by Google

seine Kampfkraft gesteigert wird. Die junge Generation stand mit ihrer bisherigen ‚Grenzlandarbeit' unbewußt im Angestelltenverhältnis zu jener Außenpolitik, zu jenen Mächten des alten überhaupt, denen die Pazifierung, die Befriedung des Grenzlandes am feigen Herzen liegt. Grenzvolk aber kann keinen Frieden brauchen. Es kämpft oder geht vor die Hunde."

Das „heilige Reich Allerdeutschen" bleibt stets Kleo Pleyers großes Fernziel, stark und mächtig nach außen, sozialistisch nach innen.

Freilich, es soll an dieser Stelle, wo von Kleo Pleyer ein geschichtliches, also ein redliches Bild gegeben werden soll, auch nicht verschwiegen werden, daß er in diesen Jahren den Kontakt zu der eigentlich gestaltenden Kraft des kommenden Reiches, zum Nationalsozialismus Adolf Hitlers, verloren hatte. Es mag das verwundern, gerade bei ihm, der Nationalsozialist gewesen war von Jugend an, der 1923 schon in Adolf Hitler einen Großen der Nation begrüßt hatte. War es ein Stück jenes germanischen Individualismus, der sich oft gerade da nicht beugen will, wo er auf das zuinnerst Verwandte stößt? Jedenfalls hat Kleo Pleyer in diesen Jahren das Kommen des „heiligen Reiches" weniger von der NSDAP erträumt, als vielmehr von den „Bünden" der Jugendbewegung. Im Jahre 1930 hat er selbst eine „Bündische Reichschaft" gegründet. Die völkischen Jugendbewegungen sollte sie auf ein großes politisches Ziel einigen. Aber auch von der „Bündischen Reichschaft" galt der boshaft-geistreiche Scherz: die Bünde pflanzten sich fort wie die niederen Tiere, nämlich durch Spaltung.

So ist denn auch im Jahre 1933, als Adolf Hitler das Ruder des Reiches ergriff, die NSDAP als die einigende Großmacht des deutschen Lebens mit geschichtlichem Recht nicht nur über die Kleinstaaterei der parlamentarischen Parteien, sondern auch über die Kleinstaaterei der „Bünde" zermalmend hinweggegangen. Und mancherlei Bitternisse sind zuerst aufgesprungen, hüben wie drüben, bevor sie sich in der gemeinsamen Arbeit am neuen Reiche lösen konnten.

Kleo Pleyer selbst hat an seinem Irrtum jener Jahre innerlich schwer gelitten. Auch die „Gesichte des gelebten Lebens" gehen der Rechenschaft über diesen Irrtum nicht aus dem Wege. Der Offizier der großdeutschen Wehrmacht, der hier, an der holländisch-belgischen Grenze der großen Westoffensive harrend, sein Leben überprüft, spart sich nicht den bitteren Selbstvorwurf:

„Ich habe" schreibt er, „zeitweilig an der aktivsten Kraft der völkischen Wiedererhebung verzweifelt; nicht aus Besserwisserei, sondern so wie man im Zustand innerer Zerwürfnis manchmal an der göttlichen Gerechtigkeit zweifelt". Und er fährt fort: „Dantes Inferno ist von einem Menschen geschrieben und von Millionen Menschen auf dieser Welt durchlitten worden. Das Schicksal schickt jeden auf einem anderen Umweg in das Tal des Leides und der Läuterung. Die Vorsehung führt jeden wieder in anderer Weise auf die Berge des Lebens und der Leistung empor."

„Parzival und Faust, die Urbilder des ewigen Deutschtums, sind durch die Irrnis gegangen und haben doch die Gralsburg, die goldene Stadt am Berge, das leuchtende Ziel ihres Lebens und Strebens erreicht... Ein Stern stand immer über mir: der Glaube an das sozialistische Großdeutschland und an die göttliche Berufung unseres Volkes."

Digitized by Google

Der Offizier, der sich diese ernste Rechenschaft gab, konnte noch nicht wissen, wie nahe er der goldenen Stadt am Berge war. Aber er hatte längst mit ganzer Seele erkannt, daß der gewaltige Kanzler aus der Ostmark der Erfüller auch der Sehnsucht seines eigenen Lebens war.

Als Kleo Pleyer im Juli 1932 auf einer Kundgebung zum Gedächtnis Haydns im Burgenland gesprochen hatte, da hatte er gesagt:

„Der Burgenländer, der Deutschösterreicher Haydn schuf die Weise des Deutschlandliedes, der Niederdeutsche Hoffmann von Fallersleben fand auf Helgoland die Worte dazu. So ist dieses Lied in sich selber nord- und süddeutsche, preußische und österreichische Zweieinigkeit... Wir wollen uns aber an dieser Stätte nicht nur zu dem ethnographischen Begriff Großdeutschland bekennen. Der Schöpfer des Deutschlandliedes war eines Stellmachers Sohn, einer aus den Untergründen des Volkes, von denen Raabe sagte, daß aus ihnen die Befreier der Menschheit aufsteigen. Das gemahnt uns auch in dieser Stunde, nicht nur an das Großdeutschland der völkischen und erdräumlichen Breitenerstreckung zu denken, sondern auch an das Großdeutschland der sozialen Tiefe."

Jetzt war aus dieser Ostmark, aus den breiten Schichten des Volkes der Befreier emporgestiegen.

An dem Märztage des Jahres 1933, an dem der Kanzler aus österreichischem Stamme in Potsdam an der Gruft Friedrichs des Großen dem Reichspräsidenten und Generalfeldmarschall von Hindenburg die Hand zum Bunde reichte, brachen die Grenzen von 1866 im Geiste nieder.

Und ein Ahnen ging durch alle Deutschen, daß diese Grenzen bald auch äußerlich niederbrechen würden.

7.

In all der Zeit bisher ist Kleo Pleyer ein tschechoslowakischer Staatsbürger geblieben, dem die deutsche Republik mit Rücksicht auf eine „einseitig parteipolitische" Betätigung das deutsche Bürgerrecht versagt. Erst jetzt, 1936, gibt ihm das Reich Adolf Hitlers die Reichsbürgerschaft, gibt ihm das Recht, in der deutschen Wehrmacht zu dienen.

1934 wird er Dozent an der Universität Berlin. 1935 Mitglied des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands. 1937 ordentlicher Professor der Geschichte in Königsberg.

Am 9. Juni 1935 spricht Kleo Pleyer auf der Ostlandtagung des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland über die Pflichten des Hochschullehrers im gesamtdeutschen Kampf.

„In einer Zeit des Kampfes um das gesamtdeutsche Leben", so sagt er, „ist alles sinnlos, was nicht lebendige und lebensteigernde Kraft ist. Sind wir solche Kraft? Oder ist unser Lernen und Lehren nur noch ein welkes Blatt am Baume des Lebens? Ist Wissenschaft ein Luxus oder eine Lebensnotwendigkeit? Wenn Wissenschaft nur noch eines jener ‚Kulturgüter' ist, die der abendländische Bürger fortwährend retten muß, dann können wir auf Wissenschaft getrost verzichten; denn was so wenig in der Wesensmitte des Volkes und der Völker verankert ist, daß jeder Windstoß es zerstören kann, das ist sterbensreif. Aber ist nicht in uns tief und unausrottbar ein Drang zur

Digitized by Google

Wissenschaft lebendig, zur Wissenschaft als einem faustischen und einem politischen Anliegen? Wir spüren diesen Drang als einen Willen zum Leben, zur Lebenserkenntnis, zur Lebensentfaltung, zur Lebensbehauptung, und nur dies rechtfertigt es, daß wir Wissenschaft treiben."

Freilich, eine neue Gesamtschau der Wissenschaft ist notwendig: „Ungezählte Hochschullehrer meinen, die gesamtdeutschen, im wesentlichen Sinne nationalsozialistischen Forderungen an die Wissenschaft könnten als etwas Zusätzliches erfüllt werden. Das können sie eben nicht! Es geht um einen Neubau der Wissenschaften von Grund aus, auf der Grundlage eines neuen Volks- und Weltbildes."

„Die neue gesamtvölkische und sozialistische Einstellung kann aber erst wirksam werden, wenn sie von soldatischem Geiste durchdrungen ist. Ob ein Wissenschaftler ein Kämpfer oder ein Kompromißler ist, das ist für die Ergiebigkeit, die Lebenswirklichkeit, die Kraft seiner Lehre schlechthin entscheidend. Davon hängt ab, welche Fragen er aufgreift, wie er sie behandelt und wie er sein Arbeitsergebnis zum Einsatz bringt. Dem Hochschullehrer als Soldaten im gesamtdeutschen Kampf ist nicht schon von vornherein eine führerschaftliche Stellung reserviert. Die muß er sich erst erringen. Gott bewahre uns in der volksdeutschen Bewegung vor Generalstäblern, die niemals vorn in der Sappe gewesen sind und die nicht den Drang haben, für ihre große Konzeption und Planung draußen im Volkstumskampf von Mann zu Mann einzutreten. Wir müssen erst Mannschaft sein, bevor wir Führerschaft werden können, und wir werden uns als Führer dann bewähren, wenn wir mit dem letzten Kumpel des Grenzkampfes im inneren Einklang stehen und mit ihm marschieren, im gleichen Schritt und Tritt."

Und dann spricht Pleyer von der Mission des deutschen Ostens:

„Deutscher Osten, das ist für uns unendlich mehr als das, was der kleindeutsche Gelehrte und Staatsbürger darunter verstand. Das ist für uns die Weite und Fülle des gesamtdeutschen Lebens zwischen Ostsee und Adria. Das ist für uns das uralte Aufmarschgebiet für die friedlichen Armeen der deutschen Arbeit. Das ist für uns aber auch der größte Schauplatz des deutschen und europäischen Grenzkampfes. Im Nord- und Südosten, im Großen Osten - wie ich ihn nennen will - muß auch wissenschaftlich für und für der Bogen des gesamtdeutschen Bundes geschlagen werden, von der nördlichen Ostmark zur südlichen Ostmark hin, vom Kurischen Haff bis zu den Kärntner Karawanken, von Livland bis Siebenbürgen. Hier im Osten, im Großen Osten, über den alten Kraftfeldern der preußischen und österreichischen Geschichte muß sich das neue Schaubild der gesamtdeutschen Geschichte erheben, die Vision aller Deutschen, die in diesem Riesenraum seit Jahrtausenden gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten haben. Hier im Großen Osten, in dem Lebensraum von zwanzig ineinandergeschachtelten und übereinandergeschichteten Völkerschaften, muß sich der alte völkisch-übervölkische Reichsgedanke neu bewähren, wenn aus dem Chaos ein neuer Kosmos aufsteigen soll, hier wird die brennende Nationalitätenproblematik Europas ihre epochale Lösung finden müssen. Hier im Großen Osten wird aus dem Entscheidungskampf zwischen kapitalistischer und kollektivistischer Lebensorganisation der neue nationalsozialistische, genossische, bündische Lebensstil erwachsen. Hier im nahen Osten, wo Rom und Moskau ihre Entscheidungsschlacht schlagen, wird schließlich um die letzten Dinge gerungen werden; hier kann eine neue Glaubenswelt erstehen, wenn unser

Digitized by Google

Volk, das gläubigste Volk der Erde, aus der religiösen Not des Ostens sein Gottum neu erhöht"[32]).

In diesen Jahren kreisen Kleo Pleyers Gedanken immer mehr um ein großes Werk: „Das Reich Allerdeutschen". Die Wirkkraft des deutschen Volkstums in aller Herren Länder, in allen Berufen und Schichten, will er schildern. Hunderte und Aberhunderte von Notizen, Daten, Tatsachen, Stichworten sammelt er als Steinchen, die einmal zu einem Bau zusammengefügt werden sollen.

Er hat die Steine nicht mehr zusammengefügt. Und auch eine fremde Hand kann sie nicht mehr zusammenfügen. Nur aus einzelnen Sätzen und Prägungen, die wir in seinem Nachlaß fanden, vermögen wir gewisse seiner Grundgedanken und Leitsätze abzulesen:

„Aber tausend vordergründigen Titeleien, über der Zergliederung geistigen, diplomatischen Filigrans ist die Schau auf das große untergründige Geschehen verloren gegangen", so lesen wir da. „Die Erkenntnis und Darstellung bevölkerungspolitischer, rassenblutgeschichtlicher Vorgänge steht noch im Stande anachoretischer Leibesverachtung... Wir werden das Nieder und Auf der Geschichte als biologische Erstarkungs- und Erschlaffungsvorgänge zu begreifen trachten... Es ist höchste Zeit, daß die Geistesgeschichte wieder aus ihren abstrakten Höhen heruntergeholt und wieder mit ihrer konkreten Blutsgrundlage in Verbindung gebracht wird. Aber auf diese Verbindung kommt es an, nicht auf die Verdrängung des einen durch das andere. Die blutlose Geistesgeschichte darf nicht durch eine geistlose Blutsgeschichte abgelöst werden."

„Nicht wie bisher unpolitische, sondern politische volksbezogene Wirtschafts- und Kulturgeschichte gilt es zu schreiben... Das geschichtsträchtige Leben der bäuerlichen Urschicht und arbeiterschaftlichen Schicht muß mit der Bürger- und Adelsschicht zusammengesehen werden, vom Blickpunkt nicht eines Volksteiles, sondern der Volksallheit. In solcher Schau sollen der Bauer und Arbeiter sich mitschauen als Mitleister der Volksleistung, als Gliedschaft in Volk und Reich."

An anderer Stelle: „Das geschichtliche Leben besteht nicht nur aus Haupt- und Staatsaktionen. Es wird im Grunde von dem Lebenswerk Millionen namenloser Wurzelmännchen getragen, von Bauern, Handwerkern, Arbeitern..." „Der Bauer, der Arbeiter und die Frau sind die drei unbekannten Soldaten der deutschen Geschichte"[33]).

Aber die Rolle der Frau in der Geschichte:

„Die staatsgeschichtliche Betrachtungsweise kann die geschichtliche Bedeutung ebensowenig würdigen wie die bürgerliche Oberschichtshistorie der geschichtlichen Leistung des Bauern- und Arbeitertums gerecht werden kann. Staat ist Männerwerk, die Frau hat in den Staatsgeschäften nichts zu suchen. Mischt sie sich dennoch ein, so trifft sie der strafende Blick des Staatshistorikers. Das Volk aber, das aus dem Schoß der Mütter steigt, steht für den Staatshistoriker bestenfalls im Hintergrund der Betrach-

[32]) Gedruckt in: „Volksdeutsche Gestaltung, Aufrufe und Bekenntnisse zur gesamtdeutschen Verbundenheit, Grußworte, Drahtungen, Reden und Pressestimmen anläßlich der Ostlandtagung Pfingsten 1935 des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland in Königsberg. S. 63 ff."

[33]) Dieser Satz findet sich, etwas verändert, auch bei Kleo Pleyer, Gezeiten der deutschen Geschichte, S. 51.

Digitized by Google

tung. Erst der Volkshistoriker, der das geschichtliche Leben nicht allein vom männlichen Halbmenschentum, sondern vom männlich-weiblichen Vollmenschentum getragen sieht, kann die weibliche Hälfte des geschichtlichen Lebens miterfassen. Erst Volksgeschichte ist hierin Vollgeschichte. Die Geschichte ist bisher von Männern geschrieben worden und sie sieht auch danach aus! Wo steht in noch so umfänglichen Geschichtswerken ein Wort über die geschichtliche Leistung der Frau als Gebärerin des deutschen Menschentums, als Trägerin des grenzvölkischen Lebenskampfes, als Hegerin der völkischen Kulturgüter, als Sachwalterin des Volksvermögens? Wieviel geheime, aber geschichtliche Wirkungen hat die geliebte Frau als treibende Kraft im Leben des Mannes, als Ansporn des Kriegers, als Gegenstand der Dichter und Künstler ausgeübt!... Das Wort ‚cherchez la femme!', das zur Suche nach fragwürdigen weiblichen Einwirkungen auffordert, ist im Deutschen einer sehr ernsthaften Sinngebung fähig. Wie oft steckt hinter der Leistung des Mannes die redlich wirkende Frau!... Daß über die geschichtliche Wirksamkeit der Frau viel weniger Akten angelegt sind als über die des Mannes, ist kein Maßstab für die Beurteilung des geschichtlichen Ranges der Frau. Es ist viel in der Welt geschehen, was nicht in den Akten steht (wie umgekehrt vieles in den Akten steht, was nicht geschehen ist)."

Über den Weg der großen Führerpersönlichkeit:

„Das Letzte, was sich in der Seele historischer Persönlichkeiten abgespielt hat, was sie mit sich selbst abgemacht haben, werden wir schwerlich erkennen, höchstens ahnen. Eines nur können wir sagen: sie haben alle mehr gelitten als die Außenwelt erfuhr. Oberflächliche Beschauer der Geschichte gewahren meist nur den Glanz und die Glorie historischer Gestalten. Wer tiefer blickt, der sieht wie die geschichtlichen Kräfte sich aus Demütigung und Verzweiflung und immer neuen Bitternissen hochgerungen haben und wie diejenigen, die das stärkste Leben gestalteten, in ständiger Buhlschaft mit dem Tode standen. Nichts ist geschichtswidriger als eine himmelblaue Schulbüchergeschichte, die den sieghaften Recken auf lauter goldenen Stegen gen Wallhall steigen läßt. Es gibt in der Geschichte keine Siege ohne Niederlagen, keine Größe ohne Abgrund."

Über die Beziehung zwischen Führerpersönlichkeit und Volk:

„Männer machen die Geschichte, gewiß. Aber wer macht die Männer? Doch offenbar das Volk, aus dem sie erstehen, an dessen Schicksal sie erstarken, mit dessen Gefolgschaft sie emporsteigen. Das gefolgschaftliche Volk erst setzt die Männer instand, Geschichte zu machen.

Es ist nicht so als ob die Männer, welche die Geschichte vorwärts führen, von ungefähr ins Leben der Völker treten. Es ist vielmehr so, daß der Führer nur dem gefolgschaftsreifen Volk ersteht, daß er vom Volke erdient und verdient sein muß, ehe ihn die Gnade hervorruft. Volk kann zu jeder Zeit seine Geschichte vorwärts treiben, wenn es die geschichtliche Tat herbeisehnt und herbeihungert, bis ihm Gott die Männer gibt, die es zur Tat anführen. Also machen Völker die Geschichte."

Und endlich dieses Bekenntnis:

„Unsere Wissenschaft muß wie unsere Liebe alle Deutschen guten Willens umfassen. Nicht nur die Lichtgestalten, sondern auch die Helden im Schatten. Siegfried und Hagen, Karl den Franken und Widukind den Sachsen, Friedrich Rotbart und Heinrich den Löwen, Gustav Adolf und Wallenstein, Friedrich den Großen und Maria Theresia, die

Digitized by Google

nationalsozialistischen und die roten Freiheitskämpfer in Österreich. Den Stachel aus dem Herzen ziehen... Auch auf der Abseite deutscher Geschichte war keine Gestalt so verworfen, daß nicht ein reiner Gedanke in ihr wirksam gewesen wäre. Der Historiker wird das Körnlein Wahrheit auch dort noch erkennen, wo der Politiker nur den Irrtum sehen konnte. In einem Gedicht von Richard Dehmel tritt der Heiland an eine stinkende Hundsleiche heran, die von allen geschmäht worden ist und segnet sie:

„Seht! Sprach er und stand voll Sonnenschein:
Seine Zähne sind wie Perlen rein!
Und lächelte – daß alle, die's erlebten
Durchglühten Schlacken gleich erbebten!"

So spricht aus losen Zetteln, aus Notizen seiner großzügigen, klaren Handschrift Kleo Pleyers starke glühende Liebe Allerdeutschen zu uns Nachlebenden, als wolle sie uns das Lied zurufen, das er so sehr geliebt hat: „Die Form kann zerbrechen, die Liebe nimmermehr!"

So sprach diese glühende Liebe auch aus den Reden und Schriften, durch die er in den Jahren zwischen 1934 und 1939 wirkte.

Noch sehe ich ihn vor mir an jenem 7. Juli 1937 auf dem Erfurter Historikertag.

Als Redner des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands hatte er auf diesem ersten Historikertag nach der nationalsozialistischen Revolution den Schluß-Vortrag des Kongresses zu halten, über „Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa"[34]).

Am Beginn des Tages hatte ein anderer Redner des Reichsinstituts, Christoph Steding, gesprochen. In überlegener Analyse hatte er die Kulturhistorie „destruiert" und die Forderung einer politischen Historie begründet. Mächtig war der Eindruck der geballten Geistigkeit des Redners gewesen. Aber jene elementare Ergriffenheit durch das politische Erlebnis war diesem dämonisch zerrissenen, genialen Kritiker nicht zu eigen. Jener „Blitz des Apoll", den er verkündete, war ihm selbst nicht Besitz, sondern Sehnsucht, Sehnsucht vielleicht nach der eigenen Erlösung durch den Blitzstrahl des Schicksals.

Als Kleo Pleyer an mir vorbei zum Pult ging, sagte ich leise zu ihm: „Also, schleudern Sie den Blitz des Apoll über die Tagung!" Er nickte lächelnd.

Dann sprach er; sprach, so wie es die Alten von Perikles berichteten: „Wenn er sprach, so donnerte und blitzte es."

Er sprach vom Grenzkampf im Osten und Südosten als von selbsterlebtem Leid und selbsterlebter Freude, als vom tiefsten Inhalt des eigenen Lebens.

„Es ist an den Grenzen mehr Leben und mehr Sterben."

„Das Feldgeschrei des Volkstumskampfes besteht seit je in dem Wehrwolfwort: ‚Hilf Dir selbst, so hilft Dir der Herregott!'"

„Die entscheidende Grundkraft des Grenzkampfes war hüben wie drüben die biologische Mächtigkeit. Die elementarste Macht war die gebärende Frau; die größten Siege auch des östlichen Grenzkampfes wurden im Wochenbett errungen."

[34]) Kleo Pleyer, Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa. Hamburg 1937 (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands).

Digitized by Google

„Wenn ein seit fünf oder sechs Jahren arbeitsloser sudetendeutscher Familienvater den ihm angebotenen Arbeitsplatz ausschlägt, weil er die Gegenforderung, sein Kind in die fremdnationale Schule zu schicken, ablehnt, so ist das eine Leistung von geschichtlichem Rang, die der Historiker festhalten muß, auch wenn keine Akten darüber angelegt sind."

Ein vielhundertköpfiges Auditorium lauschte atemlos dem Redner. Und all diese Hörer fühlten es: Die elementare Kraft des Grenzkampfes stand, dort oben, mitten unter ihnen. Die Urkraft, die aus der Bauernerde und aus dem Eisenhammer emporstieg, Asa Thor gleich, dem Gott der Bauern und der Hammerschmiede, der seinen Hammer durch die Lüfte wirft, auf daß es donnere und blitze und die Erde fruchtbar werde.

Mit einer großen Vision von Deutschlands Zukunft im Osten schloß der Redner: „Das Deutschtum kämpft im Osten nicht nur um seinen grenzvölkischen Bestand, sondern auch um eine sinnvolle Zusammenordnung des deutschen und andersvölkischen Ostmitteleuropas. Es ist die große Frage des Ostens, ob der Deutsche eine neue Ordnung hervorzubringen vermag, welche die seelische, die soziale und nationale Problematik dieses Raumes meistert, Deutschland und die Ostvölker neu aneinander bindet und den ostmitteleuropäischen Grenzkampf in die Form eines gebändigten völkischen Wettbewerbs überführt. Auf nähere Sicht gesehen war die Auslieferung deutscher Formkräfte an den völkischen Gegner für Deutschland ein Nachteil. Auf weite Sicht hat sie jene Völkerschaften neu an das deutsche Leben gebunden. Diese Bindung wird fruchtbar werden, wenn der deutsche und andersvölkische Osten ein neues Verhältnis der Zuordnung finden.

Der wesenhafte Nationalsozialismus, der das Volkstum als höchsten Wert auch in den anderen Nationalitäten achtet, ist übervölkischer Neuordnung fähig. Er ist aber ebenso fähig, Grenzkampf zu führen; jenen Grenzkampf, dessen nationale und soziale Gesetzmäßigkeit im Südostdeutschtum offenbar und für den Selbstbehauptungskampf des ganzen deutschen Volkes wegweisend geworden ist.

Das Gesetz der Grenze ist das Gesetz der Nation!"

8.

Im März 1938 holte Adolf Hitler die Ostmark heim ins Reich.

In Innsbruck, wohin er im Auto geeilt ist, erlebt Kleo Pleyer den gewaltigen Augenblick des Anschlusses.

Im Herbst 1938 bricht die tschechische Krise aus.

Dem Feldwebel Pleyer ist es gelungen, sich aus Ostpreußen zu einer oberschlesischen Infanteriedivision zu melden, die beim Einmarsch zum Einsatz gelangen soll.

Die „Gesichte" erzählen:

„Unter den Klängen des Egerländer Marsches rücken wir von Oppeln aus. Die Oberschlesier haben ihr Heimatlied zugunsten des Sudetenlandes abgewandelt und singen:

Es geht ins Sudetenland,
Ins schöne Heimatland,
Ich will Dich lieben
bis in den Tod...

Digitized by Google

... Nach anderthalb Jahrzehnten kehre ich wieder ins Sudetenland zurück. Als ich die Heimat meiden mußte, hatte ich es mir gelobt, daß ich wiederkommen würde mit dem Gewehr in der Hand. Nun ist dieses Gelöbnis Wirklichkeit geworden. Als Soldat des Reiches trete ich den Tschechen gegenüber."

Der Krieg wird vermieden. Es kommt zur friedlichen Besetzung einer deutschen Zone.

Wegen seiner tschechischen Sprachkenntnis ist Kleo Pleyer zum Divisionsstab kommandiert und erhält die Aufgabe, mit tschechischen Offizieren über die Demarkationslinie zu verhandeln. Weit vor der marschierenden Truppe her fährt das Kommando und so erlebt Kleo Pleyer den Jubelsturm des befreiten Sudetendeutschtums in seiner ersten, seiner elementarsten Kraft. „Auch der letzte Pferdewärter wird so begrüßt, als ob die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen ihm persönlich ihre Freiheit verdankten."

Er begegnet tschechischen Offizieren, die, so wie er selbst, die Silberne Tapferkeitsmedaille der alten österreichischen Armee tragen. Und er spürt, wie tief der Eindruck ist, den die gewaltige deutsche Armee, ihre Schlagkraft, ihre Disziplin und Organisation auf die Tschechen macht. „Nun", so meint er, „die deutschtschechische Wehrgemeinschaft ist tausend Jahre alt und nur zwanzig Jahre lang unterbrochen gewesen. Und die mitteleuropäische Geschichte ist noch nicht zu Ende."

Auch Eisenhammer-Hluboka ist zur deutschen Zone geschlagen worden, liegt jetzt hart an der Demarkationslinie. Noch findet Kleo Pleyer nicht die Zeit, die Heimat zu sehen. Aber dann, als er am 15. März 1939, auf dem Hochschullehrerlager bei Göttingen durch den Rundfunk die Kunde von der Errichtung des böhmischen Protektorats erhalten hat, kommt die Zeit, wo er den Heimatort wieder besucht. Nach mehr als fünfzehn Jahren sieht er den Eisenhammer wieder, das Tal der Schnella, steht oben auf dem Friedhof von Rabenstein vor dem Grab der Eltern.

Einst sang es der Jüngling:

„Der Wildbach meiner Heimat hat
Sich felsendurch gebissen.
Es kommt der Tag: ein Blutstrom hat
Den Grenzdamm aufgerissen."

Jetzt ist der Grenzdamm gefallen, der Blutstrom diesseits und jenseits der Grenzen ist zusammengeflossen – ohne den Blutstrom eines Krieges.

Aber wird der Krieg um Böhmen und Mähren, der Krieg um den Aufstieg des neuen Reiches nicht doch noch zu führen sein? Ist jemals ein großes Reich gegründet worden ohne diese letzte, furchtbare und gewaltige Probe?

Im Herbst 1939 kommt der Krieg...

So ziehen sie vorbei, die „Gesichte des gelebten Lebens".

„Es war ein schweres Leben, es war ein gefährliches Leben, es war ein schönes Leben", schreibt Kleo Pleyer.

Dann, im Mai 1940, kommt die Stunde, wo plötzlich aus der starren Verteidigungslinie von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze die eiserne Macht der deutschen Heere zum Sturm hochspringt und wie eine Sturzflut hereinbricht über Holland, über Belgien nach Frankreich bis hinunter an die Pyrenäen.

Digitized by Google

In dem gewaltigen Stoß wird auch der Feldwebel, der Leutnant Kleo Pleyer mitgeführt durch Belgien, durch die Maginotlinie, über Paris und über die Loire bis an die Garonne.

Beim Durchbruch durch die Maginotlinie bei Maubeuge wird Kleo Pleyer verwundet, kämpft trotzdem weiter, erhält das Eiserne Kreuz zweiter Klasse.

Als Führer des Vortrupps einer Vorausabteilung erhält er für einen Vorstoß an die Loire das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Vorher noch hat ihm das Schicksal ein einzigartiges Erlebnis geschenkt. Am 14. Juni 1940 reitet er durch Paris, fährt dann mit einem Vorkommando nach Versailles hinaus. Auf dem Schloß, das 1871 die Proklamation des deutschen Kaisertums, 1919 die Demütigung Deutschlands unter das Friedensdiktat sah, weht noch keine deutsche Flagge. Der Leutnant Pleyer ruft ein paar Soldaten an, befiehlt ihnen aus einem nahen Militärwagen eine Fahne zu holen. Aber noch haben die deutschen Soldaten ein paar umherirrende Franzosen gefangen zu nehmen. Bis sie die Flagge bringen, muß Kleo Pleyer weiterfahren, um nicht die Quartiermache zu versäumen. So hißt er nicht selbst die Hakenkreuzflagge auf dem Schloß von Versailles. Aber er hat die Hissung veranlaßt[35]).

Siebzehn Jahre sind es her, daß der Student Kleo Pleyer, damals auf der Tagung des Hochschulrings in Marienburg davon sprach, daß einst die Hakenkreuzfahne auf dem Berliner Schloß, aber auch auf dem Schloß von Versailles flattern solle. Siebzehn Jahre – was umschließen sie an persönlichem Erleben und Kämpfen! Siebzehn Jahre, was umschließen sie an weltgeschichtlicher Umwälzung!

Wir schildern hier nicht Kleo Pleyers Erleben im französischen, dann im russischen Feldzug. Er hat es selbst geschildert. Denn auf all seinen Feldzügen, irgendwo im Feldlager, fährt er fort, sein Erleben in Notizen festzuhalten. In den Kampfpausen, in den kurzen Urlaubszeiten überarbeitet, ordnet er sie. Und dann, im letzten Urlaub, zu Weihnachten 1941, beginnt er zu schreiben, ein Buch, das Buch „Volk im Feld"[36]).

Jeden Tag, rastlos, mit der einzigen Unterbrechung des 23. Dezember, an dem er, wie im Frieden, stets für seine Kinder den Weihnachtsbaum schmückt, schreibt er an der Maschine. Am letzten Urlaubsabend, um 8 Uhr abends, schreibt er die letzte Zeile.

Am übernächsten Tage, 7. Januar 1941, hat er, auf der Fahrt von Königsberg nach dem Westen, mich in Berlin aufgesucht und mir das Buch „Volk im Feld" übergeben.

Es war im Augenblick der Winterkrise der Ostfront, in einem Augenblick der schwersten Nervenprobe für Heer und Heimat. Aber Kleo Pleyer atmete die Kraft und die Zuversicht der vordersten Front. Mehr als sechs Monate russischen Krieges hatte er nun hinter sich, kam mit kurzer Urlaubsunterbrechung geradewegs vom Moskauer Frontabschnitt, und doch strotzte der bärenstarke Körper vor Kraft und Gesundheit. Nur das Gesicht, so schien es mir, war viel feiner geworden, tiefer noch und edler, so wie die Seele der vornehmsten Krieger in Kämpfen und Leiden der Front, im steten Anblick des Todes, unter aller äußeren Härte feiner, tiefer und edler werden mag.

---

[35]) Nach: Sudetendeutsche Monatshefte Juliheft 1940. Vgl. auch Kleo Pleyers Brief in den Feldpostbriefen des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands in „Reich und Reichsfeinde", Band I, S. 31.

[36]) Kleo Pleyers Buch „Volk im Feld" (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands) erschien im Frühjahr 1943 in der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg.

Digitized by Google

Ich las sein Buch in fast atemloser Ergriffenheit. Und als ich es gelesen hatte, schrieb ich ihm: Es gebe Bücher, die jeweils nur ein einziger Mensch schreiben könne und in denen dieser eine Mensch das Maß seines Wesens gebe. Dieses Buch habe er, Kleo Pleyer, jetzt geschrieben.

Einen Augenblick beschlich mich auch ein Gefühl, und ich sprach es einmal aus: Daß der, der ein so vollendetes Buch über den Krieg und den Frontsoldaten geschrieben habe, selbst „vollendet" sein könne - daß er fallen werde.

Aber ich stieß das Gefühl von mir.

Später in seinem Nachlaß, fand ich ein Gedicht aus seiner Jugend Es hieß „Scheidewunsch". Und lautete so:

„Eine Linde rauscht im Winde
Schüttelt Laub und Blütenschnee
Aus dem Taue steigt die graue
Nebelnasse Totenfee...
Manche Weisen hieß ich reisen
Durch die deutsche Herbstesruh
Manchem Hause, mancher Klause
Flog ein solches Liedchen zu.
Schleicht die blasse, nebelnasse
Totenfrau an mich heran,
Sei mein letztes taubenetztes
Botenliedchen abgetan.
Meinem Herzen zünd ich Kerzen
An von rotem Haldenmohn,
Nun, im Tode, alter Wode,
Gib mir meinen Sängerlohn.
Nicht im Winde, lau und linde
Laß mein Leben müd verwehn,
Laß mich glutend, laß mich blutend,
Laß im Sturm mich untergehn!"

Und ich fand, daß er - wohl in den Tagen des russischen Feldzuges - sich dieses Jugendliedes erinnert hatte. Unter die letzte Strophe hatte er geschrieben: „Der gereifte Mann war und ist bereit, das Vermächtnis der eigenen Jugend zu erfüllen. Alles Andere ist Gott anheimgestellt."

Gott entschied, daß Kleo Pleyer im Sturm untergehen solle.

Es war am Donnerstag, Donarstag, den 26. März 1942 in den Kämpfen südöstlich von Staraja Russa. Welokoje Sselo hieß das Dorf, das an diesem Tage gestürmt werden sollte. Mittags 12 Uhr begann der Sturm. Nach zähen Kämpfen drang, in den Abendstunden, die Kompanie des Oberleutnants Pleyer in die ersten Häuserreihen ein. In erbittertem Häuserkampf verteidigten sich die Bolschewisten. Der Oberleutnant Pleyer ließ noch einmal, am Eingang des Dorfes, seine Leute sammeln, ließ den Trompeter das Angriffssignal blasen.

Digitized by Google

Sein Hauptfeldwebel hat es geschildert in einem Brief, dessen ergreifende Einfachheit mächtiger ist als alle Kunst der Weltliteratur[37]):

Sie sehen den Kompaniechef mit seinen drei Meldern um eine Ecke stürmen, hören das Bellen eines MG.'s. Dann nach einer Weile kommt, keuchend, im Schnee robbend und kriechend, einer der Melder zurück, ruft nach Sanitätern: Der Oberleutnant sei schwer verwundet, die zwei anderen Melder seien tot.

Ein Unteroffizier und ein paar Mann kriechen nach vorne. MG-Feuer schlägt ihnen entgegen, sie robben zurück. Schon ist es dunkel. Da sehen sie, drüben beim nächsten Haus, auf einem Baumstamm ihren Oberleutnant sitzen, den Kopf in die Hand gestützt. „Herr Oberleutnant! Herr Oberleutnant!" schreien sie.

Aber der Kompaniechef, ihr geliebter Oberleutnant, bewegt sich nicht mehr. Es ist dunkler geworden. G., sein Lieblingsmelder, robbt nun durch den Schnee. 25 Meter weit. Als er am Baumstamm ankommt, findet er den Oberleutnant tot. Er sitzt mit geschlossenen Augen da, als sei er in Gedanken versunken. Die Pistole ist seiner Hand entfallen und liegt neben ihm im Schnee.

An der Straße vor Welikoje Sselo haben seine Kameraden ihn begraben, neben ihm seine beiden Melder. Der dritte, sein Lieblingsmelder, ist einige Wochen später gefallen.

An seinem Grabe sprach der Bataillonskommandeur einen Nachruf für den, den er seinen besten Kompaniechef nannte. „Er starb wie er gelebt, uns allen ein leuchtendes Vorbild." Und sein Hauptfeldwebel rief ihm die Worte nach, die er sonst vom Kompaniechef am Grabe von Kameraden hatte sprechen hören:

„Kamerad, Du bist nicht gestorben. Du bist uns nur vorausgegangen."

Und so soll denn auch von u n s an diesem Grabe so gesprochen werden, wie es Kleo Pleyers eigene tapfere Seele fordert.

Es gibt keinen Z u f a l l im Leben wie im Sterben. Jeder Tod und jedes Werden, jede Niederlage und jeder Sieg haben ihren S i n n.

Und so soll nicht geklagt werden, daß Kleo Pleyer in der Vollkraft des Lebens fiel.

Er selbst hat an das ewige Leben seines Volkes geglaubt, das im Sterben und Werden sich erneuert. Und als ich jetzt, im grünenden Mai in Königsberg, die Papiere des Toten las und als mitten in den Ernst dieses Tuns immer wieder das Lachen seiner rotblonden Kinder klang, die noch nicht wissen, was Tod ist, da schien es mir als spreche auch dieser Tote zu uns die Worte, die Walter Flex seinen toten Helden aus dem Grabe sprechen läßt:

„Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh, Deutschland, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
ist mir ein Denkmal wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
ein Blümlein überm Grab mir pflegt.

[37]) Der Wortlaut des Briefes soll erst in späterer Zeit veröffentlicht werden.

Digitized by Google

Die Büblein schlank, die Dirnlein rank
blühn mir als Totengärtlein Dank.
Blüh, Deutschland, überm Grabe mein,
jung, stark und schön als Heldenhain!"

Man soll auch nicht klagen, daß er fiel, ohne jenes große Buch über das „Reich Allerdeutschen" geschrieben zu haben.

Da er es nicht schrieb, ist es ihm nicht bestimmt gewesen, es zu schreiben. Aber wie in einem schönen Gedicht von Walter Flex Hermann Löns im Sterben sein goldenes, sein braunes und sein grünes Buch weit aufgeschlagen vor sich liegen sieht, so hat gewißlich auch Kleo Pleyer an jenem dämmerigen Abend, als er den Kopf in die Hand legte und als ihm die Pistole in den Schnee fiel, vor den geschlossenen Augen das Buch vom „Reich Allerdeutschen" weit aufgeschlagen vor sich gesehen. Und indem er sein Leben für dieses Reich Allerdeutschen mit dem Tode besiegelte, ist er selbst in dieses Buch vom Reiche Allerdeutschen eingegangen, so wie jene ewig lebenden, ewig jungen Gestalten, die unserem Volke aus dem Feuer des ersten Weltkrieges verklärt emporstiegen, so wie Hermann Löns, und Walter Flex, und Gorch Fock.

Des deutschen Volkes und Reiches Mission im Osten - das ist der beherrschende Inhalt seines Lebens gewesen. Für des deutschen Volkes und Reiches Mission im Osten ist er gefallen, an jenen endlosen Straßen, auf denen einst Ruriks Waräger, und dann die Ritter des Deutschen Ordens und die Hansen, und nun wieder die Heere Adolf Hitlers zogen, um den slawischen Ostraum unter die gestaltende und ordnende Kraft des Germanentums zu beugen.

Und von den vielen Seelen, die dort nach Osten hin die Grenzwacht antraten, die ewige Wacht des Reiches gegen die ewige Tartarei, wird seine Seele eine der mächtigsten sein.

Der letzte Satz der letzten Schrift, die er im Jahre 1939 veröffentlicht hat[38]) lautet:

„Deutsche Geschichte ist kein Totentanz, das deutsche Allerseelen ist kein Totenfest. Die gewesene, gegenwärtige und zukünftige Gemeinschaft Allerdeutschen lebt in uns mit all ihrer Größe, mit all ihrer Kraft als die Macht des ewigen Reiches."

In diese Allerseelengemeinschaft Allerdeutschen ist er nun eingegangen. So wie er den Geist dieser Toten als die ungeheuerste Macht des *Lebens* begriff, so wissen auch wir, daß sein Tod eine Macht des *Lebens* sein wird.

Er war der Sohn eines Schmieds. Und an Asa Thor konnte er erinnern, an den Hammerschleuderer der germanischen Sage.

Nun hat der Hammer des Höchsten auf dem Amboß des Krieges das zerschlagen, was an ihm sterblich war.

Aber die Kraft der Seele ist unsterblich. Und die Kraft einer solchen Seele ist mächtig über jeden Tod. Asa Thors Hammer, den wir sausen hörten, wenn Kleo Pleyer zu uns sprach, den seine Soldaten sausen hörten, wenn er sie zum Sturme führte - Asa Thors Hammer fliegt immer noch; und er wird fliegen, so lange Menschen leben, die seines Geistes sind.

[38]) Kleo Pleyer, Gezeiten der deutschen Geschichte. München 1939, S. 63.

Digitized by Google

Das Lied aber, das der sausende Hammer singt – wir finden seine Strophen in dem Buch vom „Volk im Feld", das nunmehr Kleo Pleyers Vermächtnis an unser kämpfendes Volk bildet.

Und den Schlußakkord des eigenen Lebens hat er sich selbst gedichtet an jener Stelle – in jener Strophe im Schlußabschnitt dieses seines letzten Buches:

„Es kann sein, Kamerad, daß wir nicht wiederkehren. Wenn dann von den deutschen Domen und Dorfkirchen die Glocken des Sieges klingen, wenn auf Deutschlands Straßen die Marschakkorde einrückender Regimenter schallen, wenn Millionen Frauen, Mütter, Bräute und Kinder den feldgrauen Heimkehrern zujubeln, werden die Unsrigen weinend am Wege stehen und wir werden irgendwo vermodern. Aber unsere Liebe wird uns überleben, sie wird in den klingenden Glocken sein und in der Marschmusik unserer Regimenter, sie wird vor den Lebenden einherziehen als die sieghafte Fahne unseres Volkes, das nur deshalb gesiegt hat, weil wir Deutschland mehr geliebt haben als unser Leben."

Digitized by Google

Großdeutsche Geschichtskunde

Von

Kleo Pleyer

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Geschichte des deutschen Volkes ist noch nicht geschrieben[1]). So wie man vor lauter Parteien und Einzelstaaten nicht mehr das ganze deutsche Volk gesehen hat, so hat man vor lauter parteiischen Geschichtsansichten nicht mehr die Gesamtheit der deutschen Lebensgeschichte gesehen. Es gab eine preußisch-kleindeutsche und eine k. u. k. österreichische, eine protestantische und eine katholische, eine bürgerliche und eine proletarische, eine konservative und eine liberale, eine idealistische und eine materialistische, eine individualistische und eine kollektivistische und noch eine ganze Serie anderer Geschichtsbetrachtungen. Für die einen war Geschichte nur Staatsgeschichte, die anderen wieder wollten nur Kulturgeschichte oder Wirtschaftsgeschichte sehen. Was in der geschichtlichen Wirklichkeit *ein* großes Leben und *eine* große Leistung war, das stellte sich im Bewußtsein der Nachfahren verunstaltet, zerstückt und zertrümmert dar.

Von borussischer Seite verurteilte man das altdeutsche Kaisertum und das habsburgische Österreich, von politisch-katholischer Seite die Reformation und Preußen. Ja, was blieb denn dann eigentlich von der ganzen deutschen Geschichte noch übrig?! Die sogenannte „großdeutsche" Geschichtsauffassung, die das Preußentum und die geschichtliche Leistung des deutschen Nordens verkleinerte, war eben auch keine großdeutsche, sondern eine zweite kleindeutsche Geschichtsauffassung mit schwarzgelbem Vorzeichen.

Das Leben eines Volkes ist nur eines, und so kann ein Volk auch nur eine Geschichte haben. Der Begriff „Deutsche Geschichte" schließt in sich den Begriff der deutschen Lebenseinheit. Das Volk ist der gemeinsame Beziehungsgrund aller historischen Vorgänge und Erscheinungen. Auf das Volk bezogen gewinnen die einzelnen historischen Persönlichkeiten, Leistungen und Ereignisse ihr Wertmaß, ihren Sinn.

Wie das Geschichtsbewußtsein, so das Volksbewußtsein, und wie die Lebensauffassung, so die Geschichtsauffassung. Die lebensvollste Weltanschauung wird auch das lebensvollste und das heißt wirklichkeitsgerechte Geschichtsbild schaffen.

Kennzeichnend für ein Geschichtsbild ist die Stellung zu den großen Grundkräften des geschichtlichen Lebens und zu den großen epochalen Geschehnissen, zu den Ereignissen der geschichtlichen Wendezeiten, zu den schicksalhaften Entscheidungen, die auf Jahrhunderte hinaus das Dasein der Nation bestimmen. Die großen Schicksalsfragen der deutschen Geschichte steigen vor den Lebenden auf und verlangen Antwort. Es sind die Fragen: Germanentum und Christentum, Rompolitik und Ostpolitik, Reformation und Gegenreformation, Preußen und Österreich, Nationalismus und Sozialismus und manche andere.

Ein gesamtdeutsches, großdeutsches Geschichtsbild, das diesen Namen verdient, kann nur von einer neuen volksgeschichtlichen Grundanschauung aus geschaffen wer-

[1]) Dieser Vortrag wurde auf der 4. Jahrestagung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands am 2. Dezember 1938 in der Berliner Universität gehalten. Wir veröffentlichen aus dem Nachlaß Kleo Pleyers.

Digitized by Google

den. Sie muß das geschichtliche Volk in seiner ganzen erdräumlichen Breite und in seiner ganzen sozialen Tiefe erfassen und sie muß alle geschichtlichen Lebensäußerungen und Leistungen des Volkes in sich begreifen.

Eine Geschichtsbetrachtung, die sich nur auf der dynastischen und staatlichen Ebene bewegt, kann etwa in dem Widerstreit zwischen preußischer und österreichischer Geschichtsauffassung bestenfalls zu einem Kompromiß gelangen, nicht aber zu einem festgefügten gesamtdeutschen Lebensbild. Es handelt sich bei der neuen Geschichtsschreibung nicht um ein paar neue Seitenblicke, sondern um eine neue Gesamtansicht. Es handelt sich also nicht etwa um das Zugeständnis, daß es südlich der Grenzen des kleindeutschen Altreiches auch Deutsche mit einer Geschichte gibt, sondern es geht darum, im gesamtdeutschen Süden den anderen Pol des gesamtdeutschen Daseins zu erkennen, ohne den der deutsche Norden auf die Dauer nicht existieren konnte.

Die bisherige Geschichtsschreibung war kleindeutsch nicht nur in der völkisch-erdräumlichen, sondern auch in der sozialen Erstreckung. Die alte Oberschichtshistorie hat der geschichtlichen Mächtigkeit und Leistung des deutschen Bauern- und Arbeitertums nicht den Rang eingeräumt, der ihnen zusteht. Auch da kommt es nicht auf einige leutselige Seitenblicke an, sondern auf eine grundsätzlich neue Wertung.

Großdeutsche Volksgeschichte muß nicht nur die nationale und soziale Gesamtheit des historischen Volkes erfassen und wirklichkeitsgerecht würdigen, sie muß auch die innere Einheit aller seiner Lebens- und Leistungsbezirke zu erfassen und zu ermessen trachten. Das geschichtliche Leben kennt keine Fakultäten. Es ist ein großes Ganzes und will als solches begriffen sein. Volksgeschichte ist der Inbegriff von Raum-, Rassen- und Religionsgeschichte, Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Staats- und Verfassungsgeschichte, Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte. Nur in einer allheitlichen Geschichtsanschauung kann das deutsche Volk erkennen, wie groß und reich sein Wesen, sein Leben und seine Leistung sind.

Geschichte ist Kampf, und ein Volk bleibt solange geschichtsfähig, als es kampffähig bleibt. Das ist die stärkste historische Gesetzmäßigkeit. Geschichtsschreibung ist die Wissenschaft nicht nur von den Erscheinungen, sondern zuhöchst auch von den Gesetzmäßigkeiten des völkischen Lebens. Die Geschichte lehrt nicht so sehr die Handgriffe, die der kleine Politiker ihr gerne abschauen möchte, als die Daseinsgesetze der Nation, nach denen der große Staatsmann neue Geschichte wirkt.

Der rechte Historiker ist nicht nur ein Nachgestalter, sondern auch ein Neugestalter des geschichtlichen Lebens. Was geschehen ist, ist nicht einfach vorbei. Auch an der schon durchlebten Geschichte gestaltet ein lebendiges Volk ständig weiter. Durch den Sinn, den ein Volk seiner bisherigen Geschichte entnimmt und neu verleiht, durch das, was es aus seiner Geschichte in der Gegenwart und Zukunft macht, gestaltet es mit rückwirkender Kraft auch an seinem vergangenen Leben weiter.

Das neue deutsche Geschichtsbild muß sich auf ein richtiges Raumbild gründen, auf die zurechtgerückte Vorstellung von Mitteleuropa als eigenständigem deutschen Lebensraum. Wir leben weder in Westeuropa noch in Osteuropa, sondern in der Mitte Europas, inmitten des geschichtsmächtigsten Erdteiles der Welt. Das rechte mitteleuropäische Raumbewußtsein ist eine Grundvoraussetzung für das neue Geschichts- und Volksbewußtsein. Daß wir seit Urzeiten inmitten Europas stehen und kämpfen, daß wir in diesem Raum eine Lebensordnung ausgebildet haben, die anders

Digitized by Google

ist als die des Westens und Ostens, diese Grundtatsache ist für das historische wie für das politische Selbstbewußtsein von elementarer Bedeutung.

Die Lage in Mitteleuropa ist dem deutschen Volk dreifach zum Schicksal geworden. Klima und Bodenbeschaffenheit haben das deutsche Leben in Innereuropa von Uranbeginn an Gegensätze gewöhnt und es spannungsreich gestaltet. Das deutsche Volk in der Mitte Europas ist das nachbarreichste und damit das gefährdetste Volk des Erdteils. Es kann deshalb sein Leben nur in einer kämpferischen Haltung behaupten. Die Losung „Lebe gefährlich!" ist für den Deutschen nichts Neues. Sein Leben ist seit Anbeginn der Geschichte ein gefährliches Leben. Das deutsche Volk ist in Mitteleuropa mit anderen Völkerschaften verschränkt, denen gegenüber es sich nicht nur selber zu behaupten, sondern auch die Aufgabe einer föderierenden, führenden und formenden Mittelmacht auszuüben hat.

Die erdräumliche Lage und die rassische Zusammensetzung des deutschen Volkes sind die beiden großen Grundwirklichkeiten der deutschen Geschichte. Das alte Geschichtsbild war kleindeutsch auch insofern, als es den großen germanisch-nordischen Untergrund der deutschen Geschichte nicht umfaßte. Nordmitteleuropa, der Quellgrund germanischen Lebens, ist unsere blutgeschichtliche Urheimat. Nordische, fälische und dinarische, ostische, ostbaltische, westische und andere Rassenmassen bauen den deutschen Volkskörper auf. Wie der mitteleuropäische Raum, so ist auch der mehrrassige deutsche Blutsgrund eine spannungsreiche Ganzheit.

In der deutschen Blutsgeschichte weitet sich die deutsche Volksgeschichte nicht nur nach der Tiefe, sondern auch nach der Breite hin aus. Schauplatz deutscher Geschichte ist nicht nur der mit deutschem Blut erfüllte mitteleuropäische Bereich, zur deutschen Geschichte gehört alles, was irgendwo auf der Erdrinde aus deutscher Substanz erwachsen ist, sei es auch in fremdvölkischer Einformung, sei es in unbewußter oder gar bewußter Abtrünnigkeit.

Das deutsche Volk als das Volk der europäischen Mitte ist den Einwirkungen fremder Kräfte und Mächte ausgesetzt wie kein anderes. Aus allen Richtungen der Windrose haben Völker und Staaten, Kulturen und Gedanken auf unser Volk eingewirkt. Seit Anbeginn stehen wir im Kreuzfeuer fremder Gewalten, suchen die Scheinwerfer fremder Ideen die deutsche Seele ab, strahlen und strömen Richt- und Bewegkräfte aller Art in das gesamtdeutsche Leben ein.

Von allen diesen Außenmächten ist uns eine zum dauernden Schicksal geworden. Diese Macht ist Rom. Zu den Gegensätzen und Spannungen, die uns in Raum und Rasse, in der eigenvölkischen Uranlage gegeben waren, trat neu und tiefgreifend der religiöse, der christlich-germanische Widersatz.

Sollen wir deshalb der Vorsehung fluchen? Es ist nicht gut, einem Schicksal, das sich am eigenen Volke vollzogen hat, nur ablehnend gegenüberzustehen. Das Christentum ist uns zum Schicksal geworden. Die Größe des deutschen Volkes aber offenbart sich darin, daß es sich mit diesem Schicksal nicht einfach abgefunden hat, daß es mit ihm gerungen hat, Tag um Tag, Jahrhundert um Jahrhundert, in tausendfältigen Formen, und daß es aus diesem Kampf eine Fülle schöpferischer Kräfte und Leistungen entbunden hat, – mit einem anderen Wort: daß das deutsche Volk aus diesem Schicksal Geschichte gemacht hat, aus einem schweren Schicksal große Geschichte.

Digitized by Google

Die weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Rom, der tausendjährige Bund und Kampf mit Rom ist wohl das gewaltigste Drama der Weltgeschichte, nicht nur in den äußeren, sondern vor allem in den inneren Ausmaßen. In dem welthistorischen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum wächst der Deutsche über sich selber und über alle Völker der Erde empor.

Die Kaiserkrone ist nicht von ungefähr und nicht von Papstes Gnaden an Germanien und Deutschland gekommen. Sie mußte dem germanisch-deutschen Reiche kraft seiner äußeren Größe und inneren Stärke zufallen. Das deutsche Volk im Herzraum Europas trug die heimliche Krone des Reiches, bevor der Papst sie dem König aufs Haupt setzte. Die römische Kaiserkrone war nur eine äußere Anerkennung der deutschen Vormacht in Europa.

Im 19. Jahrhundert hat man es oft bedauert, daß dem deutschen Volk nicht auch eine so geradlinige Entwicklung zum Nationalstaat beschieden gewesen ist wie den Franzosen. Der Aufbau eines einfachen Nationalstaates nach dem Vorbild Frankreichs wäre leichter und gewöhnlicher gewesen. Es ist aber seit Anbeginn der deutschen Geschichte unsere Bestimmung, nicht das Gewöhnliche, sondern das Gewaltige zu wollen. Das Gewaltige ist aber gleichzeitig das Gefährliche, ist dasjenige, woran man sein Leben wagen muß, um es entweder zu verlieren oder neu und groß zurückzugewinnen. Unser geschichtlicher Auftrag ist nicht ein profaner Nationalstaat, sondern das eine, das einzige, das heilige Reich.

Wir wollen stolz darauf sein, daß unser Volk es war, das den Kampf zwischen Reich und Rom, den größten Kampf der europäischen Geschichte durchgekämpft hat. Mochte am Ausgang dieses Kampfes die äußere Macht des Reiches zerfallen, in der inneren deutschen Wirklichkeit ist das Reich nicht gegen Rom unterlegen. Seit Luther feiert dieses Reich innere Urständ, seit Bismarck auch die äußere Auferstehung.

Eine wehleidige Geschichtsbetrachtung, die am liebsten alle Gegensätze, Probleme und Kämpfe wegdenken und die ganze Geschichte harmonisieren möchte, sieht nur, was uns aus der Verbindung mit Rom an Nachteilen erwachsen ist, nicht aber, was wir aus der Verbindung mit Rom herausgeholt haben. Eine monistische, einpolige Geschichtsbetrachtung konnte nicht begreifen, daß das deutsche Volk zu allen Zeiten nicht bloß an einer, sondern an mehreren Fronten sein Leben erkämpfen und seine Macht sicherstellen mußte. Es entspricht dieser Denkweise, die ganze deutsche Rompolitik zu verdammen und eine ausschließliche Ostpolitik zu fordern. Beide aber waren deutsche Lebensnotwendigkeiten, die sich freilich nicht harmonisch vereinen ließen, sondern zueinander im Verhältnis der Spannung standen.

Es war lebenswichtig, die deutsche Ostbewegung zu fördern und voranzuführen, dem landhungrigen Volke des Westens neues Ostland zu erschließen. Es waren sehr reale innen- und außenpolitische, kirchen- und wirtschaftspolitische Gründe, die das altdeutsche Kaisertum zu seinen Italienfahrten und Romzügen nötigten. Es kam darauf an, kraftvolle Ost- und kraftvolle Südpolitik zu treiben, so wie es in vorbildlicher Weise Otto der Große getan.

Ostpolitik und Rompolitik haben sich nicht gegenseitig ausgeschlossen, sondern ergänzt. Es war die höhere deutsche Lebenskraft und Lebensform, es war aber gleich-

Digitized by Google

zeitig die christliche Lehre, mit der das Deutschtum die germanische Urheimat des Ostens wieder eroberte. Der Deutsche, der Herr in Rom war, war auch Herr der Christenheit und Hauptträger der Christianisierung, die im heidnischen Osten den deutschen Vorrang begründen half. Umgekehrt hat die frühzeitige kirchliche Verselbständigung der Polen, Tschechen und Magyaren, hat die Gründung der Bistümer Gnesen, Prag und Gran der gesamtdeutschen Ostbewegung Abbruch getan.

Der deutsche Zug nach dem Osten war nicht nur ein Zug nach dem Nordosten, sondern auch ein Zug nach dem Südosten. Der deutsche Zug von der nord- und westmitteleuropäischen Stellung nach dem Osten muß in seiner Zwiefalt und Einheit erkannt werden. Er hat das deutsche Leben in eine südöstliche und eine nordöstliche Strebung aufgegliedert. Aber es war ein Blut, das in gewaltiger Zeugungsmacht nach dem Südosten und Nordosten überquoll. Es war eine Kraft, die damals ihr Wirkungsfeld von Livland bis Siebenbürgen mit steinernen Burgen absteckte. Es war ein Geist, der aus dem faustischen Lebensgefühl des germanischen Europas die deutschen Dome von Danzig, Prag und Wien in den Himmel trieb.

Der Zug nach dem Osten ist eine gesamtdeutsche Bewegung auch in der sozialen Tiefenstaffelung. Ritter, Bürger, Bauern, Bergarbeiter, Holzhauer, Glasmacher wirken volksgenossenschaftlich zusammen. Die im geistlichen Gewand arbeitenden Männer sind nicht bloß Kirchenvertreter, sondern Träger und Anführer des Werkes der Volksgemeinschaft.

Der deutsche Osten ist nicht neue Beute, sondern altangestammter Baugrund, nicht Kolonie, sondern Kernland, deutsches Mutterland. Erst im Osten ist das deutsche Volk das geworden, was es ist, hat es sein volles historisches Gefüge und Gepräge erhalten.

Der Gegenstoß, den Polen und Tschechen im 15. Jahrhundert gegen die gesamtdeutsche Ostfront unternehmen (Tannenberg 1410, Hussitenkriege 1420-34), vermag die deutsche Macht im Osten zu schmälern, aber nicht zu zerstören. Sie stärkt und steigert sich neu durch die deutsche Reformation.

Luthers Reformation war ein gesamtdeutsches Ereignis. Sie hat das ganze deutsche Volk erfaßt, von Friesland bis nach Kärnten, vom Elsaß bis ins Baltikum. Nicht die Reformation hat das deutsche Volk aufgespalten, sondern die Gegenreformation, die nur einen Teil Deutchlands für die katholische Kirche zurückzuerobern vermochte. Auch als Luthers gesamtdeutsche Bewegung gebrochen war, hat sein Werk durch das neue Sprachgut und durch das ganze protestantische Geisttum volkseinend fortgewirkt. Und so wie das alte Deutschland als Träger des Reiches an der Spitze der Völker gestanden hatte, so kam durch Luthers Reformation die geistige Führung der neuzeitlichen Völker an Deutschland. Luther ist ein Held aller Deutschen, mögen sie sich protestantisch, katholisch oder heidnisch nennen.

Wir müssen und können alle Ja sagen zu der volks- und weltgeschichtlichen Tat der deutschen Reformation. Und wir wollen auch Ja sagen zu dem schweren Schicksal der kirchlichen Entzweiung. Denn wir haben die ungeheuerste Belastungsprobe, die einem Volk je auferlegt worden ist, bestanden. Wenn Deutschland über dem katholisch-protestantischen Gegensatz nicht auseinandergebrochen ist, dann ist dies eben ein Beweis dafür, daß es eine Kraft gibt, die stärker ist als alle kirchlichen Gegensätze, und das ist die unzerstörbare Kraft des großdeutschen Volkstums. Die deutsche Einheit konnte seit dem 30jährigen Krieg nicht mehr von den konfessionellen Gegensätzen

Digitized by Google

lebensgefährlich bedroht werden. Es ist auch nicht wahr, daß die Gegenreformation dem südlichen und südöstlichen Deutschtum das Rückgrat gebrochen hätte. Ein in sich gebrochenes Südostdeutschtum hätte nicht den harten Nationalitätenkampf des 19. Jahrhunderts zu bestehen vermocht, hätte nicht die große soldatische Leistung des Weltkrieges vollbracht und hätte dem gesamtdeutschen Volke keinen Adolf Hitler gestellt.

Die Doppelpoligkeit des deutschen Daseins hat kirchlich im protestantisch-katholischen Widersatz, staatlich in der Gegenüberstellung von Preußen und Österreich den stärksten Ausdruck gefunden.

Gegensätze, Polaritäten, Spannungen sind der germanisch-deutschen Geschichte seit Anbeginn eigen. Da steht der Markomanne Marbod gegen Armin den Cheruskер. Da steht der arianische Ostgotenkönig Theoderich gegen Chlodwig, den katholischen Frankenkönig. Sie alle ringen um ein Reich. Theoderich der Große verklärt sich in der Sage zur Gestalt Dietrichs von Bern, dessen heldischer Streitgeselle Hildebrand einen tragischen Kampf mit seinem Sohn Hadubrand kämpfen muß. Da stehen im alten Deutschland Welf und Waibling widereinander, und beide ringen um das Reich.

Aus demselben Reichsraum und aus demselben Blutsgrund, aus zwei östlichen Grenzmarken des gesamtdeutschen Volksbodens entwickeln Österreich und Preußen sich zu Großmächten, die eine der südöstlichen, die andere der nordöstlichen Lebensdiagonale entlang.

Im Dreißigjährigen Krieg wird Deutschland ein politischer Schutthaufen, auf dem die Kriegsfackeln Europas sich ein grausiges Stelldichein geben. Aber dieses versengte, zerstampfte, zerstückte Land wird doch wieder großpolitisches Bauland und trägt den stolzesten Staat der Geschichte: Preußen. Von dem reichischen Staat des Hohenstaufen Friedrichs II. zu dem preußischen Staat des Hohenzollern Friedrichs II., von der Kuppel des alten zur Grundmauer des neuen Reiches schwingt ein Bogen des Bundes. Der französische Königsmord an Konradin wird 600 Jahre später bei Sedan gesühnt. Der erste Hohenzollernkaiser rächt in der Wiederaufrichtung des Reiches den letzten Hohenstaufer. Gottes Mühlen mahlen langsam.

Auf dem Trümmerfeld deutscher Herrlichkeit, das der Westfälische Friede, der westliche Friede hinterlassen hat, beginnt der Große Kurfürst vom Nordosten her eine neue Macht zu bauen, die sich einst im königlichsten Schloß des Westens krönen soll. Das ist mehr als ein profaner Spiralenzug brandenburgisch-preußischen Emporkommens, das ist einer der wunderbarsten Wege deutscher Geschichte. Wenn auch das Wort des Großen Kurfürsten „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" fürs erste nur gegen die schwedische Herrschaft in Pommern gerichtet war, es klingt in ihm doch schon der Akkord auf, den Preußen und Deutschland nach zwei Jahrhunderten bilden sollen.

Als der Große Kurfürst den brandenburgischen Staat auf- und ausbaute, nützte er die Lehren, die ihm das übrige Deutschland, auch Österreich bot. Das brandenburgische Heer, das er 1656 gegen die Polen führte, war nicht zuletzt durch den aus Oberösterreich stammenden Derfflinger hochgebracht worden. In der dreitägigen Schlacht bei Warschau holte dieses Heer das erste Eichenlaub des Waffenruhmes, der sich künftig auf die brandenburgisch-preußischen Fahnen häufen sollte. Zwanzig Jahre später überrumpelte derselbe Derfflinger die Schweden bei Rathenow und schuf damit die Voraussetzung für den Sieg bei Fehrbellin. Der rote Adler, den der brandenburgische General österreichischen Geblüts zum Siege führte, war der alte rote Adler von

Digitized by Google

Tirol, der im 14. Jahrhundert durch eine sinnige Fügung auch zum Wappen von Brandenburg geworden war. Das brandenburgisch-österreichische Bündnis von 1686 verschaffte dem Kurfürsten eine Summe Geldes, die dem weiteren Ausbau des Heeres zustatten kam. So wie am Aufbau der brandenburgisch-preußischen Bevölkerung seit alters Angehörige aller deutschen Stämme beteiligt waren, so traten fortab Söhne aller deutschen Stämme in das Heer und die Verwaltung Brandenburg-Preußens ein. So baute ganz Deutschland am preußischen Staate mit.

Auch Österreich lebte aus gesamtdeutschen Kräften und erfüllte im Dienste an sich selbst Aufgaben fürs ganze Deutschland. Es ist an der Zeit, die Anwürfe, die gegen Österreich erhoben worden sind, bis auf ihren berechtigten Rest abzutragen. Die geläufigsten Vorurteile über österreichische Geschichte sind diese: Habsburg-Österreich habe stets nur Hausmachtpolitik getrieben, seine Interessen seien denen des deutschen Volkes und Reiches immer entgegengesetzt gewesen. Österreich sei seit je nichts anderes als ein Hort des römischen Machtstrebens, der Hauptherd päpstlicher Herrschaft in Mitteleuropa. Österreich habe seine Länder nicht erkämpft, sondern erheiratet, die österreichische Geschichte sei keine kämpferische Geschichte, das österreichische Leben kein heroisches Leben und der Österreicher eine unsoldatische Natur. Wie verhält es sich damit in der geschichtlichen Wirklichkeit?

Seit dem Investiturstreit, seit sich das Reich nicht mehr wie früher auf die geistlichen Fürstentümer stützen konnte, mußte der Kaiser eine starke Hausmacht haben, wofern er nicht zum Spielball der anderen deutschen Teilmächte werden sollte. Die Selbstsucht der Habsburger dürfte im Verhältnis kaum größer gewesen sein als diejenige der anderen Landesfürstentümer, die sich ja auch nicht gerade im Dienste für das Reichsganze und die gesamtdeutsche Volksgemeinschaft verzehrt haben. Die Habsburger selber sind keine Sklaven der Päpste, wohl aber vielfach Bundesgenossen der vatikanischen Politik und dies aus wirklichen oder vermeintlichen Gründen der österreichischen Staatsräson. Sprach die politische Räson gegen ein Zusammengehen mit den römisch-päpstlichen Machtstrebungen, so setzte ihnen das Haus Habsburg mitunter den heftigsten Widerstand entgegen. Das „umgekehrte Canossa" des Jahres 1782 hat sich bekanntlich zwischen dem Papst und einem Habsburger, Josef II., abgespielt. Zum dritten: Heiraten und Kriegführen schließen sich in keiner Weise gegenseitig aus. Die österreichische Ehe mit Böhmen und Ungarn war so wenig harmonisch, daß der andere Teil mehr als einmal durch Kampf gebändigt werden mußte. Fast ununterbrochen mußte Österreich seine Machtstellung nach außen kämpferisch behaupten. Von 400 Jahren österreichischer Geschichte sind 200 Jahre Kriegsjahre gewesen. Kampf, Kampf und noch einmal Kampf, das sind die Kapitelüberschriften auch der österreichischen, der südostdeutschen Geschichte.

Nach den Awaren und Magyaren mußten seit der Reformationszeit die Türken immer wieder aus dem deutschen Mitteleuropa zurückgeworfen werden. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn die große Grenzstadt Wien den Türken im Jahre 1529 nicht widerstanden hätte! Der mächtigste geistige Mitstreiter des österreichischen Abwehrkampfes gegen die Türken aber war Martin Luther, in dessen Trutzlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" gegen den Feind der Christenheit derselbe gläubige Wille wirkte wie im österreichischen Grenzland. Der Sieg über die Türken vor Wien im Jahre 1683 war eine österreichische, eine gesamtdeutsche und mitteleuropäische Leistung.

Digitized by Google

Damals nannte man Wien den „Schild Germaniens", damals war auch das nördliche Deutschland sich seiner Südostaufgabe bewußt. Nach dem Wiener Sieg von 1683 äußerte sich die deutsche Lebenseinheit auch darin, daß im Norden der Dänenkönig davon abließ, Holsteins Eigenständigkeit zu schmälern.

Unter der Führung des Prinzen Eugen drängte die österreichische Macht den Türken aus Ungarn heraus, kämpfte sie am Rhein gegen den räuberischen Franzosen. Das deutsche Volk hat sich selber ein Stück großdeutschen Geschichtsbewußtseins bewahrt, als es Prinz Eugen, den edlen Ritter, den Sieger gegen Türken und Franzosen, im Herzen und Gedächtnis behielt. Österreich stand auf Wacht im Südosten, und Österreich hielt die Wacht am Rhein. Im Südosten war es die großzügig angelegte „Militärgrenze", an der Österreich „die Wache für Europa" bezog, wie es noch 1835 der junge Moltke ausdrückte. In der säkularen Auseinandersetzung mit Frankreich, die sich in fast 100 Kriegsjahren abspielte, hat Österreich immer wieder den französischen Einbruch nach Mitteleuropa abgewehrt. Immer wieder deckten sich die österreichischen und die deutschen Interessen. Unter Josef I., dem blonden und blauäugigen Habsburger, kämpfte Österreich nicht nur gegen die französischen, sondern auch gegen die römischen Machtansprüche. Es gab keinen deutscheren Herrscher als diesen nordischen Habsburger, der allzujung sein Leben ließ. Es gab eben Habsburger und Habsburger.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen war auch ein Zeitalter Maria Theresias und Katharinas II. Kein Volk der Weltgeschichte hat in einer einzigen Generation drei solche Herrschergestalten hervorgebracht. Aber auch kein Volk wäre sich einer solchen Schöpferkraft seines Blutes so wenig bewußt gewesen. Was hätten französische Historiker aus einem solchen Dreigestirn gemacht, wenn es aus dem französischen Volke aufgestiegen wäre! Es geht nicht länger an, daß der Deutsche *nur* das Gegensätzliche dieser drei Gestalten und ihrer Staaten kennen lernt. Es kommt darauf an, ihren gemeinsamen volksgeschichtlichen Kraftgrund und Lebenssinn bewußt zu machen.

Friedrich legte den preußischen Grund zum neuen Reich, Maria Theresia stärkte und steigerte das deutsche Leben im Südosten, Katharina krönte den Vorrang des deutschen Wesens in Osteuropa. Friedrich ist an Maria Theresia und Maria Theresia ist an Friedrich groß geworden, Preußen ist am österreichischen Widerstand und Österreich ist an Preußen erstarkt. In dem gewaltigen innerdeutschen Wettbewerb haben Preußen und Österreich das Höchstmögliche aus sich herausgeholt. Wohl ging für Österreich Schlesien an Preußen verloren, das dadurch reichsfähiger wurde, aber der preußische Stil, nach dem sich seit dem Siebenjährigen Krieg die österreichische Staatsordnung ausgestaltete, hat diesen Verlust aufgewogen. In der Zeit des schärfsten Kampfes zwischen Preußen und Österreich setzte bereits die preußisch-österreichische Angleichung, die innerdeutsche Gleichordnung ein, die seitdem fortgedauert hat und in der nationalsozialistischen Gleichschaltung unserer Tage ihren großen Abschluß findet.

In der Zeit des napoleonischen Einbruchs nach Mitteleuropa steht Österreich ebenbürtig neben Preußen. Früher als Preußen greift es gegen die französische Tyrannei zum Schwert. Es ist Österreich allein ohne den Bund von 1813, das in der Schlacht bei Aspern 1809 den Unbesiegbaren zum erstenmal besiegt. Das Jahr 1813 offenbart die großdeutsche Gesetzmäßigkeit des mitteleuropäischen Raumes, der nur durch das Zusammenwirken der nord- und süddeutschen, der preußischen und österrei-

Digitized by Google

chischen Kräfte behauptet werden kann. Gneisenau, der aus Oberösterreich stammende preußische General, verkörpert im Zeitalter der Befreiungskriege die gesamtdeutsche Zweieinigkeit.

Der Deutsche Bund von 1815 soll die deutsche Einheit nicht herstellen, sondern verhindern. Die Einheitsbewegung des Volkes baut in den folgenden Jahrzehnten am inneren Reiche der Deutschen weiter. Die großdeutsche Nationalversammlung von 1848 ist trotz ihres Mißgeschicks eine Etappe im Schöpfungsgang des neuen Reiches. Ludwig Uhland sprach in Frankfurt das Zukunftswort: „Wir wollen einen Dombau. Wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Turm, und für den anderen legten sie den Sockel. Der Turm Preußen ragt hoch hinauf, wahren wir die Stelle für den Turm Österreich!" Im Wiener Reichstag forderte damals der sudetendeutsche Student und Bauernbefreier Hans Kudlich das sozialistische Reich: „Wir müssen ein Haus bauen, welches wohnlich sein soll, heimisch und traulich für alle Staatsbürger, nicht bloß wie früher ein Haus mit prächtigen Fenstern und schönen Außenwänden, ein Asyl für bevorrechtete Faulenzer, die behaglich im ersten und zweiten Stock schwelgen, während in den Kellergewölben das Volk, für sie arbeitend, zusammengepfercht lebt..."

Der Kampf um Schleswig-Holstein im Jahre 1864 muß ungeachtet des Zwiespaltes, der daraus entstanden ist, als eine gesamtdeutsche Tat bewußt gemacht werden. Preußisches und österreichisches Blut ist um die Heimholung der deutschen Nordmark geflossen. Die Deutschösterreicher begeisterten sich für Schleswig-Holstein wie für ihre eigene Sache. Die Wiener Gemeinderäte mußten vom Kaiser dahin belehrt werden, daß ihre Aufgaben im Umkreis des Stefansdomes lagen und nicht nördlich von Hamburg. Mit besonderem Stolz trugen die sudetendeutschen Veteranen des Jahres 1864 ihr Abzeichen, ein Sinnbild grenzdeutscher, großdeutscher Verbundenheit.

Dem preußischen Staate war vom Schicksal die Aufgabe der völkischen Machtbildung zugewiesen, dem Donaureich die Aufgabe der übervölkischen Ordnung und Führung. Die deutsche Einung konnte naturnotwendig nur von einem deutschen Staat wie Preußen und nicht von einem Mehrvölkerstaat wie Österreich bewerkstelligt werden.

Der preußische Sieg von Königgrätz ist nur die blutrote Blüte eines zwei Jahrhunderte langen geistigen, politischen, wirtschaftlichen Wachstums. Mit Lessing, dem Gestalter preußischen Soldatentums, der das „geistesgeschichtliche Roßbach" gegen Frankreich schlug, mit dem „fritzisch" gesinnten Goethe, mit dem Fichte der Berliner „Reden an die deutsche Nation", mit Hegel, dem aus Kärnten und Schwaben stammenden Philosophen des preußischen Staates und ungezählten anderen hatte sich das geistige Deutschtum dem preußischen Staate zugeordnet, hatte sich Weimar mit Potsdam verbündet. Preußen hatte im Zollverein bereits einen Großteil Deutschlands auf wirtschaftlicher Grundlage geeint. Bismarck ist dem preußischen Staat nicht von ungefähr in den Schoß gefallen. Nur Preußen, nur die preußische Kraft und Leistung konnte diesen Mann vom Schicksal erzwingen.

Österreich steht auch 1866 gleichbürtig neben dem sieghaften Preußen. In dem Zweifrontenkrieg, den es zu führen hat, wird nur die böhmische Front geschlagen. Bei Custoza siegt Österreich gleichzeitig gegen eine dreifache italienische Übermacht, bei Lissa über die dreifach größere italienische Flotte.

Digitized by Google

Das Jahr 1866 war das leidvollste und zugleich das glückhafteste Jahr der neueren deutschen Geschichte. Das Preußentum, das sich zu Nikolsburg selbst bezwang, hat nicht nur das deutsch-österreichische Bündnis von 1879 und die gesamtdeutsche Waffenbrüderschaft des Weltkrieges vorbereitet, sondern auch die Heimholung Deutschösterreichs ins Deutsche Reich. Der Kampf zwischen Preußen und Österreich war letztlich nur ein schmerzhafter Einrenkungsruck am Körper des werdenden großdeutschen Reiches.

Nicht nur die Ereignisse von 1866 und 1870, auch das Jahr 1848 und das Jahr 1871 müssen zusammengesehen werden. Man hat gesagt, daß das von Bismarck gegründete Reich ohne, ja gegen den Willen des Volkes zustandegekommen sei. Das neue Reich wird auf den Schlachtfeldern errungen. Es ersteht keineswegs gegen den Willen des Volkes. Denn das Volk sind nicht die demokratischen Bankettredner, sondern die wehrhaften Mannschaften, die für das aufsteigende Reich marschieren, stürmen und siegen. Bismarck ist der Vollstrecker des nationalen Willens von 1848. Er hat nicht bloß die deutschen Fürsten und Länder geeinigt, er hat über den Kopf der Fürsten hinweg das politische Volk des kleindeutschen Raumes geeint, ja, er hat auch dem Deutschtum jenseits der Staatsgrenzen ein neues Nationalbewußtsein und damit eine geistige Teilhaberschaft am neuen Reiche verliehen. Wie hat sich das nationale Südostdeutschtum an dem preußischen Sieg von Sedan begeistert! Die habsburgische Regierung konnte die deutschösterreichischen Freudenkundgebungen wohl dämpfen, aber nicht unterdrücken. Welchen Auftrieb hat Bismarck der ganzen deutschen Weltgeltung gegeben! Das Bündnis von 1879 war die zeitgerechte Notform der großdeutsch-mitteleuropäischen Lebensgemeinschaft. Im Jahre 1895 pries der alte Bismarck gegenüber einer steiermärkischen Abordnung den Dreibund und sagte: „Es ist eine eigentümliche Fügung des Schicksals, daß dieses große, gewaltige Gebiet von ganz Zentraleuropa, von der Nordsee bis nach Apulien, sich, nachdem es getrennt und zerrissen war, doch schließlich wieder zusammengefunden hat."

Die preußische Art teilte sich seit 1866 dem ganzen übrigen Deutschland mit. Durch das deutsche Heer ist preußische Haltung und Ordnung auch in das südliche Deutschtum eingegangen, ist das geheime Preußentum der Süddeutschen gehoben, ist der preußische Stil zu deutschem Gemeingut geworden. Auch das heimliche Hochziel des völkischen Alpen- und Sudetendeutschtums hieß Preußen.

Es gab im deutschen Norden und Süden wohl gleichviel Freiheitsdrang. Im Norden konnte er sich seit Jahrhunderten durch den Protestantismus ausleben. Die freiheitliche Bewegung im Norddeutschland des 19. Jahrhunderts hatte deshalb keinen solchen Tiefgang mehr wie im österreichischen Süden, wo der Freiheitswille durch die Gegenreformation überdeckt und jahrhundertelang angestaut worden war. Als er nunmehr aufbrach, war er tiefgreifender und heftiger als im Norden, war er nicht nur politisch und sozial wie dort, sondern auch religiös. Das ist im tieferen Betracht die Ursache der alpen- und sudetendeutschen Los-von-Rom-Bewegung, die am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte. Das oberflächliche Gerede vom ultramontanen Österreich bedarf dieser Klarstellung: Nirgends zwar ist mehr ultramontane Politik getrieben worden als in Österreich; aber auch nirgends ist dem Ultramontanismus eine so leidenschaftliche völkische Gegnerschaft erwachsen wie im Alpen- und Sudetendeutschtum. Der südostdeutsche Katholizismus war stärker von völkischen Elementen durchädert als

Digitized by Google

der bayerische oder rheinländische Katholizismus. Es lebte im österreichischen Deutschtum viel Kryptoprotestantentum fort, das im 19. Jahrhundert aus den Katakomben ans Tageslicht stieg.

Schönerer, der Führer des österreichischen Alldeutschtums, der leidenschaftliche Verehrer Bismarcks, führte auch die österreichische Los-von-Rom-Bewegung und trat selber zum Protestantentum über. Rosegger, der katholische Bauernsohn aus der Steiermark, setzte sich für die öffentliche Besserstellung des österreichischen Protestantentums ein. Für die österreichischen Katholiken, die ihrer Kirche treu blieben, galt das, was Treitschke 1883 in seiner Rede über „Luther und die deutsche Nation" äußerte: „... sicherlich steht heutzutage der denkende deutsche Katholik dem deutschen Protestanten in seiner ganzen Weltanschauung näher als seinem spanischen Glaubensgenossen."

Als die meisten Reichsdeutschen im Streben nach wirtschaftlichen Gütern und sozialen Vorteilen aufgingen, da kämpfte das völkische Südostdeutschtum um die letzten Werte des Lebens. Es kämpfte gegen den römischen Klerikalismus, es kämpfte gegen die jüdische Überfremdung, es führte den großen Grenzkampf gegen die andrängenden fremden Nationalitäten - 12 Millionen Deutsche gegen 40 Millionen Nichtdeutsche - und es kämpfte gegen das kapitalistische Ausbeutertum. Damals wurde im Südostdeutschtum der Nationalsozialismus geboren, der nichts anderes darstellte als das Gesetz des Volkstumskampfes, der von Bauern und Arbeitern und allen anderen Schaffenden des Volkes gleichzeitig in nationalistischer und sozialistischer Weise geführt werden mußte.

Ein volksbewußter alpendeutscher Pfarrer war der Urheber der grenzvölkischen Schutzvereinsarbeit, die bald im ganzen Südosten und schließlich an allen gefährdeten Stellen des gesamtdeutschen Lebensraumes einsetzte. Ein anderer deutschbewußter Pfarrer in Tirol prägte das brandmarkende Wort vom lauen und unzuverlässigen „Auchdeutschen". Nicht zu vergessen des steiermärkischen Priesters und Dichters Ottokar Kernstock, der das erste nationalsozialistische Hakenkreuzlied geschaffen hat.

Trotz der tausendfältigen Verbindungen zwischen dem nördlichen Deutschland und Österreich war der deutsche Südosten dem übrigen Deutschland fremd geworden. Der Berlin-Bagdad-Plan, von der Wirtschaft aufgestellt, vom Staat ausgeführt, hatte keinen volkspolitischen Unterbau. Und doch war der Südosten die Zone der großen deutschen Möglichkeiten und der großen Gefahren. Wenn einst gewisse südosteuropäische Streitfragen für Bismarck nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert waren, so liegen heute die Knochen von mehr als zwei Millionen deutscher Soldaten unter den Schlachtfeldern eines Krieges, der an den Streitfragen desselben Südostens ausgebrochen ist.

Im August 1914 brechen ringsum die Feinde nach langer Lauer gegen Deutschland vor. Das deutsche Volk mit seinen Völkerschaften tritt an. Von der Ostsee bis zur Adria, vom Wasgenwald bis zu den Karpathen wirbeln die Trommeln. Aufmarschiert die gesamtdeutsche bewaffnete Macht, der organisierte Lebenswille Großdeutschlands.

Von Flandern bis Siebenbürgen steht der Bogen des Bundes. Nun schlagen die Feuersäulen der preußischen und österreichischen Deutschheit zusammen. Der Krieg ist ein großdeutscher Opfergang. Rings um Mitteleuropa sind Millionen Seelen angezündet. Das deutsche Leben brennt lichterloh. Blutrote Stichflammen stoßen ins

Digitized by Google

feindliche Land: deutsche Regimenter greifen an. Droben in der Lufthülle des Planeten blitzen stahlblaue Augen: deutsche Flieger stellen sich dem Feind. Draußen huschen deutsche Unterseeboote durch die wassergefüllten Täler der Erdkruste; vom Tod gezeichnete Deutsche tun pünktlich ihren letzten Dienst.

Das blutigste Schauspiel, das der Planet sich selber gab, hat den Deutschen zum Helden. Er gerät mit der Welt in Widerspruch, gegen ihn marschieren die Kontinente auf, er siegt in den feuerspeienden Elementen der Erde, der Luft und des Meeres, er geht unter, ein tragischer Held, dessen sittliches Prinzip einst triumphieren soll.

Der Deutsche gewinnt Tannenberg, die größte Schlacht der Weltgeschichte, er gewinnt die Schlacht am Skagerrak, die größte Seeschlacht aller Zeiten. Preußens Gloria erglänzt wie noch nie. Österreich ist der Held im Schatten. Es ist der Winkelried des Weltkriegs. Hätte es 1914 nicht die halbe Kraft Rußlands gebunden, der deutsche Nordosten wäre vielleicht zermalmt worden. War das österreichische Vielvölkerheer an Straffheit und Stoßkraft dem preußisch-deutschen Heer auch nicht gleich, so war doch die Kampfleistung der Südostdeutschen nicht geringer und seine Führerleistung in einem größer: Vier Jahre lang haben sie panslawistische Tschechen gegen Russen, Polen gegen Polen, Rumänen gegen Rumänen, Südslawen gegen Südslawen, Italiener gegen Italiener ins Gefecht geführt, für Deutschland, für Mitteleuropa.

Aus den Schützengräben rings um Großdeutschland stieg die Vision des ankünftigen großdeutschen Reiches. Wo reichsdeutsche und deutschösterreichische Soldaten gemeinsam eine Stellung verteidigten, da war die großdeutsche Idee greifbare Wirklichkeit geworden. Es war für mich als Sudetendeutschen das größte Erlebnis meiner Jugend, als ich im Sommer 1917 drüben in Ostgalizien, in der Schlacht bei Konjuchy und auf dem folgenden großen Vormarsch zum erstenmal an der Seite preußischer Soldaten kämpfen durfte. Im Herbst 1917 kam die großdeutsche Durchbruchsschlacht bei Flitsch und Tolmein, und wieder rückten wir, Reichsdeutsche und Deutschösterreicher, gemeinsam ins feindliche Land. Als ein Jahr später die Südfront zerbrochen war, als der Eid auf das im eigenen Verrat erstickende Habsburg hinfällig geworden war, da haben alpen- und sudetendeutsche Truppenteile noch einmal den Fahnenstumpf gegen den Feind getragen, ohne Staat, ohne Befehl, ohne Aussicht auf Anerkennung, ohne Aussicht auf Erfolg, um nichts als um der völkischen Ehre willen. Man redet von nordischer Haltung. Hier ist sie.

Die Schützengrabengemeinschaft des Weltkrieges war groß-deutsch in der nationalen und großdeutsch in der sozialen Erstreckung. Bürger und Bauer, Prinz und Prolet standen zusammen, hungerten, froren, freuten sich, bluteten und starben miteinander. Protestanten und Katholiken, die im Hinterland keinen gemeinsamen Friedhof finden konnten, fanden sich draußen im Stürmen und Sterben zusammen, fanden in Granatlöchern und Gräben manches gemeinsame Grab.

Diese doppelt großdeutsche Schützengrabengemeinschaft war das Schaubild eines neuen Reiches, einer neuen Volksordnung. War sie nicht auch das neue Schaubild der deutschen Geschichte? War das deutsche Volk nicht schon früher eine große deutsche Kampfgenossenschaft gewesen? Hatten Bauern und Arbeiter nicht schon immer den großen deutschen Kampf ums Leben mitgeführt? Was aber hatten wir bisher von der Ge-

Digitized by Google

schichte des Bauern- und Arbeitertums erfahren? Stellten sich die Selbstbehauptungskämpfe deutscher Bauern- und Arbeiterschaft in der bürgerlichen Staats- und Oberschichtshistorie nicht gewöhnlich als eine Art unerlaubter Umtriebe dar?

Wir kämpfen seit 1918 für das sozialistische Großdeutschland. Es gibt aber keine sozialistische Volksordnung ohne eine sozialistische Volksanschauung, und es gibt keine sozialistische Volksanschauung ohne eine sozialistische Geschichtsanschauung. Weil es uns nicht bloß um das Großdeutschland des vergrößerten Flächenmaßes geht, sondern auch um das Großdeutschland der Tiefe und Höhe, so genügt uns der bürgerliche Begriff großdeutscher Geschichtsbetrachtung mitnichten, so stellen wir einen neuen Begriff großdeutscher Geschichtsbetrachtung auf: den Begriff der gesamtnationalen und gesamtsozialen Geschichtsanschauung.

Unsere ganze Geschichte ist im Grunde Bauerngeschichte. Unsere ganze Geschichte ist im Grunde Arbeitergeschichte. Das ganze deutsche Volk ist bäuerliche Brut. Und Arbeit, Einsatz, Leistung ist der Inhalt aller großen Kapitel der deutschen Geschichte.

Man wagte es, die Frage aufzuwerfen, ob das Bauerntum überhaupt eine geschichteschaffende Macht sei. Nun, der Bauer hat das biologische Dasein des deutschen Volkes geschaffen und aufrechterhalten, der Bauer hat den deutschen Lebensraum erobert und in einem tausendjährigen Grenzkampf verteidigt und gesichert.. Ihm, ihm und noch einmal ihm verdanken wir es, daß wir heute als ein 80-Millionen-Volk inmitten Europas stehen. Ohne die Riesenleistung des deutschen Bauerntums gäbe es vielleicht nur eine schmale Reservation deutschsprechender Menschen zwischen Weser und Elbe oder sonstwo.

Das Bauerntum hat in der Bodenkultur auch den Urgrund des Kulturlebens geschaffen. Die bäuerliche Kultur ist älter, ehrwürdiger und lebenswichtiger als die Kultur des Konzertsaals und Lesezirkels. Aber auch die höheren und feineren kulturgeschichtlichen Leistungen sind aus den Schäften und Säften des Bauerntums emporgestiegen. Es war billig, zu errechnen, daß von den geistigen Führern der deutschen Zeit zwischen 1700 und 1860 fünf Sechstel den oberen Schichten entstammten und nur ein Sechstel aus dem Bauern-, Handwerker- und Arbeiterstand gekommen sei. Wenn man den Mann, der Geschichtliches wirkt, nur als den Sohn eines Vaters sieht, mag solche Statistik stimmen. Wir aber sehen in der geschichtlichen Persönlichkeit die Hervorbringung und Krönung einer ganzen Sippe; jede Sippe aber erwächst aus bäuerlichem Grund.

Die neue deutsche Geschichtsschreibung wird auch das Aufkommen und den Selbstbehauptungskampf des deutschen Arbeitertums ganz anders betrachten und würdigen als dies bisher geschehen ist. War es nicht wie ein großes Naturereignis, als sich im deutschen Volksraum das riesige Massiv der deutschen Arbeiterschicht erhob? Es ist ein gewaltiger volksgeschichtlicher Vorgang, wie da in wenigen Jahrzehnten eine neue, nach Millionen zählende Volksschicht ersteht und um einen Platz an der Sonne ringt, um eine würdige Einordnung in die gesamtvölkische Lebensgemeinschaft.

Beim Einbezug der Arbeitergeschichte in das gesamtdeutsche Geschichtsbild geht es vor allem um die Erkenntnis, daß die genossische Selbsthilfebewegung des deutschen Arbeitertums und die jüdisch-marxistische Fehlleitung zwei grundverschiedene Erscheinungen sind. Ohne den Selbstbehauptungskampf des deutschen Arbeitertums wäre ein

Digitized by Google

von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer werdender Volksteil am lebendigen Leibe der Nation verelendet und verfault.

Es ist kein Tribut an die materialistische Geschichtsbetrachtung, wenn wir den Hunger, wenn wir die wirtschaftliche Not als eine große geschichtliche Machtmöglichkeit erkennen. Gegenüber einer gewissen himmelblauen Geschichtsansicht, die über die sozialgeschichtlichen Nöte und Ereignisse hinweggleiten zu können glaubt, wollen wir eine Geschichtswissenschaft treiben, die als Wirklichkeitswissenschaft alle realen Triebkräfte des historischen Lebens erfaßt. Wenn man selber als wohlbestallter und pensionsberechtigter Beamter keine wirtschaftliche Not verspürt, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß es keine Not gibt, und erst recht nicht gesagt, daß der Hunger keine geschichtliche Macht oder zumindest Machtmöglichkeit sei. Die Hungrigen haben noch zu allen Zeiten mehr Geschichte gemacht als die Satten. Freilich, die materielle Not allein tut es auch nicht. Der eine geht an der Not zugrunde, und für den anderen wird sie der Anbeginn eines großen Lebens. Entscheidend ist die geistig-seelische Kraft, die im Bunde mit Hunger und Not Wunder vollbringen kann.

Ist die äußere Begrenztheit der neuen Reichsgründung durch die Schlacht bei Königgrätz gekennzeichnet, so die innere Begrenztheit durch das Antisozialistengesetz von 1878. Der Ansatz des neuen Reiches zu einer gesamtdeutschen, das heißt gesamtnationalen und gesamtsozialen Zukunftsentwicklung offenbart sich in dem deutsch-österreichischen Bündnis von 1879 und in der großzügigen Bismarck'schen Sozialpolitik.

Wir wollen, wenn wir vom geschichtlichen Arbeitertum sprechen, nicht bloß die marxistischen Irrtümer sehen, denen es verfallen ist. Wir wollen seinen lebensnotwendigen Selbstbehauptungskampf und die große wirtschaftliche Aufbauleistung würdigen, die es vollbracht hat. Wir wollen bewußt machen, daß die faustische Leistung der deutschen Großwirtschaft aus den Fäusten des deutschen Arbeitertums hervorgegangen ist. Wir wollen daran denken, daß Millionen deutscher Arbeiter in den Armeen des großen Krieges als ärmste Söhne der Nation auch die getreuesten waren. Wir wollen die große geschichtliche Leistung neu verlebendigen, die der Arbeiter als Grenzkämpfer an Rhein und Ruhr, in Oberschlesien, im Sudetenland und anderwärts vollbracht hat. Nicht zuletzt durch den selbstlosen Einsatz deutscher Arbeiterschaft ist die nationalsozialistische Bewegung im Altreich, in Deutschösterreich, in Sudetendeutschland zur sieghaften Macht geworden. Ich habe den Aufmarsch gegen die Tschechoslowakei in einem oberschlesischen Regiment mitgemacht und kann Zeugnis ablegen für die Kumpels, die freudig den Angriffsbefehl erwarteten und bereit waren, für die sudetendeutsche und großdeutsche Sache ihr Leben einzusetzen. In den feldgrauen Kolonnen marschierte das sozialistische Großdeutschland.

Großdeutsche Geschichtskunde heißt nicht nur gesamtnationale und gesamtsoziale Ausweitung und Neugestaltung des deutschen Geschichtsbildes, großdeutsche Geschichtskunde muß auch die innere Allheit, die ganze innere Größe und Weite des geschichtlichen Deutschlands, die Gesamtheit der inneren Lebenskreise und Leistungsbezirke erfassen, mit einem Wort: das innere Großdeutschland.

Digitized by Google

Aus seinem rassischen Wesensgrund, aus seiner inneren Spannkraft und Spannweite ist dem deutschen Volk eine unerhörte Fülle von Fähigkeiten und Leistungen erwachsen, die es an die Spitze der Völker stellen. Dasselbe Volk brütet in enger Klosterzelle tiefste Gottesgedanken aus und überzieht die weite See mit dem hanseatischen Welthandel. Es bringt den großen Religionsstifter der Neuzeit hervor und schafft das kopernikanische Weltbild. Dasselbe Volk baut gotisch und barock mit gleicher Gewalt, dichtet das Nibelungenlied und den Faust, malt den Isenheimer Altar und die Melancholie, setzt die Matthäuspassion und die Neunte Symphonie, erfindet den Buchdruck und baut das modernste Flugzeug, entwickelt das reichste Gewerbe und die größte Industrie des Kontinents, organisiert das beste Heer und die beste Verwaltung der Welt.

Es gibt in der Weltgeschichte Völker, die groß im Staatenbauen sind, solche die groß in der Kulturleistung sind, andere die groß sind in ihrem wirtschaftlichen Aufbauwerk. Es gibt, soweit ich sehe, nur ein Volk, das in allen Bereichen zugleich Höchstleistungen vollbracht hat: das deutsche.

Man hat viele Jahrzehnte hindurch Weltgeschichte, Universalgeschichte geschrieben, ohne die Universalgeschichte des deutschen Volkes, ohne die Allheit der deutschen Lebens- und Leistungsgeschichte erfaßt und bewußt gemacht zu haben. Unser Weg führt von der Volksgeschichte zur Weltgeschichte. Weltgeschichte ist für uns vor allem die Geschichte des Kampfes, den Deutschland als Volk unter Völkern, als das Reich inmitten der europäischen und planetarischen Staatenwelt geführt hat und führt. Weltgeschichte ist für uns sodann die Geschichte der deutschen Weltwirkung, die mitteleuropäische, europäische und planetarische Leistung der Deutschen. Das deutsche Volk ist sich dieser seiner Weltwirkung noch kaum bewußt. Und doch ist es ein Volk der weitesten Fernwirkung und der stärksten Tiefenwirkung.

Kein anderes Volk hat die Welt so selbstlos mit seinem Blute durchsäuert und mit seinem Geiste durchseelt wie der Deutsche. Kein Volk hat soviel Wesenheiten der ganzen Welt in sich eingeatmet wie er. Der Deutsche ist das Weltvolk schlechthin. Auf allen europäischen Fürstenthronen thronte deutsches Blut. In alle Räume der Welt drang bahnbrechendes Bauerntum deutschen Geblüts. Deutschland goß sein Blut über die Erde, und wohin es rann, da fing die Welt zu blühen an. Die Geschichte des Erdballs zeugt davon, daß der Deutsche das Siedlervolk unter den Völkern ist. Die englische Zivilisation wurde von einem rücksichtslosen Eroberungswillen über die Welt getragen. Durch eine raffinierte Propaganda wurde französische Zivilisation unter den Völkern verbreitet. Die deutsche Kultur hat sich kraft ihres inneren Wertes die Welt erobert.

Die übervölkische Reichweite eines Volkes entspricht seiner völkischen Wesenstiefe, die übervölkische Wirkungskraft einer Volksleistung entspricht der völkischen Inbrunst, aus der sie geschah. Immer wenn der Deutsche aus der Herzwurzel seines Wesens lebt, wirkt er völkisch und übervölkisch zugleich. So in den Hohenzeiten des altdeutschen Reiches, so in der Reformation, so in der Romantik. Die aus dem eigenen Wesen entwickelte Ordnung des deutschen Staats- und Rechtslebens, des deutschen Gesellschafts- und Wirtschaftsaufbaus, der deutschen Heeresorganisation hat sich vor allem den Völkerschaften des mitteleuropäischen Umkreises, aber auch vielen ferner liegenden Ländern und Völkern mitgeteilt, nicht zuletzt - und das wird fortwährend übersehen - auch den Bereichen des europäischen Westens. Selbst im 19. Jahrhundert, als die

Digitized by Google

deutsche Bourgeoisie sich völlig der westlichen Formenwelt verschrieben hatte, von der Hutform bis zur Staatsform, selbst während dieser Zeit hat das vorbildliche Genossenschaftswesen des deutschen Bauerntums und die vorbildliche preußisch-deutsche Heeresorganisation im französischen Westen Schule gemacht.

Als der in nationaler und sozialer Hinsicht kleindeutsche wilhelminische Staat in sich zusammensinkt, wird er neu aufgerichtet und zum großdeutschen Reich erweitert von dem südostdeutschen Arbeiter Adolf Hitler, in dem sich die gesamtnationale und gesamtsoziale Lebenseinheit aller Deutschen neu verkörpert. Hitler ist süddeutsche Inbrunst, preußisch gepanzert. Die von ihm geführte Bewegung ist leib- und geisthaftes Großdeutschtum, das süddeutsche Bewegkraft mit preußischer Ordnung verbindet. Im wesenhaften Nationalsozialismus wandelt sich die alte preußisch-österreichische Zwiefalt zu einer neuen gesamtdeutschen Einheit. Die großdeutsche Bewegung dieser Zeit ist der Einsatz aller deutschen Lebens- und Leistungskräfte, ist die Zusammenballung preußischer und österreichischer, gesamtnationaler und gesamtsozialer, politischer, soldatischer und wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Form- und Schöpferkraft.

Das großdeutsche Geschichtsbild kann nichts anderes als die Zusammenschau der gleichen deutschen Lebenseinheit und Leistungsallheit sein. Großdeutsche Geschichtslehre aber ist die Verlebendigung aller historischen Lebenskräfte der Nation. Es muß dahin kommen, daß das deutsche Volk sich alle seine Hochgestalten einverseelt; es muß dahin kommen, daß im preußischen Herzen auch dem Prinzen Eugen, im österreichischen Herzen auch dem großen Preußenkönig ein Denkmal errichtet ist; es muß dahin kommen, daß Maria Theresia auch für die Jugend an der Wasserkante und Königin Luise auch für die alpendeutsche Jugend zum Inbilde deutschen Frauentums wird. Das ganze Leben und Leiden, die ganze Liebe und Leidenschaft, die ganze Leistungs- und Leuchtkraft dieses Volkes muß wieder in uns aufbrennen, lichterloh.

Großdeutsche Geschichtskunde ist die totale Mobilmachung der deutschen Geschichte. Es ist uns Macht gegeben über die Toten. Wir können und werden sie mit der Kraft unseres Willens und Wissens auferwecken. Dann werden, wie in der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden, die auferstandenen Toten an der Seite der Lebenden kämpfen, und überall, wo das gegenwärtige Deutschland marschiert, marschiert das gewesene Deutschland mit. Dann ist das deutsche Volk als die Einheit aller Deutschen, die da waren, sind und sein werden, die machtvollste Wirklichkeit der Welt.

Digitized by Google

Ludendorffs Sturz und die Feinde des Reiches

Von

Hermann Löffler

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Jahr 1918 brachte die Entscheidung des Weltkrieges und bestimmte das Schicksal Deutschlands auf viele Jahre.

Die OHL hatte zu Beginn des Jahres den Entschluß zur entscheidenden Offensive im Westen gefaßt und suchte, in der „Großen Schlacht in Frankreich" und den drei darauffolgenden Offensiven die militärische Entscheidung zugunsten Deutschlands herbeizuführen. Der unsterbliche Angriffsgeist der deutschen Truppen rückte den Sieg im Westen und damit den Endsieg in greifbare Nähe, und die Entscheidung stand mehrmals auf des Messers Schneide. Aber das Ziel der OHL, die vollständige Niederwerfung England-Frankreichs vor der wirksamen Unterstützung durch amerikanische Truppen, wurde trotz aller Heldentaten auf deutscher Seite, trotz großer Verluste der Feinde an Toten und Gefangenen, trotz der Einbuße ungeheueren Kriegsmaterials auf der Feindseite nicht erreicht.

Nachdem der vierte deutsche Stoß, die Reims-Marne-Offensive (15.-17. Juli) durch Verrat gescheitert war, ging Marschall Foch zu wuchtigen Gegenangriffen über, dessen entscheidender der Panzereinbruch vom 8. August tief in die deutschen Stellungen war.

„Der 8. August", so schreibt Ludendorff in seinen „Kriegserinnerungen"[1]), „ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges, er stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest und nahm mir bei solcher Ersatzlage die Hoffnung, eine Aushilfe zu finden, welche die Lage wieder zu unseren Gunsten festigte. Ich gewann im Gegenteil die Überzeugung, daß die Maßnahmen der OHL, die ich bisher, soweit dies im Kriege möglich ist, auf sicherer Grundlage aufbauen konnte, dieser jetzt entbehrten. Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hasardspieles an, das ich immer für verderblich gehalten hatte. Das Schicksal des deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen". Damit war auf militärischem Gebiet das entscheidende Wort gesprochen.

Die Folge davon war die Forderung des OHL vom 29. September an die Reichsleitung, möglichst bald um Waffenstillstand und Frieden nachzusuchen.

Auf politischem Gebiet war schon länger, bestimmt seit Beginn des Jahres 1918, ein Niedergang der seelischen Widerstandskraft des deutschen Volkes festzustellen. Neben anderem hatte dies seinen hauptsächlichsten Grund in der zielbewußten Agitation der verschiedenen pazifistischen Gruppen und vor allem der sozialistischen Parteien. Immer gedrückter wurde hierdurch die Stimmung in der Heimat, und die Unzufriedenheit und Friedenssehnsucht nahm täglich stärker zu. „Friede um jeden Preis" war die Parole, die man allenthalben hören konnte.

Vor dem 8. August konnten an der Front ähnliche Verfalls- und Auflösungserscheinungen in größerem Ausmaße nicht festgestellt werden. Aber bei den engen

[1]) Erich Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914—1918, Berlin 1919, S. 551.

Digitized by Google

Beziehungen von Feldheer und Heimat blieb das Heer auf die Dauer davon nicht unberührt. Die Nachricht vom endgültigen Scheitern der deutschen Offensiven und das Bekanntwerden der ersten wirkungsvollen Niederlage des deutschen Heeres rief an der ganzen Westfront die größte Bestürzung hervor und lähmte entscheidend den gerade jetzt notwendigen Widerstandswillen. Seit diesem Zeitpunkt nahm die bisher nur in geringem Maße aufgetretene Drückebergerei ein erschreckendes Ausmaß an, die Fälle von Disziplinlosigkeit oder gar Widersetzlichkeit mehrten sich augenscheinlich und konnten trotz schwerer Strafen kaum noch verhindert werden.

Von den Bundesgenossen des Reiches war Hilfe weder in militärischer noch in politisch-wirtschaftlicher Hinsicht zu erwarten. Ja, man mußte von deutscher Seite diesen noch wesentliche Unterstützung angedeihen lassen, wollte man nicht täglich von der Nachricht ihres Zusammenbruchs überrascht werden.

Dies war die militärische und politische Lage, die die inneren Feinde des Reiches, die bislang immer noch die starke Hand der OHL gefürchtet hatten, erneut auf den Plan rief und sie in ihren schon lange gehegten Plänen bestärkte, nun zum letzten Schlag gegen das verhaßte kaiserliche Deutschland auszuholen.

Die Einführung des parlamentarischen Systems, wenige Wochen nach dem „dies ater" des deutschen Heeres, ist der erste große Erfolg der „neuen Ära" und das untrügliche Zeichen der beginnenden Auflösung. An die Spitze dieses ersten parlamentarischen und letzten kaiserlichen Kabinetts berief der Kaiser den Prinzen Max von Baden, einen willensschwachen und von verschwommenen demokratisch-pazifistisch-liberalen Gedanken angekränkelten Mann, der sich vollständig von den Mitgliedern seines Kabinetts und dessen unverantwortlichen Hintermännern leiten und lenken ließ.

Ludendorff und Prinz Max von Baden hatten vor der Ernennung des Prinzen zum Reichskanzler kaum in Verbindung miteinander gestanden. Wie aus den „Erinnerungen und Dokumenten" des Prinzen Max hervorgeht, hatte er den General am 19. Februar 1918 anläßlich seines Besuches im Großen Hauptquartier in Kreuznach zum ersten Male gesehen und seinen ersten Eindruck über Ludendorff folgendermaßen geschildert: „Er (Ludendorff) empfing mich zunächst vor Tisch in seinem Arzeitszimmer. Dort erklärte er mir an Hand der Karte die militärische Lage. Man atmete mit dem Feldherrn erleichtert auf über die Durchbrechung der militärischen Einkreisung, daß ihm nun nicht mehr jedes Unternehmen im Westen geknickt werden konnte durch plötzliche Notlagen an der Ostfront. Der Wagemut des Führers war zu spüren, der schließlich auch bereit ist, alles auf eine Karte zu setzen. Wohl leuchtete aus seinen Worten der Glaube an seinen guten Stern, wohl erschrak man über den Ausruf: Dann muß Deutschland eben zugrundegehen, mit dem der General die Frage beantwortete, was geschieht, wenn die Offensive mißlingt? Aber als Gesamteindruck blieb bei mir haften: Das Verantwortungsgefühl des Mannes ist ebenso groß wie seine Kühnheit. Mir war es recht, daß ich kurz vorher einem prominenten Österreicher scharf entgegengetreten war, der für die kommende Offensive Ludendorffs Ehrgeiz verantwortlich machen wollte. Auch heute ist es mir noch eine Gewißheit, daß der große Entschluß aus heroischen inneren Kämpfen herausgeboren war, ohne die geringste Trübung der Urteilskraft durch persönliche Motive. An jenem Tage in Kreuznach war das innere Erleben des Feldherrn noch zu spüren, gleichsam wie Menschen nach einer körperlichen

Digitized by Google

Anstrengung zittern, die über ihre Kraft gegangen ist. „Ich muß", das war weit mehr seine Stimmung als „ich will"...[2]).

In der Folgezeit bestanden kaum Berührungspunkte zwischen den beiden Männern. Eine starke Spannung aber trat sofort nach der Ernennung des Prinzen Max zum Reichskanzler ein. Der Prinz hielt Ludendorff für den Urheber des überstürzten Waffenstillstandsangebotes. Er glaubte es dem General nicht verzeihen zu können, daß er, der Kanzler, durch Ludendorff dazu gezwungen worden war, als erste Handlung seiner Kanzlerschaft das Waffenstillstandsangebot an Wilson herauszugeben. Er hielt dieses Angebot politisch für einen schweren Fehler und sträubte sich gegen dessen Absendung bis zuletzt. Er empfand es als persönliche Niederlage, den „Kampf", den er gegen das Waffenstillstandsangebot, d. i. nach seiner Ansicht gegen die OHL und besonders Ludendorff, geführt hatte, verloren zu haben[3]).

In den Wochen von der Absendung des Waffenstillstandsangebotes bis zum Sturze Ludendorffs verschlechterte sich das Verhältnis zwischen beiden Männern von Tag zu Tag, und der Prinz reihte sich in die Front derer ein, die den Sturz des Generals betrieben.

Geschickt wird schon in der Unterhaltung mit dem Kaiser, die am 6. Oktober am Krankenbett des Monarchen stattfand, vom Kanzler der Versuch unternommen, Wilhelm II. als Bundesgenossen und Vorspann gegen „widerspenstige" Militärs zu gewinnen, damit der Kanzler, durch die Autorität des Kaisers gedeckt, diese schneller aus ihren Ämtern entfernen könne. So verlangte Prinz Max bereits in dieser Unterhaltung die Beseitigung des Kriegsministers von Stein, der dem Prinzen und seinem Kabinett bei ihrer Arbeit auf dem Wege zur Demokratisierung ein Hemmschuh war. Einige Tage später hat der Kaiser in diese Forderung eingewilligt und den hervorragenden Soldaten auf Druck des Kabinetts hin entlassen. Prinz Max berichtet ferner, er habe von dieser Unterredung mit dem Kaiser den zuversichtlichen Eindruck mitgenommen, daß dieser „loyal mit der parlamentarischen Regierung zusammenarbeiten wollte"[4]).

Ironisch, wie der Lehrer von seinem Schüler, bemerkt der Prinz: „General Ludendorff hatte den gleichen Vorsatz"; dies habe ihm der Vertreter der OHL, Oberst von Haeften, in diesen Tagen immer aufs neue versichert. Und so hatte Prinz Max auch „keine Sorge mehr vor politischen Einmischungen des Generals"[5]). Daß diese Äußerung des Kanzlers nicht ehrlich gemeint sein konnte, werden wir sehen. Auch nagte noch ein anderer Zweifel an der Seele des prinzlichen Kanzlers: „Hat Ludendorff noch die nötige seelische Spannkraft, um in diesem Augenblick das Schicksal der deutschen Armee zu lenken?"[6]) Er verneint die von ihm aufgeworfene Frage, nicht aus sachlichen, sondern aus persönlichen Erwägungen heraus und vertritt die Ansicht, daß „bei den Entscheidungen der kommenden Wochen sein (Ludendorffs) militärisches Gutachten nicht mehr allein maßgebend sein"[7]) solle. Dies hätte in der Praxis die militärische Entmannung des Feldherrn bedeutet. Ludendorff konnte sie keinen Augen-

[2]) Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Dokumente, Stuttgart 1927, S. 235/36.
[3]) Ebenda S. 382.
[4]) Ebenda S. 378, auch S. 375.
[5]) Ebenda S. 379. — [6]) Ebenda S. 379/80. — [7]) Ebenda S. 379/80.

Digitized by Google

blick ertragen, wollte er sich nicht selbst aufgeben und das Vertrauen der Armee einbüßen. Wie wenig der Kanzler die Seele und das Wesen der OHL und besonders Ludendorffs verstand, geht aus seiner Äußerung hervor, daß sein Wunsch, neuen militärischen Rat einzuholen, sofort „ärgerlichen Protest"[8]) - schon an diesem Ausdruck erkennt man die innere Haltung des Kanzlers - auf Seiten der OHL hervorgerufen habe. Auf diesen Protest der OHL hin unterließ der Kanzler vorerst die Befragung anderer Heerführer. Er und sein Kabinett fühlten sich noch nicht stark genug, um den offenen Kampf mit dem General, - nichts anderes bedeutete nämlich die Heranziehung anderer Heerführer - aufzunehmen. Außerdem hatte sich Ludendorff, dessen Ankunft am 9. Oktober in Berlin erwartet wurde, bereit erklärt, „zu jeder militärischen Auskunft zur Verfügung zu stehen"[9]). Eindeutig geht aus dieser Feststellung des Prinzen hervor, daß Ludendorff gewillt war, mit der neuen Reichsleitung zusammenzuarbeiten. Aber diese Bereitwilligkeit hatte man auf Seiten des Kanzlers und seines Kabinetts nicht gewünscht; dort hätte man es lieber gesehen, wenn Ludendorff sich geweigert hätte, nach Berlin zu kommen. Dann hätte man in der Öffentlichkeit umso leichter alle Schuld auf Ludendorff laden und es vielleicht schon wagen können, gegen ihn vorzugehen. So mußte man der Öffentlichkeit wegen die Aussprache mit ihm abwarten und sah daher seiner Ankunft mit gemischten Gefühlen entgegen. Da kam unerwartet Hilfe von anderer Seite.

Am 7. Oktober, einen Tag vor dieser Reise Ludendorffs nach Berlin, seiner ersten nach dem Waffenstillstandsangebot, erschien in der „Vossischen Zeitung" der größtes Aufsehen erregende Artikel Walter Rathenaus: „Ein dunkler Tag". Hier wurde zum ersten Male unverblümt die Forderung erhoben: „Wer die Nerven verloren hat, muß ersetzt werden". Geschickt hatte der Jude das Stichwort gegeben, das man selbst nicht gefunden hatte und nach dem sich alle Gegner des Generals von nun an richteten. Wie ein roter Faden beherrscht in der Folgezeit die Auffassung vom „Zusammenbruch" Ludendorffs[10]) und seiner dadurch notwendig gewordenen Ersetzung das Denken des Kanzlers und seiner Freunde. Dem Juden, der in den ersten Jahren des Weltkrieges aus politischen Erwägungen ein Bewunderer des blonden Herrenmenschen Ludendorff gewesen war[11]), war es durch seinen Artikel gelungen, im Kampf gegen den General die Führung zu erlangen und den badischen Thronfolger und seinen liberal-pazifistischen, demokratisch-revolutionären Anhang zu Handlangern seiner Wünsche zu machen. Und der prinzliche Kanzler sah in dem Juden den Verbündeten, der mit ihm derselben Meinung sei, daß kein Waffenstillstand angeboten werden durfte. Die wirklichen Beweggründe, die Rathenau zum Schreiben dieses Artikels veranlaßten, durchschaute er nicht. In grenzenloser Verblendung und politischer Instinktlosigkeit bezeichnete er diesen mit meisterhafter jüdischer Doppelzüngigkeit verfaßten Artikel noch als „Herzensschrei eines großen Patrioten"[12]), und rührselig berichtet er, er habe „erst Jahre später von Freunden erfahren, daß Rathenau wie ein Kind geweint hat und seinen erfindungsreichen Geist zermarterte, ob er nichts tun könnte, um das Angebot (zum

[8]) Prinz Max von Baden, a. a. O. S. 379/80.

[9]) Ebenda S. 380. — [10]) Ebenda S. 379.

[11]) Walter Frank, Höre Israel. Maximilian Harden, Walter Rathenau und die moderne Judenfrage, Hamburg 1938, S. 97 und Anhang S. 223.

[12]) Prinz Max, a. a. O. S. 382.

Digitized by Google

Waffenstillstand, der Verfasser) aufzuhalten. Wäre er doch an jenem Tage zu mir gekommen! Ich hätte diesen Bundesgenossen brauchen können"[13]).

Rathenaus Artikel wurde aber nicht nur vom Kanzler und dem Kriegskabinett mit Freude begrüßt. Er wurde auch in der Öffentlichkeit als Alarmruf gegen Ludendorff empfunden. Mochte man den mißtrauenden Worten Rathenaus gegen Ludendorff Gehör schenken oder nicht, auf jeden Fall wurde der Erste Generalquartiermeister stärker als bisher in die Diskussion der Straße gezogen, und das „Für und Wider" seiner Person verschärfte die inneren Fronten. Der Jude hatte erreicht, was er wollte: Ludendorffs „Nervenzusammenbruch" war in „politischen" Kreisen das Tagesgespräch geworden.

Rathenau kam es mit seinem Artikel darauf an, Ludendorff zu treffen und seinen Sturz herbeizuführen. Klarer als alle anderen hatte er in Ludendorff das Bollwerk des Widerstandes erkannt. Seine in diesem Aufsatz propagierte „Levée en masse" und seine heroischen Worte gegen Wilson waren nichts anderes als ein geschicktes Ablenkungsmanöver für die Öffentlichkeit, denn niemals hatte dieser Meister der Verstellung selbst an eine „Levée en masse" geglaubt. Einer Frau Wagner aus Nordhausen, die ihn in einem Brief der Mitverantwortlichkeit am unglücklichen Ausgang des Krieges beschuldigt, schreibt er: „Mit Ihren 60 Jahren sollten Sie sich schämen, verleumderischen Lügen ungeprüft Glauben zu schenken. In meinen Schriften habe ich Jahr für Jahr vor dem drohenden Kriege gewarnt. Verschuldet haben ihn die Alldeutschen; diese sind es auch, denen wir den frevelhaften Unterseekrieg verdanken, der uns vernichtet hat. Hindenburg ist nicht unbesiegt, sondern hat am Nachmittag des 3. Oktober 1918 der Regierung erklärt, daß infolge der amerikanischen Übermacht der Krieg verloren sei"[14]).

Hier lüftet im Siegesgefühl der Jude einen Moment seine Maske und zeigt sein wahres Gesicht. Man kann wohl sagen, daß aus diesen Zeilen innerste Überzeugung Rathenaus spricht: Die Alldeutschen sind die Kriegsbrandstifter, der U-Bootkrieg ist ein frevelhaftes Unternehmen, und Hindenburg und Ludendorff sind die Verlierer des Krieges. Für diesen Großen aus dem Stamme Juda stand schon immer fest, daß Deutschland den Krieg nicht gewinnen könne und nicht gewinnen dürfe. So schrieb er am 16. Januar 1922: „Meine pessimistische Anschauung stand vor dem Kriegsbeginn fest; Zeugnis mein bekannter Artikel im „Berliner Tageblatt" vom 30. Juli 1914"[15]). Und die zur traurigen Berühmtheit gelangten Sätze aus der Schrift „Der Kaiser": „Nie wird der Augenblick kommen, wo der Kaiser als Sieger der Welt mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durch das Brandenburger Tor zieht. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren: Nein! Nicht einer der Großen, die in diesen Krieg ziehen, wird diesen Krieg überleben"[16]), konnten trotz aller Auslegungskunststücke Rathenaus ihres wahren Sinnes nicht entkleidet werden[17]). Man verstand sie in weitesten Kreisen so, wie sie gemeint waren.

---

[13]) Prinz Max, a. a. O. S. 382. — [14]) Rathenau-Nachlaß, Aufzeichnung vom 10. 2. 1919.
[15]) Ebenda, Aufzeichnung vom 16. 1. 1922.
[16]) Walter Rathenau, Der Kaiser, Berlin 1919, S. 28.
[17]) Brief an den Oberlehrer Samuel Spatz in Reutlingen, Württemberg vom 10. 2. 1922. Hier bemüht sich W. Rathenau mit echt jüdischer Rabbulistik, den wahren Inhalt der oben angeführten Äußerung zu verwässern und umzudeuten. Rathenau-Nachlaß.

Digitized by Google

Rathenau begnügte sich in seinem Kampf gegen Ludendorff nicht mit seinem „Alarmruf" in der „Vossischen Zeitung". In einem vom 9. Oktober 1918 datierten Brief an den an diesem Tag ernannten Kriegsminister Generalleutnant Scheüch, dessen eigenartige Rolle beim Zusammenbruch noch der restlosen Aufklärung bedarf[18]) wiederholt Rathenau seine Äußerung über den Nervenzusammenbruch Ludendorffs. - Es heißt da unter anderem: „Es ist nicht der Schatten einer Erklärung dafür zu geben, daß man auch bei völligem Nervenzusammenbruch die Form der Bitte um Waffenstillstand gewählt hat, statt einfach eine Interpretation der 14 Punkte zu verlangen"[19]).

Ja, in einem Brief an den Hauptmann W. Breucker in Berlin vom 15. Januar 1919 geht Rathenau sogar soweit, zu schreiben, Ludendorff sei auf Veranlassung eines kleinen Kreises von Herren, zu denen auch er gehörte, von einem seiner nahen Freunde aufgesucht worden (am 9. oder 10. Oktober), „um ihn über die Situation zu befragen." In dieser Unterhaltung soll Ludendorff erklärt haben, „daß er (Ende September) leidend gewesen, jedoch wieder völlig hergestellt sei..."[20]).

Außer Rathenau, der, wie wir gesehen haben, einen großen Einfluß auf den Prinzen, wenn auch nur indirekt, ausübte, und den sich der letzte Kanzler des kaiserlichen Deutschlands sehnsüchtig zum Bundesgenossen gewünscht hatte, waren noch weitere Ratgeber des Kanzlers Rassegenossen Rathenaus.

Vor allem ist hier der Hamburger Bankier Max Warburg zu nennen. Vergegenwärtigen wir uns die verwandtschaftlichen Beziehungen, die dieser besonders in den Vereinigten Staaten, die sich im Krieg mit uns befanden, besaß, so können wir uns ein Bild davon machen, wie dessen Ratgebertätigkeit beim Prinzen Max zu werten ist.

Max Warburg gehörte zur Geldd̈ynastie Warburg. Sein älterer Bruder Paul, der 1902 endgültig nach den Vereinigten Staaten übergesiedelt war, heiratete die Tochter des Juden Paul Loeb vom Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. in New York. Jakob Schiff, ein anderer Jude, heiratete ebenfalls eine Tochter Loebs und wurde so der Schwager Paul Warburgs. Der jüngere Bruder Max Warburgs, Felix, heiratete wieder Schiffs Tochter aus dessen erster Ehe. Wir sehen also eine ganze Judendynastie vor uns: Kuhn - Loeb - die Warburgs - Schiff. Max wurde als der deutsche Warburg bezeichnet. Als der Krieg ausbrach, fand für die Öffentlichkeit ein Bruch zwischen Paul und Max statt; Felix blieb mit Max bis 1917 in Verbindung. Nach dem Kriege erfolgte die große Aussöhnung. Paul und Max waren im Jahre 1919 in Paris als Regierungs-

[18]) Es sei hier nur an die Rede erinnert, die Scheüch am 26. Oktober in der letzten Sitzung des kaiserlichen Reichstages über die Bedeutung der verfassungsändernden Gesetze, soweit sie den Wechsel in der Kommandogewalt betrafen, gehalten hat. Scheüch vertritt hier die Ansicht, daß die neuen Gesetze „keine Gefährdung des festen Gefüges unseres Heeres verursachen können"... „Im besonderen wird das persönliche Verhältnis zwischen König und Offizier durch die Anträge nicht berührt. Die deutsche Mannestreue wird auch in Zukunft unerschüttert bestehen als eine der sichersten Stützen unseres Heerwesens." Beifall bei der Mehrheit meldet der Bericht. Verhandlungen des Reichstages, Bd. 314, S. 6304 u. Viktor Bredt, Der Deutsche Reichstag im Weltkrieg, Berlin 1926, S. 217.

[19]) Walter Rathenau, Politische Briefe, Dresden 1929, S. 188. Auch Prinz Max, a. a. O. S. 383/84. Fast in allen Briefen aus dieser Zeit wendet sich Rathenau gegen Ludendorff, ohne immer dessen Namen zu nennen. Vgl. die Briefe vom 19. 10. an Rittmeister Dr. v. Storz, an F. Bernhard vom 19. 10. und an Dr. E. Schubart vom 21. 10., ebenda 201/02.

[20]) W. Rathenau, Briefe. 2. Bd., Dresden 1926, S. 111, auch Prinz Max, a. a. O. S. 391.

Digitized by Google

vertreter, der eine für die Vereinigten Staaten, der andere für Deutschland. Durch Vermittlung Paul Warburgs konnte Max in Hamburg gut über den verlorenen Krieg hinwegkommen. Sein Vermögen gehörte jedenfalls nach dem Kriege zu den größten Deutschlands, und aus dem kleineren Hamburger Bankhaus war nach dem Kriege eine Weltbank geworden.

Dieser Max Warburg wurde vom Prinzen Max als Berater in wichtigen Fragen herangezogen oder erschien ungerufen als solcher. Besonders in der Frage, ob das Waffenstillstandsangebot abgesandt werden solle oder nicht, wurde dieser Jude „als einer der besten Kenner Amerikas" vom Prinzen „zu Hilfe" gerufen[21]). Warburg verstieg sich zu nationalen Tönen. Nachdem er dem Prinzen und Oberst von Haeften eine vollkommen falsche Charakteristik der Amerikaner gegeben hatte, sagte er zum Schluß seiner Aussprache: „Es kommt mir seltsam vor, daß ich als Zivilist den Militärs heute zurufen muß: Kämpfen Sie weiter. Ich weiß, daß mein einziger Sohn, der jetzt ausgebildet wird, in vier Wochen im Schützengraben ist; aber ich beschwöre Sie, machen Sie jetzt nicht Schluß"[22]). Auch in den kommenden Wochen wurde Warburg auf ausdrücklichen Wunsch des Prinzen bei wichtigen Entscheidungen „zu Rate" gezogen[23]).

Ein weiterer enger Mitarbeiter des Prinzen und Bekannter Max Warburgs war auch der Jude Kurt Hahn, der lange Zeit in England gelebt hatte und am 1. August 1914 nach Deutschland zurückgekehrt war. Er wurde Leiter des Englandreferates in der „Pressestelle der Zentralstelle für Auslandsdienst". Diese Zentralstelle für Auslandsdienst war dem Auswärtigen Amt angegliedert und unterstand zunächst dem Botschafter von Mumm, dann dem Geheimen Legationsrat von Radowitz. Die von Paul Rohrbach gegründete „Pressestelle" war weitgehend unabhängig von der Zentralstelle. Mit Rohrbachs Ausscheiden verlor die Pressestelle ihre Selbständigkeit. Hahn wurde von der Militärischen Stelle des Auswärtigen Amtes, die seit Sommer 1916 Oberstleutnant von Haeften leitete, angefordert und nach großen Schwierigkeiten übernommen. Vom Frühjahr 1917 bis Anfang Oktober 1918 hat Hahn hier gearbeitet und „ohne die geringste Beschränkung seiner Meinungsfreiheit seine Auffassung bei Oberstleutnant von Haeften vertreten dürfen"[24]). Prinz Max stand 1916 mit Haeften in dauernder Verbindung, entweder „direkt oder durch Hahn, der sein (Haeftens) politischer Mitarbeiter wurde"[25]). Hahn hat dabei weit über seinen Tätigkeitsbereich und auch vielfach über seine Amtsbefugnisse hinaus Prinz Max von allen wichtigen Dingen, die ihm zu Ohren kamen, in Kenntnis gesetzt und dadurch einen großen Einfluß auf den Prinzen ausgeübt. Als der Prinz Kanzler wurde, stieg Hahns Einfluß noch mehr und er wurde zu „allen entscheidenden Fragen gehört". Der Kanzler übernahm ihn auch offiziell in die Reichskanzlei und unterstellte ihn dort Legationsrat Simons. Ursprünglich hatte er sogar vorgehabt, Hahn in seine „unmittelbare Umgebung zu ziehen", aber diesen Plan fallen lassen, weil Hahn in der Nacht vom 4. auf 5. Oktober in „dramatischen Konflikt mit Solf und Haeften" gekommen war[26]). Im Innern stand Prinz Max, der geradezu abhängig von Hahn war, auf dessen Seite und entschloß sich deshalb, „ihn in Bereitschaft zu halten"[27]).

[21]) Prinz Max, a. a. O. S. 340. — [22]) Ebenda S. 344. — [23]) Ebenda S. 356, 360, 368, 505. [24]) Ebenda S. 29, 67/68. — [25]) Ebenda S. 80, 132, 134/35, 146, 201, 212, 232, 242, 247, 305 f., 340. — [26]) Ebenda S. 356, 359 f., 368, 375.

[27]) Prinz Max, a. a. O. S. 375. Hahn stand auch nach dem Zusammenbruch in freundschaftlichster Verbindung mit dem Prinzen. Er wurde auf dessen Veranlassung Leiter der Erziehungs-

Digitized by Google

So standen neben und hinter dem unsicheren Kanzler drei Juden: Walter Rathenau, Max Warburg und Kurt Hahn, von denen zwei seine unmittelbaren Ratgeber waren.

Der Angriff Rathenaus auf Ludendorff hatte dem Kriegskabinett und seinem Kanzler in ihrem Kampf gegen Ludendorff das Rückgrat gestärkt und für die kommende Zeit die entscheidende Parole gegeben.

Wenn auch der Prinz die mündliche Aussprache mit Ludendorff nicht mehr umgehen konnte und nach außen hin wenigstens abwarten mußte, was der Feldherr zu sagen hatte, so hatte er doch die vorgefaßte Meinung, daß Ludendorffs Ausführungen ihn ebensowenig wie sein Kabinett beruhigen konnten[28]). Mit anderen Worten: Ludendorff konnte vorbringen, was er wollte, er mußte auf Ablehnung stoßen, wollte man die „Mission", Deutschland in die Reihe der parlamentarisch regierten Staaten einzureihen, zu Ende führen. Denn das ging nur gegen Ludendorff.

Nach außenhin griff man Rathenaus Parole vom Nervenzusammenbruch Ludendorffs auf, die noch durch Äußerungen des Oberst Bauer vom gefährdeten Gesundheitszustand des Generals verstärkt wurde[29]), und versuchte, sich den Anschein zu geben, als ob man nur aus Besorgnis um das Vaterland es nicht mehr verantworten zu können glaube, einem Mann allein, der dazu noch Zeichen der Schwäche gegeben hatte, das Heer anzuvertrauen. Daß die Gerüchte über Ludendorffs schlechten Gesundheitszustand, die sich vermehrten, je näher der General Berlin kam, stark übertrieben waren, bezeugt uns der Prinz selbst in seinen Erinnerungen. Prinz Max berichtet hier, daß er Ludendorff kurz vor der Sitzung vom 9. Oktober, - dazu noch nach einer langen Fahrt - gesehen habe und dieser auf ihn nicht den Eindruck gemacht habe, „in seiner Gesundheit erschüttert zu sein"[30]).

Die Lüge vom Nervenzusammenbruch Ludendorffs, von Rathenau unter das Volk gebracht, wurde von einem schwächlichen und haltlosen Kanzler und seinem Kabinett trotzdem begierig als politische Waffe aufgegriffen, um den General zu Fall zu bringen.

Die Kabinettssitzung vom 9. Oktober und die folgenden zeigen fast dasselbe Bild: mochte Ludendorff im Kreuzverhör die Fragen der Kabinettsmitglieder und die ihm zugestellten Fragebogen auch noch so gut beantworten und jede befriedigende Auskunft erteilen, alles war vergebens. Der General sprach zu tauben Ohren. Man wollte eben nicht seine Ausführungen, sondern seinen Sturz.

So wurde am Schluß der Staatssekretärsitzung vom 16. Oktober dem Kanzler erneut „der lebhafte Wunsch entgegengebracht" ... „über die militärische Lage nicht nur das Gutachten Ludendorffs zu hören". Der Prinz hatte bereits dem Kaiser in diesem Sinne Vortrag gehalten. Noch am selben Tage erhielt er dessen zustimmenden Entscheid[31]).

Ludendorff, dem der Prinz am 17. Oktober diese Mitteilung machte, sah darin ein Mißtrauensvotum. Das wurde vom Prinzen bestritten. Der Kanzler erklärte ferner

anstalt in Schloß Salem am Bodensee, über die Prinz Max seine schützende Hand hielt. Auch war er an der Abfassung der prinzlichen „Erinnerungen und Dokumente" beteiligt. 1933 ist er dann nach England emigriert, um von dort erneut auf den Zusammenbruch Deutschlands hinzuarbeiten. — [28]) Ebenda S. 380. — [29]) Ebenda S. 380. — [30]) Ebenda S. 389.

[31]) Amtliche Urkunden zur Vorgeschichte des Waffenstillstandes 1918. 4. Auflage, Berlin 1928, Nr. 54. Prinz Max, a. a. O. S. 416.

Digitized by Google

dem Ersten Generalquartiermeister, daß die Befragung anderer Heerführer nicht nur vom Kaiser verlangt werde; dies sei vielmehr der allgemeine Wunsch der Bevölkerung. Ludendorff blieb bei seiner Meinung und drohte mit seinem und Hindenburgs Rücktritt. Daraufhin versammelte Prinz Max noch vor der großen Sitzung des 17. Oktober das Kriegskabinett, machte ihm Mitteilung von der ablehnenden Haltung des Generals und stellte die Frage, ob das Kabinett die Demission der Heerführer verantworten könnte. „Die Herren waren alle empört über die an uns gestellte Zumutung, in dieser Situation das Schicksal Deutschlands auf den richtigen Blick von zwei Augen zu stellen". Fast alle Staatssekretäre hatten nun etwas gegen Ludendorff vorzubringen. Solf berichtete, „wie der Abgeordnete Rießer (ein Jude, der Verf.) heute zu ungewöhnlich früher Stunde bei ihm erschienen sei und ihm gesagt habe: das Vertrauen der Nationalliberalen Partei zu dem General Ludendorff sei so erschüttert, daß sie erwarte, die Regierung werde sich bei ihren Entschlüssen nicht nur auf Ludendorff und Hindenburg stützen"[32]). Schon am 10. Oktober hatte sich die von zahlreichen Juden durchsetzte nationalliberale Reichstagsfraktion dem Treiben gegen Ludendorff angeschlossen.

Aber trotz dieser Anklagen wollte in dieser Sitzung kein Kabinettsmitglied dazu raten, die Demission der OHL hervorzurufen - aus Furcht vor der Verantwortung!

Graf Roedern meinte daraufhin, „ob es nicht denkbar sei, daß der Kaiser den Generalfeldmarschall bewege, das große Opfer zu bringen, auch ohne den General Ludendorff zu bleiben", was jedoch vom Prinzen als „sehr unwahrscheinlich" bezeichnet wurde, „weil Hindenburg sich zu sehr mit Ludendorff identifiziert habe. Ludendorff sei der, der die Entschlüsse fasse"[33]).

In der nun folgenden großen Kabinettssitzung vom 17. Oktober gab Ludendorff einen durchaus positiven Bericht über die militärische Lage. Vor allem unternahm er den Versuch, - er wußte noch nichts von den Beratungen des engeren Kabinetts - den Widerstandswillen des Kabinetts gegen die Forderungen Wilsons, die dieser in seiner zweiten Antwortnote angekündigt hatte, wachzurufen und die Mitglieder des Kabinetts für eine geschlossene Abwehr gegen dessen herausfordernde Ansprüche zu gewinnen.

Besonders wandte sich der General an den Vertreter der Mehrheitssozialisten, Scheidemann, da er glaubte, daß dieser und besonders Ebert in der Lage und auch gewillt wären, die in der Sozialdemokratie organisierten Massen über die wahren Absichten Wilsons aufzuklären[34]). Der General sollte sich bitter getäuscht haben. Wohl sollen sich Haußmann und Gröber bei Ludendorff bedankt haben, „daß er ihre Stimmung gehoben habe", wohl war auch Prinz Max erleichtert, „daß die Panik der ersten Oktobertage gewichen war"[35]), - aber irgend einen praktischen Erfolg hatten die Ausführungen Ludendorffs nicht hinterlassen.

[32]) Prinz Max, a. a. O. S. 417. Schon am 10. Oktober hatte der Führer der Nationalliberalen Stresemann, im Auftrag seiner Fraktion gefordert, daß, „ehe in der Schicksalsfrage, von der die Zukunft des Deutschen Reiches und deutschen Volkes abhängt, eine Entscheidung getroffen würde, die mündlichen und schriftlichen Gutachten der Heerführer und ihrer Generalstabschefs über die gegenwärtige militärische Lage beigeholt werden müßten". Weder er noch seine Partei konnten „Beruhigung" finden, als Prinz Max ihnen sagen ließ, Ludendorff hätte sich vor seiner Abreise aus dem Hauptquartier der Übereinstimmung mit Kuhl, Loßberg und Schulenburg vergewissert. Prinz Max, a. a. O. S. 395. — [33]) Amtliche Urkunden, Nr. 54, Prinz Max, a. a. O. S. 416. — [34]) Prinz Max, a. a. O. S. 430. — [35]) Ebenda S. 445.

Digitized by Google

Prinz Max war von dem Gutachten Ludendorffs nicht befriedigt und beruhigt, trotzdem der General ihm unter vier Augen auf seine konkreten Fragen die „klare" Antwort gegeben hatte, daß er (Ludendorff) „dem Abbruch der Beziehungen zu Wilson mit Ruhe entgegen sehe und glaube, daß wir den Krieg im nächsten Jahr unter besseren Bedingungen beenden würden als heute"[36]). Für den Prinzen Max war das „nicht der Rechenschaftsbericht des verantwortlichen Feldherrn vor der verantwortlichen Regierung, sondern Stimmungsmache"[37]). Prinz Max berichtet weiter, daß er „in dieser Sitzung das Vertrauen zum Menschen Ludendorff verloren habe". - „Er (Ludendorff) mußte der Situation ins Auge sehen, auch ohne jede Rücksicht auf das eigene Prestige. Nur eine heroische Ehrlichkeit konnte helfen." - „Aber der General Ludendorff hatte den Wunsch, andere Herrführer zu hören, als persönliche Beleidigung genommen und mit seiner und des Generalfeldmarschalls Demission gedroht"[38]).

„Ferner hat heute der General Ludendorff mit keiner Silbe das Waffenstillstandsangebot und seine katastrophalen Wirkungen in der Welt und in Deutschland erwähnt, dagegen die Waffenstillstandsbesprechungen in Berlin für die Ermutigung des Feindes und die Verschlechterung der Frontstimmung verantwortlich gemacht.

Die bösen Grundlagen der Situation steckten in seiner militärischen Auskunft, aber sie waren durch beruhigende und beschönigende Worte verkleidet: wurde im Vordersatz eine schlimme Tatsache zugegeben, so wurde im Nachsatz eine günstige Möglichkeit herangeholt, die vielfach nicht verläßlich war"[39]).

Daraus ergab sich für den Prinzen die Schlußfolgerung: Die Aktion mit Wilson muß weiterlaufen. - - - „Kommen aber entehrende Waffenstillstandsbedingungen, dann muß zur letzten Verteidigung gerufen werden. Das würde dann der Verzweiflungskampf sein. Eins aber war mir klar: Diesen Verzweiflungskampf durfte der General Ludendorff nicht leiten"[40]).

Aus diesen Feststellungen spricht das Mißtrauen des Kanzlers gegen den General.

Wenn auch die Staatssekretäre zum Schluß dieser Sitzung einstimmig erklärten, sich „im gegenwärtigen Augenblick mit dem Gutachten des Generals Ludendorff zu begnügen"[41]), so rührt das daher, daß sie sich immer noch zu schwach fühlten, die Verabschiedung des Generals zu erzwingen. Die Zeit war noch nicht reif für diesen Schritt.

Die Spannung zwischen Prinz Max und Ludendorff war aber bereits unüberbrückbar. Dies zeigte deutlich der Kampf um die Aufgabe des U-Bootkrieges in den Tagen zwischen dem 18. und 20. Oktober. Ludendorff hatte sich in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober die Ansicht der Marineleitung zu eigen gemacht und war gegen die Aufgabe des U-Bootkrieges. Dieser soldatische Entschluß ließ dem Kanzler die „Vermutung" aufsteigen, „daß es dem General Ludendorff weniger darauf ankam, unseren (d. h. des Kriegskabinetts, der Verf.) Entschluß zu ändern, als gegen ihn zu demonstrieren"[42]).

Ludendorffs Eintreten für die Weiterführung des U-Bootkrieges wurde damit vom Prinzen indirekt als Demonstration, besser noch gesagt, als Sabotage der Verhandlungen mit Wilson hingestellt. Herr Ebert, an den sich ja der General in seinen

[36]) Prinz Max, a. a. O. S. 445. — [37]) Ebenda S. 448. — [38]) Ebenda S. 446, auch S. 504. — [39]) Ebenda S. 447. — [40]) Ebenda S. 446. — [41]) Ebenda S. 451. — [42]) Ebenda S. 462 f.

Digitized by Google

Ausführungen am 17. Oktober besonders gewandt hatte, erklärte bereits in einer Sitzung des Interfraktionellen Ausschusses vom 18. Oktober, daß „das Volk auf Ludendorff als den Schuldigen deute"[43]). Ebert wollte damit wohl sagen, daß Ludendorff für eine Verlängerung des Krieges verantwortlich sei.

So waren der Kanzler und sein sozialdemokratischer Bundesgenosse auch in dieser Anklage des Generals einig.

Am 24. Oktober sollte die Spannung ihren Höhepunkt erreichen und der Entscheidung zudrängen.

Am Nachmittag dieses Tages hatte der Prinz durch Oberst von Haeften von der Absicht der OHL, nach Berlin zu fahren, Kenntnis erhalten. Er „forderte den Aufschub der Reise, überzeugt, daß der Eindruck unter allen Umständen vermieden werden müsse, als stände die Regierung bei ihren Entschlüssen noch unter dem Druck des Generals Ludendorff - gerade weil wir (d. h. das Kriegskabinett, der Verf.) unserer Antwortnote (auf die dritte Note Wilsons) eine würdige Fassung geben wollten"[44]). Sachlich hatte der Prinz kaum etwas Stichhaltiges gegen die Reise der beiden Generale hervorzubringen, aber aus seiner Selbstüberheblichkeit heraus, gepaart mit innerer Unsicherheit und Schwäche, wollte er unter allen Umständen bei Wilson und der Entente den Eindruck vermeiden, als hätte Ludendorff bei politischen Entscheidungen noch etwas mitzubestimmen. Wilson sollte auch weiterhin den Eindruck bekommen, daß sich in Deutschland wirklich grundlegende Wandlungen vollzogen hätten, wie sie der Präsident verlangt hatte. Außerdem spielte beim Kanzler stark ein innerpolitischer Grund mit: Auch seinen politischen Anhängern, besonders der Sozialdemokratie gegenüber, wollte er den starken Mann spielen und ihnen zeigen, daß er nicht gewillt war, sich durch irgendjemanden, vor allem nicht den einstigen „Diktator" Ludendorff, von seiner politischen Linie abbringen zu lassen.

Ferner wußte der Prinz, daß er in der Frage der Beseitigung Ludendorffs neuerdings alle Regierungsmitglieder auf seiner Seite hatte. Das kam ganz deutlich in der Nachtsitzung des Kabinetts vom 24. auf 25. Oktober zum Ausdruck, in der die Staatssekretäre erneut die Auffassung vertraten, daß das Gutachten des Generals Ludendorff zur Beurteilung der Kriegslage allein nicht mehr genüge, da der General „Zeichen innerer Unsicherheit gegeben habe"[45]). Alle Anwesenden waren sich diesmal darüber einig, „alsbald andere Heerführer zu hören"[46]). Ferner wurde von den Staatssekretären darüber „diskutiert", - einen besseren Ausdruck konnte der Prinz in seinen Erinnerungen nicht über das nutzlose Gerede dieser Herren gebrauchen -, „ob der General Ludendorff in seiner Stellung verbleiben könne. Es fiel das Wort: der geschlagene Feldherr solle zurücktreten"[47]).

Trotz dieses innersten Wunsches scheuten sich die politisch Verantwortlichen auch noch in dieser Nachtsitzung, von Seiten des Kabinetts die Initiative zu ergreifen. Man wollte die „Dinge sich entwickeln lassen", wie es der Kanzler wieder reichlich unklar ausdrückt und erwartete die Lösung der Ludendorff-Krise von der Berufung anderer Heerführer[48]). So drückte man sich selbst um die Entscheidung herum und erwartete von dem Urteil der anderen Heerführer eine Stärkung der eigenen Auffassung. Man argumentierte so: sprachen sich die neuhinzugezogenen Armeeführer für

[43]) Prinz Max, a. a. O. S. 468. — [44]) Ebenda S. 498. — [45]) Ebenda S. 499. — [46]) Ebenda S. 499. — [47]) Ebenda S. 500. — [48]) Ebenda S. 500.

Digitized by Google

die Auffassung des Kriegskabinetts aus, dann konnte man, durch diese Ansicht gedeckt, den Schlag gegen Ludendorff wagen und seine Beseitigung vom Kaiser verlangen. Man war dann auch nicht mehr allein für die Entlassung des Generals verantwortlich, sondern konnte ebenso jene Armeeführer damit belasten, da sie durch ihre Aussagen das Kabinett in seiner Haltung bestärkt hatten[49]).

Eine Wendung zur Lösung und Beschleunigung der Krise trat ein, als der Kanzler am 25. Oktober früh erfuhr, daß Hindenburg und Ludendorff am Abend des 24. Oktober, trotz seiner ausdrücklichen Aufforderung, im Großen Hauptquartier zu bleiben, nach Berlin abgereist waren. Nun stand für den Prinzen der Entschluß fest: „Diese Reise durfte nur mit der Entlassung des Generals Ludendorff enden"[50]). Hier legt man sich die Frage vor, warum der Prinz Max nur die Entlassung Ludendorffs und nicht auch die Hindenburgs verlangte. Hatte Ludendorff eigenmächtig gehandelt, dann der Feldmarschall mindestens ebenso. Aber die Forderung des Kanzlers zeigte eben ganz deutlich, daß er in Ludendorff den entschiedenen Gegner des Kriegskabinetts und seiner schwankenden Politik sah, während er den Feldmarschall für weniger gefährlich hielt. Um sich seinen Gegnern gegenüber zu entlasten, berichtet dann der „demokratische" Prinz, daß er gedrängt worden sei, auch den Rücktritt des Generalfeldmarschalls nicht nur als unvermeidlich, sondern als erstrebenswert anzusehen, um womöglich Hindenburg durch Gallwitz zu ersetzen"[51]), ... daß er aber in seinem Brief an den Kaiser, der diesem am 25. Oktober um Mitternacht durch den Chef des Zivilkabinetts, Herrn von Delbrück, überbracht wurde, darum gebeten habe, alles zu veranlassen, „um den Feldmarschall zum Bleiben zu bewegen und dadurch der Armee und dem Volke Beunruhigung zu ersparen"[52]), während er in demselben Schreiben den Rücktritt des Generals Ludendorff forderte und die Drohung daran anknüpfte, daß er „widrigenfalls (seine) Entlassung einreichen würde"[53]). - So setzte der fürstliche Reichskanzler, die Stunde günstig ausnützend, seinen kaiserlichen Herrn unter Druck. Er konnte annehmen, daß Wilhelm II. in dieser überaus gespannten Lage es auf keine neue Kanzlerkrise ankommen lassen wollte und konnte und daß er wahrscheinlich, wenn auch schweren Herzens, den General verabschieden würde. Als Anlaß benutzte der Prinz die Reise Ludendorffs und Hindenburgs nach Berlin, die gegen seinen Willen erfolgte. Der wahre Grund war wohl die Überlegung des Reichskanzlers, daß die innere und äußere Lage, so wie er sie sich wünschte, durch die Entlassung Ludendorffs erleichtert würde. Als zweiten Grund, der seiner Forderung an den Kaiser mehr Gewicht verleihen sollte, hat Prinz Max eine weitere Kompetenzüberschreitung des Feldherrn angegeben. Kurz vor seiner Abreise hatte Ludendorff einen Erlaß[54]) an die Armee unterzeichnet, der von Hindenburg bereits unterzeichnet und vom Major im Generalstab Kröger entworfen worden war. Diese an die Armee ergangene Kundgebung forderte die Truppen auf, „den Kampf mit äußersten Kräften fortzusetzen", da „die (dritte) Waffenstillstands-

[49]) Die Generale Mudra und Gallwitz wurden am 28. 10. vom Kriegskabinett gehört. Ihre Ausführungen deckten sich weitgehend und besonders in allen entscheidenden Fragen mit den früheren Ludendorffs; ein weiterer Beweis dafür, daß es um die Person Ludendorffs gegangen war. — [50]) Prinz Max, a. a. O. S. 500. — [51]) Ebenda S. 500. — [52]) Ebenda S. 500.

[53]) Ebenda S. 500.

[54]) Amtliche Urkunden, Nr. 76b, S. 196; Ludendorff, a. a. O. S. 614/15; Prinz Max, a. a. O. S. 500/01. Alfred Niemann, Kaiser und Revolution, Berlin 1921, S. 115.

Digitized by Google

note Wilsons die militärische Kapitulation Deutschlands forderte und den Einfluß auf seine innere Gestaltung zur Voraussetzung habe"[55]). Ludendorff, der die schwächliche Politik des Kriegskabinetts kannte, wurde stutzig, als er hörte, daß dieser Befehl mit den Anschauungen des Kabinetts übereinstimmen sollte. Er ließ sich aber auch freudig davon überzeugen, daß dies der Fall sei. So unterschrieb er den Erlaß im guten Glauben, eines Sinnes mit der Regierung zu sein. Er „war wieder einmal hoffnungsfreudig"[56]), da er nach den Ausführungen des vortragenden Majors wohl annehmen konnte, daß sich die Regierung in letzter Minute doch noch zu einer entschlossenen Kundgebung, die den im Großen Hauptquartier herrschenden Auffassungen entsprach, bekannt hätte.

Aber Ludendorff sollte sich bitter getäuscht haben. Die Reichsleitung teilte nicht die Ansicht der OHL. Die vermeintliche Übereinstimmung zwischen beiden über den Erlaß war durch verschiedene, auch heute noch nicht vollständig geklärte Umstände zustandegekommen[57]). Das Bekanntwerden des Erlasses wurde vom Reichskanzler geschickt ausgenutzt, um alle Schuld auf Ludendorff, den der Prinz für den Urheber hielt und der doch nur der letzte Unterzeichner war, abzuwälzen und erneut Stimmung gegen ihn allein zu machen. Der schwächliche Erbe Bismarcks geht in seinen „Erinnerungen und Dokumenten" für seine Person allerdings um diesen Armeebefehl herum, läßt jedoch das Kriegskabinett, das ihm im Kampf gegen Ludendorff bedingungslos folgte, sich über diese neue „Kompetenzüberschreitung des Generals Ludendorff" entrüsten[58]). Er brandmarkt dann später das Vorgehen „in jedem Fall als unzulässige Einmischung" der OHL in die Aufgaben der Regierung, dazu noch in einem Augenblick, „da für die Regierung alles darauf ankam, ihre Unabhängigkeit von militärischen Einflüssen zu sichern und zu beweisen"[59]). Dem Kaiser gegenüber konnte der badische Thronfolger den General Ludendorff jetzt - ganz offen - als Saboteur seiner Friedenspolitik hinstellen und diesen wissen lassen, daß er sein Verbleiben im Amt von der Entlassung des Generals abhängig mache.

In diesem konzentrischen Kesseltreiben gegen Ludendorff ist ein Dokument sehr aufschlußreich, das m. E. bisher zu wenig berücksichtigt wurde[60]). Am 25. Oktober mittags telefonierte der Vertreter des Auswärtigen Amtes im Großen Hauptquartier, der Legationsrat Freiherr von Lersner, an den Gesandten von Haniel im Auswärtigen Amt. Herr von Lersner, dessen Aufgabe es sein sollte, Verbindungs- und Vertrauensmann zwischen OHL und Auswärtigem Amt zu sein, teilt in diesem Telefonat seiner vorgesetzten Dienststelle nach der Abreise Hindenburgs und Ludendorffs aus Spa nach Berlin mit, daß die OHL sehr „wild" sei und „auf einer Ablehnung des Wilsonschen Waffenstillstandes" bestehe. Lersner scheint sich hier über die „wild"gewordenen Generale der OHL geradezu lustig machen zu wollen, in Wahrheit also über die Empörung, die in den Kreisen der OHL gegen die maßlosen Forderungen Wilsons in seiner dritten Note herrschte und wohl auch über die Haltung des Kriegskabinetts.

Aber es sollte noch besser kommen: Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen im Großen Hauptquartier und seiner über die gegenwärtige militärische Lage gemachten

[55]) Amtliche Urkunden, S. 196. — [56]) Ludendorff, a. a. O. S. 615.
[57]) Man vgl. den Bericht des Oberst von Haeften, den Prinz Max seinem Buche beigefügt hat.
[58]) Prinz Max, a. a. O. S. 500. — [59]) Ebenda S. 501.
[60]) Amtliche Urkunden, Nr. 79, S. 201.

Digitized by Google

Beobachtungen und eingegangenen Informationen warnt er auf das dringendste (im Original zweimal unterstrichen), etwaigen Versprechungen der OHL Glauben zu schenken und uns in der einmal eingeschlagenen Friedenspolitik auch nur im geringsten beirren zu lassen. Lersner stellt hier die beiden Generale als Lügner und Schwätzer hin - denn was heißt es anders, wenn man vor etwaigen Versprechungen eines Menschen warnt -, beruft sich dabei auf langjährige Erfahrungen, was doch auch nichts anderes bedeuten soll, als daß die OHL schon früher viel versprochen und nichts gehalten hat. Auch hier liest man zwischen den Zeilen eine Warnung vor etwaigen Aussagen des Generals Ludendorff, der erneut darauf hinweisen könnte, daß die Front den Winter über standhalte. Auf eine Frage des Gesandten Haniel, wie ein Wechsel in der OHL auf die Front wirken würde, erwiderte Herr von Lersner, daß „bei einem Teil der Armee dies vielleicht ungünstig, bei dem größten Teil aber günstig (im Original zweimal unterstrichen) wirken würde, da man das Vertrauen in die gegenwärtige OHL verloren habe"[61]). Lersner meldete so über die OHL eigentlich nur das nach Berlin, was man dort hören wollte und im Kampf gegen sie brauchte, nämlich ein Versagen der OHL. und eine Gegnerschaft in weiten Kreisen der Armee gegen sie.

Liest man diese doch „amtliche" Mitteilung des Barons von Lersner aufmerksam durch, so wird man den Eindruck nicht los, daß es sich hier um bestellte Arbeit von Seiten des Prinzen Max und seiner Hintermänner handelt; denn auch Herr von Lersner[62]) - der jüdischer Abstammung war - wird wohl davon gewußt haben, daß Prinz Max ein erbitterter Gegner Ludendorffs war und versucht hatte, die Reise der beiden Generale nach Berlin zu hintertreiben[63]). Es ist auch bestimmt anzunehmen, auch wenn keine Mitteilung darüber vorliegt, daß der Prinz diese Nachricht von Lersners, die am Nachmittag des 25. Oktober im Auswärtigen Amt aufgezeichnet wurde, sofort an sein Krankenbett übermittelt bekam und sie für seinen schon mehrmals erwähnten „Drohbrief" an den Kaiser, der spät abends verfaßt wurde, verwenden konnte.

Auch dem Vizekanzler von Payer wird entweder das Auswärtige Amt oder Prinz Max davon Kenntnis gegeben haben, damit dieser für seine Unterredung mit den Vertretern der OHL. und Marineleitung, die am 25. Oktober, abends um 9 Uhr, stattfand, daraus Nutzen ziehen konnte. Der Verlauf der weiter unten besprochenen Aussprache zeigte, daß von Payer von der Mitteilung Lersners Kenntnis gehabt haben muß - und obendrein noch von Prinz Max genauestens über seine Taktik den Generalen gegenüber instruiert worden war; denn „sein Verhalten (in

---

[61]) Ebenda. Schon am 18. 10. schreibt Kronprinz Rupprecht an den Prinzen Max, daß Ludendorff „nicht den ganzen Ernst der Lage erkenne". Max folgert daraus, „daß der General Ludendorff auch nicht die Stimmung der Armee hinter sich habe, wenn er dem Abbruch der Verhandlungen mit Ruhe entgegensah". Prinz Max, a. a. O. S. 465. Kronprinz Rupprecht gehörte auch zu den erklärten Gegnern Ludendorffs.

[62]) Der Vater des Freiherrn Kurt von Lersner, Alfons Heinrich Eduard Achilles Freiherr von Lersner, war mit der Halbjüdin Emmy Karoline Philippine Henriette Jacobson aus Charlottenthal in Mecklenburg-Schwerin verheiratet.

[63]) Es wird hier auch auf das Telegramm verwiesen, daß Herr von Lersner am 26. 10. an den Staatssekretär von Hintze schickte und das ebenso deutlich wie das obige zeigt, wie dieser Vertreter des Auswärtigen Amtes gegen die OHL. arbeitete.

Digitized by Google

dieser Aussprache) war ablehnend, ganz anders wie bei sonstigen Zusammenkünften"[64]). Die wochenlange Agitation gegen Ludendorff trug auch bei diesem Parlamentarier ihre Früchte.

Die beiden Heerführer waren am Nachmittag des 25. Oktober von Spa kommend in Berlin gegen den ausdrücklichen Willen des Reichskanzlers eingetroffen. Sie fuhren sofort zum militärischen Vortrag zum Schloß Bellevue, wo sie der Kaiser in Anwesenheit des neuernannten Chefs des Zivilkabinetts, des Herrn von Delbrück, wohlwollend empfing. Ludendorff verlangte vom Kaiser den sofortigen Abbruch der entwürdigenden Waffenstillstandsverhandlungen mit Wilson. Der Kaiser fällte keine Entscheidung, sondern verwies ihn und Hindenburg mit ihren Forderungen an den Reichskanzler, da er auf Grund der neuen verfassungsändernden Gesetze, die am nächsten Tage durch den Reichstag verabschiedet wurden[65]), politisch so gut wie ausgeschaltet war und sich wohl auch innerlich an die neuen Gesetze gebunden fühlte. Auch kam hinzu, daß der Kaiser durch die Erschütterungen der letzten Zeit jetzt noch weniger als früher die innere Kraft besaß, eine Entscheidung von so großer politischer Tragweite, wie sie die Generale der OHL von ihm verlangten, zu treffen, ohne seine verfassungsmäßigen Berater zu Rate zu ziehen.

Der Kanzler, der in diesen entscheidenden Stunden an einer schweren Grippe erkrankt, das Bett hüten mußte, ließ Hindenburg und Ludendorff mitteilen, daß sie sein Vertreter, der Vizekanzler v. Payer, zur Aussprache empfangen würde. Am Abend des 25. Oktober fand um die festgesetzte Zeit in der Dienstwohnung v. Payers die dramatische Besprechung statt, die deutlich die Situation, in der sich Deutschland schon befand, beleuchtete.

Außer Payer waren anwesend: Hindenburg, Ludendorff, Admiral Scheer, Admiral von Levetzow, sowie der preußische Kriegsminister Scheüch. Die Männer des Heeres und der Marine, allen voran Ludendorff, hatten in eindringlichen Worten dem Vizekanzler als Vertreter der Regierung klar zu machen versucht, daß Wilsons Forderungen in seiner letzten Note mit der Ehre des deutschen Volkes unvereinbar seien, der Kapitulation von Armee und Marine gleichkämen und den Zusammenbruch Deutschlands endgültig besiegelten. Aber alle Darlegungen Ludendorffs, so eindringlich und überzeugend sie auch gewesen waren, trotzdem Hindenburg und Scheer ihm nachhaltig und bestimmt beipflichteten, fielen bei Payer auf unfruchtbaren Boden und verhallten wirkungslos. Immer wieder suchte Ludendorff diesem „süddeutschen Demokraten"[66]) – als den sich Payer selbst gern bezeichnete – klar zu machen, daß „die Westfront den

[64]) Ludendorff, a. a. O. S. 613.

[65]) Verhandlungen des Reichstags, Bd. 314, S. 6297 ff.

[66]) Friedrich von Payer, Von Bethmann-Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder. Frankfurt a. Main 1923, S. 10.

[67]) Alfred Niemann, Revolution von oben — Umsturz von unten. Berlin 1927, S. 411.

[68]) von Payer, a. a. O. S. 144, vgl. auch die Schilderung der gesamten Vorgänge und der Unterredung, ebenda S. 140—144, Prinz Max, a. a. O. S. 564. Hier berichtet Prinz Max von der Mitteilung von Payers über die Unterredung an ihn. Vgl. auch die angebliche Aufzeichnung Ludendorffs vom 31. 10. im Werk des Untersuchungsausschusses II, S. 361 ff., die besonders von Schwertfeger angegeben wird. In „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" vom 5. 11. 1937, S. 578/79, wendet sich Ludendorff gegen eine solche Denkschrift. Er schreibt darüber: „Ich habe mich an das Auswärtige Amt gewandt, wo sie sein soll, und um Urschrift derselben gebeten.

Digitized by Google

Winter über halten werde"[67]), ... „daß die soldatische und nationale Ehre es jetzt gebieterisch von uns erfordere, die maßlosen Bedingungen Wilsons zurückzuweisen"[68]). Alles war umsonst! Herr Payer ließ sich von den Ausführungen der Militärs nicht überzeugen, ja, er stand ihnen von vornherein ablehnend und vollkommen fremd gegenüber. Der Vizekanzler erklärte den Anwesenden, die Volksvertreter vertrauten nicht mehr der OHL und verlangten, daß noch andere Heerführer durch das Kriegskabinett über die Lage an der Westfront gehört würden, „was von Ludendorff, der erklärte, über die Ansichten derselben informiert zu sein, sehr entschieden, von Hindenburg gleichfalls, wenn auch weniger schroff, abgelehnt wurde"[69]). Die Besprechung verlief ergebnislos, ja, sie mußte ergebnislos verlaufen; denn zwei Weltanschauungen standen sich hier gegenüber: In Ludendorff verkörperte sich beste deutsche Offizierstradition, die altpreußische Pflichtauffassung, alles und auch das Letzte für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen, mochte es auch schwächlichen und abwägenden Politikern zu gewagt erscheinen, in Payer die Welt des Liberalismus mit ihren verschwommenen pazifistisch-völkerbeglückenden Hoffnungen, die in Wilson den alleinigen Retter der gemarterten Welt sah. Dazu kam noch eine greisenhafte Aberheblichkeit, gepaart mit dünkelhaftem Besserwissen-Wollen. Als Ludendorff von Soldatenehre spricht, fällt ihm v. Payer ins Wort: „Ich kenne keine Soldatenehre"; darauf antwortete ihm Ludendorff: „Dann werfe ich Ihnen und Ihren Kollegen die ganze Schmach des Vaterlandes ins Gesicht, und ich warne Sie, wenn Sie es jetzt so gehen lassen, dann werden Sie in wenigen Wochen den Bolschewismus im Lande haben. Dann denken Sie an mich!" - Aberlegen lächelnd lehnte v. Payer mit dem Bemerken ab, die Dinge verstände er besser als Ludendorff[70]). Darauf erhoben sich die Vertreter der Wehrmacht, und Ludendorff verließ, gefolgt vom Generalfeldmarschall und den anderen Herren, das Zimmer mit den Worten: „Dann hat es keinen Zweck, mit Ihnen, Herr v. Payer, weiter zu reden, wir beide, Sie und ich, wir verstehen uns nicht, wir werden uns niemals verstehen, uns trennen Welten"[71]).

Die Unterredung, die ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, verlief für die Vertreter der OHL und Marineleitung rein negativ. Stur und ablehnend hatte sich der Sprecher des Kriegskabinetts den Vorschlägen des Militärs, Deutschland zum letzten Widerstand aufzurufen, verschlossen, nur sekundiert vom preußischen Kriegsminister Scheüch, dessen Haltung auch hier sehr undurchsichtig, bestimmt aber vollkommen „unpreußisch" war[72]).

Im Flur erwarteten den Ersten Generalquartiermeister der General von Winterfeldt und Oberst Haeften. In tief innerer Erregung konnte Ludendorff zu diesen nur sagen: „Es ist nichts mehr zu hoffen, Deutschland ist verloren"[73]). Ludendorff hatte aus dem ablehnenden Verhalten v. Payers, gerade ihm gegenüber, den bestimmten

---

Sie ist nicht vorhanden. Es scheint sich hier um ein eigenartiges Machwerk zu handeln, vielleicht sind es Aufzeichnungen, die Legationsrat Simons, der spätere Minister des Auswärtigen und Präsident des Reichsgerichts, über eine Unterhaltung gemacht hat, die ich Ende Oktober 1918 mit ihm hatte, als er mir das Protokoll der Sitzung aushändigte. Für das, was er geschrieben hat, trage ich keine Verantwortung."

[69])—[71]) Niemann, Revolution von oben, Anhang: „Beitrag zur geschichtlichen Darstellung des Zusammenbruchs im Jahre 1918" von Konteradmiral a. D. Magnus von Levetzow. S. 411. — [72]) von Payer, a. a. O. S. 114; Ludendorff, a. a. O. S. 613.

[73]) Ludendorff, a. a. O. S. 616.

Digitized by Google

Eindruck gewonnen, daß das Kriegskabinett den Entschluß gefaßt hatte, ihn zum Rücktritt zu veranlassen. So schrieb er am frühen Morgen des 26. Oktober, noch ganz unter den erschütternden Eindrücken des vergangenen Abends stehend, sein Abschiedsgesuch. Er begründete es damit, daß er aus der Besprechung mit dem Vizekanzler v. Payer am gestrigen Abend die Überzeugung gewonnen habe, die Regierung werde sich zu einer Tat nicht mehr aufraffen. Der Kaiser, das Vaterland und die Armee kämen dadurch in eine unhaltbare Lage. Da er ferner als Kriegsverlängerer gelte, wäre sein Abgang für die Stellung der Regierung Wilson gegenüber vielleicht eine Erleichterung für Deutschland. Darum bitte er Seine Majestät, ihn in Gnaden zu entlassen[74]).

Der Feldmarschall, der an diesem schicksalsschweren Tag (26. Oktober), gegen 9 Uhr, seinen Ersten Generalquartiermeister wie gewöhnlich aufsuchte, sah das Abschiedsgesuch, dessen Form seine Aufmerksamkeit erregte. In eindringlichen Worten bat der Feldmarschall den General, es nicht abzuschicken und auf seinem Posten zu bleiben. Er stellte Ludendorff vor, daß er jetzt unmöglich den Kaiser und das Heer verlassen könne. Dies wirkte bei Ludendorff, und dieser Mann der harten Pflichterfüllung willigte nach längerem inneren Kampfe ein, da er die Überzeugung gewann, daß er seine Stellung behalten müsse. Er schlug darauf dem Feldmarschall vor, nochmals zu versuchen, den Kanzler zu sprechen und ihn für die Ansicht der OHL umzustimmen. Der Kanzler empfing die Generale wieder nicht, da er immer noch krank war. Stutzig macht nur, daß der Prinz an diesem Morgen den Besuch von Payers hatte, der ihn über den Verlauf der Besprechung mit den Militärs unterrichtete. Dabei waren noch Solf und v. Roedern am Bett des Kanzlers anwesend. Die Ansicht ist wohl begründet, daß der Prinz ein persönliches Zusammentreffen mit den Generalen der OHL, besonders aber mit Ludendorff, vermeiden wollte; denn ebenso gut wie er diese drei Herren empfangen hatte, konnte er auch Hindenburg und Ludendorff empfangen. Seine Abneigung und die vorgefaßte Meinung gegen den General waren aber so tief eingewurzelt, daß sie ihm über die Aussprache mit der OHL und damit eine Klarstellung der militärischen und politischen Lage gingen.

So hatte er auch den Vertreter der OHL, v. Haeften, über seinen letzten Schritt, den Brief an den Kaiser, „absichtlich nicht instruiert, um ihm Gewissenskonflikte zu ersparen"[75]). Erst als dieser am anderen Morgen ins Adjudantenzimmer des Prinzen gekommen war, hörte er - allerdings von anderer Seite - von dem in der Nacht durch den Prinzen unternommenen Schritt[76]) und eilte nun zu Ludendorff, „um ihn zu warnen"[77]). - Die beiden Generale warteten gerade auf die Antwort des Prinzen Max, den sie zum zweiten Male um die oben erwähnte Aussprache gebeten hatten, als plötzlich v. Haeften erschien und ihnen mitteilte, die Regierung habe beim Kaiser die Verabschiedung Ludendorffs durchgesetzt. „Als äußerer Anlaß würde der bekannte Armeebefehl vorgeschützt werden"[78]). Etwas ironisch bemerkt der Kanzler in seinen Erinnerungen, „daß der General Ludendorff am 26. Oktober früh nicht unvorbereitet zum Kaiser gegangen sei"[79]). Wäre es nach seinem Wunsche gegangen, wäre dies wohl der Fall gewesen. Die Mitteilung Haeftens überraschte jedoch Ludendorff nach den

[74]) Ludendorff, a. a. O. S. 616. — [75]) Prinz Max, a. a. O. S. 504. — [76]) Ebenda S. 504. — [77]) Ebenda S. 504. — [78]) Luden-dorff, a. a. O. S. 616. — [79]) Prinz Max, a. a. O. S. 504.

Digitized by Google

letzten Vorgängen keineswegs, denn dieser war „über nichts mehr erstaunt und gab sich für seine Person keinen Zweifeln mehr hin"[80]). Kurze Zeit darauf, während die Generale sich noch mit v. Haeften unterhielten, wurden sie zum Kaiser gerufen.

So fand in der Frühe des 26. Oktober 1918 im Schloß Bellevue die für Deutschlands Schicksal entscheidende Aussprache statt. Von den drei Beteiligten haben wir kaum schriftliche Aufzeichnungen. In seinem Buch „Ereignisse und Gestalten" erwähnt der Kaiser diese Besprechung überhaupt nicht; „Ludendorff hat, um Dir die Situation zu erleichtern, gehen müssen; sein Fortgehen ist ein schwerer Verlust fürs Heer", telegrafiert der Kaiser u. a. am 20. Oktober an den Reichskanzler[81]). Hindenburg hat unter dem 26. Oktober in seinen Kriegserinnerungen „Aus meinem Leben" geschrieben: „Seine Majestät hatte dem General Ludendorff den erbetenen Abschied bewilligt, meine gleiche Bitte abgeschlagen"[82]). Ludendorff geht in seinen „Kriegserinnerungen" in vier knappen Sätzen auf die Aussprache ein[83]), später hat er sich dann noch einige Male schriftlich geäußert[84]). Trotzdem sind wir über die Unterredung ganz gut unterrichtet. Unmittelbar nach der Verabschiedung Ludendorffs erzählte der Kaiser „in tiefer Erregung"[85]) Major Niemann, der in diesen Tagen dauernd um ihn war, den Hergang der Aussprache. „Seine Nerven vibrierten" dabei. Wenn auch bei den Äußerungen des Kaisers seine momentane starke seelische Erschütterung berücksichtigt werden muß, so werden sie im großen und ganzen doch der Wirklichkeit sehr nahe kommen.

Ein zweiter Bericht ist von Hans Frentz in seinem schönen Buche: „Hindenburg und Ludendorff" aufgezeichnet[86]). Der Verfasser berichtet, daß er nach der Entlassung Ludendorffs mit einem diesem befreundeten Offizier zusammentraf, der ihm den Hergang der Verabschiedung aus der eigenen, ursprünglichen Wiedergabe des Generals berichtete: „Im Bewußtsein, daß es sich hier um einen entscheidenden Staatsakt von unübersehbarer Tragweite handelte, den die maßgebenden Stellen: der Monarch, die treibenden politischen Kräfte - vertreten durch den Reichskanzler Prinz Max von Baden - und schließlich nicht zuletzt Hindenburg vor der Geschichte zu verantworten hatten, schrieb ich mir sofort die aus erster Quelle stammende Schilderung der Abschiedsaudienz nieder"[87]). Der Gewährsmann von Frentz konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Vergleicht man die Berichte über Ludendorffs Entlassung, so macht man die Feststellung, daß sie, trotz mancher Abweichungen, im Wichtigsten übereinstimmen. Der Kaiser beginnt mit einem Vorwurf gegen die OHL: „Mein Generalstab hat mich um

---

[80]) Ludendorff, a. a. O. S. 616.

[81]) Prinz Max, a. a. O. S. 529, auch S. 528. Hier berichtet der Kanzler, daß der Kaiser vor seiner Abreise ins Große Hauptquartier ihm gesagt habe: „Du hast Ludendorff abgesetzt, nun muß ich Gröner einführen."

[82]) Generalfeldmarschall von Hindenburg, Aus meinem Leben, Leipzig 1934, S. 308.

[83]) Ludendorff, a. a. O. S. 616/17.

[84]) Ludendorff, „Vom November — zum November", in „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" vom 5. 2. 1933, S. 249.

[85]) Niemann, Kaiser und Revolution, Berlin 1928, S. 117/18.

[86]) Hans Frentz, Hindenburg und Ludendorff und ihr Weg durch das deutsche Schicksal, Berlin 1937, S. 14.

[87]) Frentz, a. a. O. S. 14.

Digitized by Google

die Errungenschaften meines Kaisertums gebracht!"[88]). Ludendorff fühlte genau, daß „der Kaiser im Vergleich zum Vortage wie umgewandelt war"[89]), und daß mit der Bezeichnung „Generalstab" lediglich er gemeint war. So hatte der Ursbrief des Kanzlers seine Wirkung nicht verfehlt. Der Kaiser wandte sich dann hauptsächlich gegen den Armeebefehl vom 24. Oktober abends[90]). Ruhig ließ der General die Vorwürfe seines Obersten Kriegsherren über sich ergehen, doch in seiner Antwort erhob auch er schwere Vorwürfe gegen die Regierung, weil sie die Heeresleitung nicht decke und unerhörte Beschimpfungen gegen den Generalstab unerwidert lasse[91]). Der Kaiser versuchte darauf, Ludendorff klar zu machen, „daß die so schwierige politische Lage schließlich doch durch die militärische geschaffen sei", machte den General darauf aufmerksam, „wie erschütternd die Forderung eines sofortigen Waffenstillstandes gewirkt hat"[92]). Alles hörte Ludendorff an. Als aber der Kaiser den Vorschlag erörtert, „zwei bewährte Armeeführer nach Berlin zu bescheiden, um dem Kanzler und dem Kriegskabinett über den Zustand und die Stimmung der Truppe zu berichten"[93]), da fühlte der Feldherr, daß sein Vertrauen beim Kaiser durch die Maulwurfsarbeit der Regierung erschüttert ist. Umsonst betonte der Kaiser ausdrücklich, „daß die Generale nicht etwa die operative Führung kritisieren, sondern lediglich die Aufgabe haben sollten, dem zweifelnden Kabinett einen moralischen Halt zu geben"[94]). Alle Worte des Kaisers waren vergebens. Mit Recht spürte Ludendorff in dieser Forderung eine Kapitulation des Kaisers vor dem Prinzen und seinem Kabinett. Wie der General das Ansinnen andere Heerführer zu hören, noch am vorhergehenden Abend dem Vizekanzler von Payer gegenüber schroff abgelehnt hatte, so wiederholte er es auch seinem Kaiser gegenüber, wenn auch in anderer Form.

Nun mußte die Entscheidung fallen. In diesem Augenblick, wo des kaiserlichen Deutschlands Zukunft sich entscheiden mußte, war zu erwarten, daß der Feldmarschall als der Ältere sprechen, für seinen treuen Waffengefährten eintreten und den Kaiser vor den verderblichen Folgen der prinzlichen Politik erneut warnen würde. Warum hätte er sonst am frühen Morgen die Absendung des Ludendorff'schen Entlassungsgesuches verhindert und diesen gebeten, Armee und Kaiser in dieser schweren Stunde nicht zu verlassen?

Aber der Feldmarschall schwieg. Wollte er ungefragt nicht die peinliche Stille unterbrechen oder hatte ihn die Wucht des dramatischen Augenblicks so tief aufgewühlt, daß er nicht das Wort ergreifen konnte? Wir wissen es nicht, werden es auch niemals sicher erfahren. - „Es folgten einige der bittersten Minuten meines Lebens", so berichtet lakonisch Ludendorff[95]), und man spürt die Enttäuschung und Bitterkeit aus diesen Zeilen, besonders über Hindenburgs Handlungsweise. Aber nicht nur für ihn, sondern auch für den Kaiser und seinen Feldmarschall werden sie nicht angenehm gewesen sein. Da Hindenburg schwieg, muß Ludendorff reden. Schnell hatte er sich entschieden und zog aus dem Verhalten des Kaisers und besonders des Feldmarschalls die Folgerungen. „Ich sagte Seiner Majestät in ehrerbietiger Weise, ich hätte den schmerzlichen Eindruck bekommen, daß ich nicht mehr sein Vertrauen besäße und daher

[88]) Ebenda S. 18. Rede und Gegenrede wurden von Frentz wohl etwas modifiziert.
[89]) Ludendorff, a. a. O. S. 616/17. — [90]) Ebenda S. 616/17.
[91]) Niemann, Kaiser und Revolution, S. 117. — [92]) Ebenda S. 117. — [93]) Ebenda S. 117. — [94]) Ebenda S. 117. — [95]) Ludendorff, a. a. O. S. 617.

Digitized by Google

alleruntertänigst bäte, mich zu entlassen"[96]). Der Kaiser nahm das Gesuch an. „Gern! Sie erleichtern mir durch solche Bitte meine Stellung", soll der Monarch Ludendorff erwidert haben[97]). Nun, nachdem die Entscheidung gefallen war, löste sich die Spannung, die schwer auf den Beteiligten gelastet hatte. Wie einlenkend wandte sich der Kaiser an Ludendorff und bot ihm jede andere Verwendung, die ihm genehm sei, an[98]). Aber Ludendorff lehnte ab, er kann nicht gegen seine Überzeugung dienen.

Nun trat auch der Feldmarschall, der bisher geschwiegen hatte, mit der Bitte an den Kaiser heran, „ihn von seiner Stellung zu entbinden"[99]). Doch eindringlich hat der Kaiser - nach dem Bericht Niemanns - dem Feldmarschall vorgestellt, „daß er das Palladium des deutschen Volkes sei und in dieser Stunde äußerster Not sein Vaterland nicht verlassen dürfe. Das schlug durch. Der Feldmarschall stimmte nach schwerem innerem Ringen zu"[100]).

So war eingetreten, was der erste Beamte des Reiches in seinem Uriasbrief an den Kaiser von diesem gefordert hatte. Ludendorff war verabschiedet und Hindenburg geblieben. „Der in Ungnade gefallene General, der ohne den der Hofsitte entsprechenden Dank seines Amtes enthoben ist, verläßt allein das Zimmer und das Schloß"[101]).

War es beim Kaiser innerste Überzeugung, als er den General entließ, oder betrachtete er sich selbst als Werkzeug des Prinzen und des Kriegskabinetts? Glaubte er damals wirklich daran - das ist eine weitere Frage - sich „mit Hilfe der Sozialdemokraten ein neues Reich aufbauen zu können oder war es nur der Augenblicksausruf einer trostlosen Verlassenheit, ein Strohhalm, an den er sich klammerte?"[102])

Ludendorff erkannte die Situation und wußte, der Kaiser hatte sich selbst aufgegeben. Nach seiner Rückkehr in das Generalstabsgebäude sagte er den ihn dort in tiefer Sorge erwartenden Herren, darunter dem Obersten von Haeften - wohl klangen ihm die letzten Worte des Kaisers noch in den Ohren: „In vierzehn Tagen haben wir

---

[96]) Ebenda S. 617. — [97]) Frentz, a. a. O. S. 18.

[98])—[100]) Niemann, Kaiser und Revolution, S. 118. In diesem Zusammenhang sei auch an die Haltung Hindenburgs bei der Entlassung des Generaloberſten von Seeckt (1925) erinnert. General von Seeckt schreibt darüber folgendes: „Ein Wort zum Schluß über die Haltung des Reichspräsidenten. Von einem Mann von 79 Jahren ist Kampf nicht zu verlangen und ohne Kampf konnte er allerdings mich nicht halten. Er gab äußerlich kampflos mich preis, weil er vor die Wahl des Kampfes oder der Unterwerfung unter den Willen des politischen Kabinetts gestellt wurde. Er hat zweifellos verfassungsmäßig gehandelt, wie er das weiter tun wird. Ich kann nur hoffen, daß dabei nicht einmal Wertvolleres verloren geht als der General von Seeckt. 14. 10. 26, gez. von Seeckt." An anderer Stelle berichtet der General nochmals über die Haltung Hindenburgs bei seiner Entlassung. Er schreibt an seine Schwester aus St. Margherita am 19. 11. 26: „Ich war allen im Wege. Der Reichspräsident sah in mir den eigentlichen Herrn des Heeres, dessen Namen innen und außen mehr als seiner mit allen militärischen Dingen verknüpft war." Seeckt, Aus seinem Leben 1917—1936, herausgegeben von Friedrich von Rabenau, Leipzig, 1940, S. 565/66. — [101]) Frentz, a. a. O. S. 19.

[102]) Die Äußerung des Kaisers, er werde sich „mit Hilfe der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen" wurde von Ludendorff verschiedentlich mitgeteilt, wird aber von anderer Seite angezweifelt. Wenn auch der Ausspruch nicht wörtlich so gefallen sein mag und außer in der Ludendorff-Literatur kaum belegt ist, so entspricht er durchaus der damaligen geistigen Verfassung des Monarchen und dürfte der geschichtlichen Wahrheit entsprechen. Am 5. 11. 1933 schreibt Ludendorff in seiner Zeitschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" (Folge 10, S. 249): „Am 26. 10. 1918 war ich auf Drängen des Kriegskabinetts entlassen worden. Es jauchzte auf, als es die Mitteilung erhielt, daß der irregeleitete Kaiser, der glaubend gemacht ward, sich mit der SPD., also mit der Juden, die ihn vernichten wollen, sein Reich aufzubauen, mich entlassen hatte und General Hindenburg geblieben war".

Digitized by Google

keinen Kaiser mehr"[103]). Er hat sich nur um einen Tag verrechnet. Beim Kaiser, der sich an diesem schicksalhaften 26. Oktober für den prinzlichen Kanzler gegen den Feldherrn entschieden hatte, mögen neben der Erinnerung an die Auseinandersetzungen, die er mit dem General gehabt hatte, persönliche Abneigung und Verschiedenheit der Charaktere[104]), die Drohung des Prinzen und der Druck seines Kabinetts, ferner das dynastische Solidaritätsgefühl eine Rolle gespielt haben; wahrscheinlich glaubte Wilhelm II., „den an diesen Fragen persönlichst beteiligten Prinzen auf dem Kanzlerstuhl zur Rettung der Monarchie nicht entbehren zu können"[105]). Aber welche Ironie des Schicksals! Der Kaiser entschied sich für den Prinzen, der, wie wir wissen, nichts für die Rettung der Monarchie getan hatte, sondern sogar im Schlepptau der Kaiserstürzer segelte und opferte den Mann, der wohl als einziger noch in der Lage gewesen wäre, sich schützend vor die Monarchie und den Kaiser zu stellen. Durch Ludendorffs Entlassung beraubte sich der Kaiser seiner wirksamsten Stütze und gab sich selbst seinen inneren und äußeren Feinden in die Hand. Diese seine folgenschwerste Entscheidung während des ganzen Krieges soll Wilhelm II. später eingesehen haben, wobei ihm die Worte in den Mund gelegt werden: „Die Entlassung Ludendorffs hat mich meinen Thron gekostet"[106]).

Die Entlassung Ludendorffs verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Als der Kanzler am Morgen des 26. Oktober dem Berichte Payers über dessen Aussprache mit den Militärs zuhörte, stürzte Haeften in großer Erregung in das Zimmer des Prinzen: „Der General Ludendorff ist entlassen." - „Und Hindenburg?" - „Der bleibt." Da sprangen die Herren auf: „Gott sei Dank!"[107]) Galt dieses „Gott sei Dank!" mehr der Freude über Ludendorffs Entlassung oder dem Verbleiben des Feldmarschalls in seinem Amte? Wohl beiden Tatsachen, ehrlich war auf alle Fälle der Ausruf des Prinzen und seiner drei Besucher.

Nach langem und zähem Kampf - vielfach hinter den Kulissen - war es dem schwachen Prinzen als Führer seiner noch schwächlicheren Regierung gelungen, „eine Bresche in das festeste Bollwerk der Monarchie, in die OHL zu legen"[108]). Es ist öfter darüber gestritten worden, ob der letzte kaiserliche Kanzler die Tragweite seiner Entschlüsse, besonders bei der Entlassung Ludendorffs, vollkommen überschaut hat. Man hat sich vielfach bemüht, den Prinzen Max von aller Schuld reinzuwaschen und als einen Menschen hinzustellen, der nur das Beste für sein Land im Auge gehabt hätte - auch als er auf den Sturz Ludendorffs hinarbeitete -; er hätte dies ja nur in dem Glauben getan, bessere Aussichten für die bevorstehenden Waffenstillstandsverhandlungen zu er-

[103]) Ludendorff, a. a. O. S. 617.

[104]) Oberst Bauer schreibt darüber: „Jede Meinungsdifferenz mit dem Kaiser bedeutete ihm (Ludendorff) einen schweren Kampf, unter dem er litt, umsomehr, als er erkannte, daß der Kaiser ihm doch in vielem wesensfremd war... Auch er (Ludendorff) war mit Leib und Seele Soldat, wie Hindenburg, aber neben der Treue zu seinem Herrn stand beherrschend eine große tiefe Liebe zum deutschen Volk. Diese Hingebung für das Volk war die einzige Richtlinie seines Handelns". Max Bauer: Der große Krieg in Feld und Heimat. Tübingen 1921, S. 111 und 109.

[105]) Frentz, a. a. O. S. 16.

[106]) Günther Weidauer, Die Wahrheit über Ludendorff. Im Selbstverlag, 1928, S. 17.

[107]) Prinz Max, a. a. O. S. 504.

[108]) Erwin Direnberger, Die Beziehungen zwischen Oberster Heeresleitung und Reichsleitung von 1914—1918. 2. Auflage, Berlin 1939, S. 139.

Digitized by Google

reichen, denn Ludendorff wäre innerpolitisch und außenpolitisch ein Hindernis auf dem Wege zum Frieden gewesen, das hätte hinweggeräumt werden müssen. Dazu wäre gekommen, daß der General mit seinen Nerven seit dem 29. September vollkommen am Ende gewesen wäre und schon weite Schichten des Heeres das Vertrauen in seine militärischen Fähigkeiten verloren hätten.

Dies sind die Argumente, mit denen der Prinz sich entlasten wollte und diejenigen, die seine Politik wohlwollend „zu verstehen suchten", übernahmen sie vielfach vorurteilslos. Aber die Geschichte beurteilt den Menschen nicht so sehr nach seinen guten oder schlechten Absichten, sondern vor allem nach seinen Taten und deren Folgen. Und die des letzten kaiserlichen Kanzlers waren für Deutschland verhängnisvoll[109]). Dem Prinzen kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er - getrieben und selbst Treibender - in ungeheurer Verblendung d e n Mann zur Strecke gebracht hat, der bis zum 26. Oktober „die Welt wie Atlas auf seinen Schultern trug"[110]), der Deutschlands Haupt und Schirm war und sein Vaterland unzählige Male gerettet hat[111]).

Prinz Max ist für die Entlassung Ludendorffs und den daraus erfolgten Zusammenbruch Deutschlands voll verantwortlich zu machen, auch wenn sich sein Handeln tausendmal auf „innere Überzeugung" gründete. Es ist seine Schuld und nicht seine Tragik - wie das zur Entlastung besser geeignete Wort heißt -, den Feinden Deutschlands endlich erlegen zu sein. Seine weiche und schwächliche Natur war die Triebfeder, die ihn das Vertrauen zu Ludendorff verlieren ließ. Aber weit schlimmer war es, daß er das Vertrauen zu sich selber verloren hatte, ja, daß er dies niemals in dem Maße besessen hatte, wie es zur Führung des Reichskanzleramtes in dieser kritischen Zeit notwendig gewesen wäre. Dadurch wurde er den Einflüsterungen von allen Seiten zugänglich, „die es dem inneren und äußeren Gegner erleichterten, Kehraus in Deutschland zu machen"[112]).

Walter Rathenau, der durch seinen oben besprochenen Aufsatz in der „Vossischen Zeitung" „Ein dunkler Tag" das Signal zum Angriff auf Ludendorff gegeben hatte, und dabei klug in Rechnung stellte, den Beifall des Kanzlers zu finden, hat sich dabei nicht getäuscht. Prompt ist der Prinz diesem „Meister der Worte"[113]) ins Garn gegangen. Seit diesem Tag ist die Beseitigung Ludendorffs für den Prinzen beschlossene Sache. Er ahnte vielleicht nicht, daß er sich dadurch zum Handlanger und Werkzeug des Kabinetts und eines Gemischs von bekannten und unbekannten Hintermännern und Drahtziehern herabwürdigte, an deren Spitze das am Zusammenbruch

[109]) Sehr richtig urteilt Oberst Bauer über den Prinzen Max: „... ein weicher, energieloser und wie so viele Fürsten von halbverstandener sozialer Gefühlsduselei angekränkelter Mann. Daß er sich von den Genossen hat einwickeln lassen und schließlich selbst der Betrogene war, kann ihn nicht entschuldigen. Seine Schuld kann kein Ozean abwaschen". Bauer, a. a. O. S. 239. Aufschlußreich für die politische Fähigkeit und Beurteilungsgabe des Prinzen ist sein Urteil über den aus Brünn stammenden Juden, den Chefredakteur des „Vorwärts" Friedrich Stampfer. Prinz Max schreibt „daß die meisten patriotischen Artikel aus der Feder des Chefredakteurs Stampfer stammten". (Des „Vorwärts", der Verf.) Prinz Max, a. a. O. S. 370, Anm. 3. Unter der Leitung desselben Juden konnte im „Vorwärts" am 20. 10. 1918 (Nr. 289) der berüchtigte Leitartikel „Der gerade Weg" erscheinen (wer der Verf. ist, konnte bis heute mit Sicherheit nicht festgestellt werden), in dem die landesverräterischen Sätze stehen: „Deutschland soll — das ist unser fester Wille als Sozialisten — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben". Ob Prinz Max diesen Artikel als patriotischen Leitartikel ansah? — [110]) Von Blomberg, Rede am Heldengedenktag 1935.

[111]) Bauer, a. a. O. S. 239. — [112]) Frentz, a. a. O. S. 16. — [113]) Ebenda S. 24.

Digitized by Google

interessierte Judentum von der Art Walter Rathenaus und Max Warburgs stand. Seit diesem Tage hat man Ludendorff von allen Seiten geschickt „eingekreist", um ihn im richtigen Augenblick zu stürzen: Prinz Max, das Kriegskabinett und alle die anderen defaitistischen Friedensfreunde und Wilsonverehrer standen gegen den Giganten, unterstützt durch die Parteien der Friedensresolution von 1917, die die Hetze gegen den Feldherrn, auch später noch als Säulen des Weimarer Staates, bis 1933 fortsetzten[114]).

Auch hier gab der Jude Rathenau sehr früh die Parole, wenn er nach Kriegsende seinem Rassengenossen Kurt Eisner zynisch erklärte: „Es ist uns noch im letzten Augenblick gelungen, alle Schuld auf Ludendorff zu werfen"[115]).

Der seelisch stark erschütterte und an sich schon willensschwache Kaiser wurde vom Prinzen unter Druck gesetzt und geschickt in die Reihe der Ludendorffgegner eingereiht.

Wie wenig der Kanzler trotz Versailles und anderer politischer Demütigungen Deutschlands dazugelernt hat, geht auch in diesem Fall aus seinen „Erinnerungen und Dokumenten" hervor, wo er es fertig bringt, noch neun Jahre nach der Entlassung Ludendorffs zu schreiben: „Der General Ludendorff und seine Getreuen, gerade auch Haeften, haben es nie begriffen, daß man den Sieger von Tannenberg für unentbehrlich halten konnte. Die Undankbarkeit des Kaisers, des Volkes, des Kanzlers, ja, des Feldmarschalls, dessen patriotische Opfer er nicht verstand, haben den General Ludendorff mit ungeheuerer Bitternis erfüllt, und er hat sich von diesem Tage nie erholt"[116]).

Bei dieser Äußerung zeigte sich deutlich, „daß der Sturz von einer kleinen Größe erfolgte, der es nicht aufging, welchen Gefallen sie den politischen Drahtziehern tat, denen Ludendorff ein gefährlicher Gegner in ihrem abgekarteten Umsturzplan blieb, und wie sehr mit Ludendorffs Kopf der Sache der Entente gedient war, die in dem General die Gewähr für eine festere Haltung im deutschen Heere erblickte"[117]).

Aus äußerster Nachgiebigkeit gegen die Parteien und besonders gegen die Sozialdemokratie, deren Führer er vollkommen falsch beurteilte[118]), aus grenzenlosem und durch nichts gerechtfertigtem Optimismus gegenüber den Worten Wilsons opferte Prinz Max den Sieger von Tannenberg, opferte den Kaiser, die Monarchie und seinen eigenen Thron. „Und das Pfand, das er dafür einlösen will, der vom Feinde versprochene gerechte Frieden, entgleitet ihm, der seine ungleich gearteten Ratgeber nach seinem eigenen Gewissen beurteilt, wie Hans im Glück"[119]).

Schicksal war es für Deutschland, daß ihm im Weltkrieg der starke Kanzler fehlte. Der letzte war noch der schwächste. Eine andere Persönlichkeit als Prinz Max hätte dazu gehört, in dieser schicksalsschweren Zeit Volk und Heer zusammenzuschweißen und sie durch einen starken Willen bis zum letzten für den Sieg mitzureißen. Den Feldherrn zum Siegen hätte es gehabt - wäre er nur rechtzeitig berufen worden!

---

[114]) Vgl. hierzu, Alfred Miller, Ultramontanes Schuldbuch, Breslau 1925, Abschnitt, Ultramontaner Ludendorff aß, S. 44—55, auch Hellmuth Blume, General Ludendorff im Urteil der öffentlichen Meinung, Potsdam 1935.

[115]) Ludendorff, „Vor 15 Jahren und heute" in „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" vom 19. 10. 33, S. 217. Ferner Robert Holtzmann, „Zum 26. Oktober 1918. Ludendorffs Entlassung". In „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" 1935, S. 558. Ludendorff, Auf dem Wege zur Feldherrnhalle, München, 1937, S. 5.

[116]) Prinz Max, a. a. O. S. 504. — [117]) Frentz, a. a. O. S. 27.

[118]) Vgl. Anm. 109 dieser Arbeit. — [119]) Frentz, a. a. O. S. 16.

Digitized by Google

Die Entlassung Ludendorffs rief eine große Wirkung im In- und Ausland hervor, am wenigsten jedoch in der breiten Masse des deutschen Volkes[120]). Alle Feinde eines starken Deutschlands konnten triumphieren: denn Ludendorffs Weggang hatte die Schranke weggeräumt, die bisher noch den Weg zum Sturze der Monarchie und den Zusammenbruch Deutschlands versperrte. Mit Ludendorffs Abgang war der letzte heroische Widerstandswille beseitigt. Der Krieg war nun eigentlich schon beendet. Was jetzt kam, war nur das kümmerliche und unheroische Nachspiel einer großen Heldentragödie, bei der der Held schon tot, das heißt besser: schon gemeuchelt war.

„Ich wußte, das ist das Ende"[121]), schreibt Kronprinz Wilhelm beim Empfang dieser Nachricht und trifft damit den Kern der Sache. Ähnlich ist die Auffassung des Oberst Max Bauer, eines der engsten Mitarbeiter des Generals: „Für mich war es nicht überraschend, trotzdem war ich tief erregt. Es war das Ende! - Der Krieg und die Monarchie waren mit dem Rücktritt des Feldherrn verloren"[122]).

Der bekannte Schweizer Kriegsdarsteller, Hermann Stegemann, schreibt, daß die Entlassung Ludendorffs dem Feldmarschall von Hindenburg „die Flamme von der mit ermüdetem Arme mühsam hochgehaltenen vertropfenden Fackel riß"[123]).

Ein anderer Heerführer des Krieges, General von Kuhl, vertritt in seinem Werk über den „Weltkrieg", das wohl die beste zusammenhängende Darstellung darüber ist, die Ansicht, daß „Ludendorff als einziger das Zeug zu einem Gambetta hatte"[124]), d. h. mit anderen Worten, Kuhl hätte nur noch Ludendorff zugetraut, das deutsche Volk zum letzten Entscheidungskampf um sein Dasein aufzurufen. Aber gerade deshalb wurde er ja gestürzt, weil die Defaitisten keinen Entscheidungskampf wollten, sondern vor Wilson innerlich schon vollständig kapituliert hatten. Richtig fährt Kuhl fort, daß „der starke Wille Ludendorffs das größte Hindernis gegen die Kapitulation war. Er war daher beseitigt worden, kein Zeitpunkt war zum Zielpunkt ungeeigneter und verhängnisvoller als der 26. Oktober"[125]). So ist auch dieser hohe Offizier der Ansicht, daß in diesen schicksalsschweren Tagen das Verbleiben Ludendorffs auf seinem Posten wichtiger war als das irgendeines anderen Menschen.

Eine ähnliche Ansicht vertritt Paul Schmitthenner. Er schreibt, daß damals, „als der falsch beratene Oberste Kriegsherr Ludendorff dem Reichstag opferte, er den Lebensfaden des soldatischen Führerstaates zerschnitt und das Reich dem liberalen

---

[120]) Es werden im folgenden einige feindliche und neutrale Pressestimmen angeführt. So schreibt der „Petit Parisien": Ludendorffs Rücktritt bedeute die Niederlage des preußischen Militarismus, der in allen Fugen krache. Der Abgang Ludendorffs biete für den Zusammenbruch des Militarismus in Deutschland eine größere Sicherheit als alle Pläne des Reichstags. Der „Journal" betont, daß Ludendorffs Rücktritt hauptsächlich ein politisches Ereignis sei. Sein Fall begrabe das Ansehen der militärischen Kaste, die bis jetzt in Deutschland geherrscht habe. „Stockholms Dagblad" bezeichnet es als unzweifelhaft, daß Ludendorffs Rücktritt von feindlicher Seite als eine gewonnene große Weltschlacht geschätzt werden dürfe. General Maurice schreibt im „Daily News", der Rücktritt Ludendorffs, den er Hindenburgs Verstand nennt, bedeute einen Sieg des Prinzen Max und seiner Gefolgschaft. (Zusammengestellt in der „Vossischen Zeitung" vom 28. 10. 1918, Nr. 551, 299 und vom 29. 10. 1918, Nr. 553, A. 300 und in der „Germania" vom 29. 10. 1918, Nr. 506, A. A.). — [121]) Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen, Stuttgart 1923, S. 262.

[122]) Bauer, a. a. O. S. 254.

[123]) Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges, Stuttgart 1921, 4. Bd., S. 654.

[124])—[125]) Hermann Kuhl, Der Weltkrieg, Berlin 1929, 2. Bd. S. 513.

Digitized by Google

Bürgerstaat auslieferte, der von den Wellen der marxistischen Flut in die Novemberrevolution hineinglitt und Reich und Volk in den Untergang riß"[126]).

Auch die Gegner des Generals und Anhänger des revolutionären Umschwungs in Deutschland erkannten die Bedeutung der Verabschiedung Ludendorffs.

Der Jude Arthur Rosenberg, der zu den Unabhängigen Sozialisten sich bekannte, vertritt die Ansicht, daß Ludendorff wohl schon seit dem Regierungsantritt des Prinzen Max von Baden „nicht mehr der Diktator Deutschlands war, sondern nur noch ein dem Parlament unterstehender General"[127]). Aber trotzdem ist für ihn „die glatte und reibungslose Entlassung Ludendorffs die erste größere Machtprobe des neuen Systems"[128]). Jedoch der Jude notiert nicht nur den Sieg der demokratisch-pazifistischen Parteien über das wehrhafte Deutschland, sondern kommt zu derselben Schlußfolgerung - wenn auch anders begründet - wie Kronprinz Wilhelm, General von Kuhl, Oberst Bauer und Schmitthenner, wenn er weiter schreibt, daß die Entlassung Ludendorffs in jenem Augenblick das Zeichen war, daß die Reichsregierung sich in die harte Notwendigkeit fügte und keinen Widerstand mehr für möglich hielt. Also wären die Waffenstillstandsbedingungen genau so unterzeichnet worden, auch wenn die Revolution vom 9. November nicht die Regierung Max von Badens gestürzt hätte"[129]).

Auch für Mencke-Glückert, einen demokratischen Historiker, bedeutet die Entlassung Ludendorffs „das Ende eines Systems", und er sieht darin „einen entscheidenden Augenblick der deutschen Geschichte"[130]).

Um so erstaunter liest man die Aufzeichnungen des Generals von Moser. Er teilt uns in seinem aufschlußreichen Buche mit, daß die Entlassung Ludendorffs „bei der Masse des deutschen Volkes kaum noch Beachtung fand", ein „Ereignis, das noch wenige Wochen zuvor die ganze Welt, zum mindesten aber die Herzen und Gemüter des ganzen deutschen Volkes aufs tiefste bewegt und erregt hätte"[131]). Moser hat diese Feststellung einmal aus einem persönlichen Gegensatz zu Ludendorff heraus getroffen, wie auch sein sonst sehr wertvolles Buch gerade bei der Beurteilung Ludendorffs sehr mit Vorsicht zu verwenden ist[132]). Aber es ist auch manches richtig an seinen Behauptungen. Die Massen des Volkes sahen weniger den Weggang Ludendorffs als das Verbleiben Hindenburgs. Für sie hatte sich in der OHL die am meisten bekannte Spitze nicht geändert und dies genügte für ihr Urteil. Sie wußten ja nur zum geringen Teil, daß der General „Herz und Hirn des Heeres" war. Falsch ist daher wohl die Ansicht Mosers, daß ein Weggang Ludendorffs „noch wenige Wochen zuvor die ganze

---

[126]) Paul Schmitthenner, Politik und Kriegführung in der neueren Geschichte, Hamburg 1937, S. 304.

[127]) —[130]) Arthur Rosenberg (Jude), Die Entstehung der deutschen Republik, Berlin 1928, S. 236. — [130]) E. Mencke-Glückert, Die Novemberrevolution, Leipzig 1919, S. 33.

[131]) Otto von Moser, Die Obersten Gewalten im Weltkrieg, Stuttgart 1931, S. 272. Auch Prinz Max urteilt wie Moser: „Die Bevölkerung wurde durch den Wechsel in der OHL merkwürdig wenig getroffen, aber es war in dieser Zeit überhaupt schwer, vorauszusehen, was die Öffentlichkeit erregte und was sie kalt lassen würde" Prinz Max, a. a. O. S. 512 .....

[132]) O. v. Moser.

[129]) Moser macht dem Kaiser den Vorwurf, daß er Ludendorff auch dann noch auf seinem Posten belassen habe, „als seine (Ludendorffs) zum Starrsinn gewordene Tatkraft einen Wechsel gebieterisch erfordert hätte", Moser a. a. O. S. 282. Ähnliche Gedanken wie Moser vertritt auch die „Frankfurter Zeitung" vom 27. 10. 1918, 2. Morgenblatt, Nr. 289.

Digitized by Google

Welt bewegt und erregt hätte"[133]). Auch wenn Ludendorff ein Jahr oder nur wenige Wochen vor dem 26. Oktober 1918 gegangen wäre, hätte dies bei der breiten Masse kein größeres Aufsehen erregt als jetzt; denn „neidlos hatte sich Ludendorff immer in den Schatten des Generalfeldmarschalls gestellt und dessen Ruhm durch geniale Ratgeberschaft gemehrt"[134]), er selbst aber blieb im Hintergrund. Deshalb glaubte die Mehrzahl des Volkes jetzt, daß die Entlassung Ludendorffs wohl einen wichtigen Personenwechsel, nicht aber den Zusammenbruch des wehrhaften Deutschlands und die tatsächliche Waffenstreckung unseres Volkes bedeutete.

Schärfer als Moser erkennt Arthur Rosenberg, welche Bedeutung der Entlassung Ludendorffs zukam: „Man muß sich wundern", so schreibt er, ähnlich wie Moser, „daß die Absetzung Ludendorffs keinen größeren Eindruck machte und den Massen nicht bewies, wie sehr sich in Deutschland die Machtverhältnisse geändert hatten... Aber General Ludendorff hatte niemals auf den äußeren Schein der Macht Wert gelegt. Ihm genügte, wenn er die Macht ausübte... Die breiten Massen fühlten zwar die Militärdiktatur der OHL, aber als System im Ganzen, nicht als Gewalt des einzelnen Mannes Ludendorff. Als der äußere Repräsentant der preußisch deutschen Militärordnung erschien den Massen vielmehr der Feldmarschall von Hindenburg als der Generalquartiermeister Ludendorff, der zwar die Heeresberichte unterschrieb, aber sonst für die breite Öffentlichkeit wenig hervortrat"[135]).

Ebenso wie Rosenberg erkannte die jüdische Presse, welche Bedeutung der Sturz Ludendorffs für ihre Ziele hatte. Sie schickte, als sie von der Entlassung des Generals hörte, dasselbe „Gott sei Dank" gegen den Himmel wie Prinz Max und seine Helfershelfer.

Freudig berichtet die „Frankfurter Zeitung" von der Wandlung, die sich im deutschen Volk seit dem 29. August 1916, dem Tag der Ernennung Ludendorffs zum Generalquartiermeister vollzogen hat. „Am 29. August 1916 gab es im gesamten deutschen Volk nur ein Urteil: endlich! Und abermals ist es dasselbe Wort, mit dem die Nachricht von der Entlassung Ludendorffs von demselben Volk, bei der weitaus überwiegenden Masse, beantwortet worden ist. Welche Wandlung! Heute ist es geschehen, daß Hindenburg sich von seinem vertrautesten Mitarbeiter trennte und daß es Gemeingut eines jeden geworden ist: Ludendorff war die treibende Kraft - in allem"[136]).

Es darf als sicher gelten, daß jener Artikel Rathenaus in der „Vossischen Zeitung" keine derartige Wirkung ausgeübt hätte, wenn „Berliner Tageblatt", „Frankfurter Zeitung", „Vorwärts" und alle die anderen im Solde der Juden stehenden Blätter nicht seit Jahr und Tag zäh und zielbewußt den Widerstandswillen der Heimatfront untergraben und besonders den „Militarismus", als dessen Exponent die OHL galt, für die lange Dauer des Krieges verantwortlich gemacht hätten. Trotz kleinerer politischer Gegensätze zwischen den Judenblättern und Einzelpersönlichkeiten wie Rathenau und Warburg, blieb der jüdische Vernichtungswille das einigende Band, das sie zusammenhielt.

---

[134]) Grentz, a. a. O. S. 31. — [135]) Rosenberg, a. a. O. S. 240/41.
[136]) „FZ." vom 30. 10. 1918, Nr. 301, 1. M.-Bl.

Digitized by Google

Besonders aufschlußreich ist es festzustellen, wer an diesen großen Blättern im letzten Kriegsjahr tätig und für die Stimmung der öffentlichen Meinung verantwortlich war.

Die politische Linie der „Frankfurter Zeitung" war durch ihren Gründer Loeb Sonnemann vorgezeichnet und wurde von seinem Enkel Heinrich Simon, der im Oktober 1918 der verantwortliche Leiter der Zeitung war, getreulich fortgesetzt[137]). Heinrich Simon, der Sohn der einzigen Tochter Sonnemanns, Therese, verband das Amt eines Geschäftsführers mit der Funktion eines Vorsitzenden der Redaktionskonferenz. Auf ihm, so heißt es in der ersten Morgenausgabe vom 1. Juni 1934 (Nr. 272), die dem Ausscheiden der jüdischen Gründerfamilie gewidmet war, lastete zugleich die Sorge der geschäftlichen Leitung, die ihm und auch lange Jahre seinem jüngeren Bruder Kurt anvertraut war. Heinrich Simon trat das Erbe seines Großvaters noch als junger Mann an (Loeb Sonnemann war am 30. Oktober 1909 im Alter von 78 Jahren gestorben) und erlernte das Handwerk der Journalistik im Feuilleton. Durch das Ausscheiden des Schweizer Nationalrates Theodor Curtis, der die Stelle eines Direktors inne hatte, wurde rasch der Arbeitskreis Simons erweitert. Er kam an die Spitze des Redaktionskollegiums und wurde schnell „primus inter pares", „überragend nicht so sehr durch das Gewicht des Besitzes als durch das Umfassende seines Wissens und Könnens." Heinrich Simon wird in diesem Artikel ferner als der „neue Typ eines Verleger-Redakteurs" bezeichnet, der „innerhalb einer Zeitung heranwuchs, die nicht als Geldmaschine, sondern als Institution, als Trägerin eines geistigen Erbes gedacht war: gefestigt durch Tradition, aufgeschlossen durch die Gegenwart. Idee und Person schufen eine Gemeinschaft. Dies, vor allem anderen, war die eigentliche Leistung Heinrich Simons für die „Frankfurter Zeitung"..." Heinrich wird weiter als ein Journalist geschildert, der Anreger, Aufspürer und Gestalter in hohem Maße war... „Er hat dafür gesorgt, daß die Tradition der Zeitung niemals abriß, weil er immer wieder Männer entdeckte, denen dieser Begriff als täglich neu zu lösende Aufgabe vor Augen stand." Es war der Kern des Vermächtnisses, das Sonnemann der Zeitung hinterließ: geistige Gemeinschaft und redaktionelle Unabhängigkeit gegen jeden egoistischen Einfluß. Heinrich Simon hat dieses Vermächtnis getreulich verwaltet[138]). Daß Heinrich Simon unbedingt dafür gesorgt hat, daß die „Tradition" der „Frankfurter Zeitung" auch rassemäßig in der uns beschäftigenden Zeitspanne gewahrt blieb, beweist die Liste der Schriftleiter und Korrespondenten vom Jahre 1918.

Außer Heinrich Simon waren von den politischen und Feuilleton-Schriftleitern Juden: Dr. L. Goldstein, der „gefürchtete" Innenpolitiker Dr. Sally Goldschmidt, Dr. Bernhard Gutmann, später politischer Vertreter der Zeitung in Berlin, Dr. Wilhelm Cohnstaedt, auch Innenpolitiker, - er stand mit Rathenau in Verbindung -, Alexander Giesen, Adolf Lorsch, Dr. Diebold und Weisbecker. Erich Günther Waldemar Lassewitz, Dr. Drill und Julius Georg Schweitzer waren Halbjuden. Von den Schriftleitern des Handelsteils waren Juden: Hermann Stern, Ernst Kahn, Arthur Lauinger, Fritz Nachmann, Dr. Paul Jakobssohn und Freitag. Prof. Dr. Ludwig Cohnstaedt, der 1917

[137]) „FZ." vom 1. 6. 1934, 1. M.-Bl., Nr. 272.

[138]) Das sogenannte Testament Sonnemanns, aus dem die Verfassung der „FZ." entstanden ist, siehe „FZ." vom 29. 1. 1933, 2. M.-Bl., Nr. 34.

Digitized by Google

Ehrendoktor der Universität München wurde, war von 1877-1909 am Handelsteil der „Frankfurter Zeitung" tätig und wurde dessen eigentlicher Gründer und Ausgestalter. Er stand auch 1918 noch mit seinem Rat zur Seite. Auch bei den Korrespondenten überwog die Zahl der Nichtarier. Es waren Juden: Günther Stein und Ernst Heilborn in Berlin, Dr. Ganz in Wien, Heldt in Budapest, Otto Kahn in Mailand, Ney in Basel und Genf, Brouta in Madrid, Groth in Stuttgart und Wahl in München. Die gelegentlichen Mitarbeiter des Blattes weisen auch eine überaus große Zahl von Juden auf[139]).

Ebenso waren die Aufsichtsratsmitglieder der „Frankfurter Sozietätsdruckerei" als Eigentümerin des Blattes überwiegend Juden: Stadtrat a. D. Horckheimer, Justizrat Hertz, der schon obengenannte Prof. Dr. Ludwig Cohnstaedt, Frau Therese Simon, Dr. Heinrich Simon und Dr. Kurt Simon[140]). Die Mehrheit des Kapitals war in unserer Zeit im Besitze der Frau Therese Simon und ihrer beiden Söhne Heinrich und Kurt.

Wie stark der Einfluß des Judentums auf die Gestaltung der „Frankfurter Zeitung" war, geht aus diesen Namen eindeutig hervor. Hinzu kam noch, daß Heinrich Simon gerade auf die wichtigeren Stellen Juden berief und so ihr zahlenmäßiges Übergewicht noch mehr zur Geltung kam.

Nicht anders sah es beim „Berliner Tageblatt" aus. Hier trat nach außenhin der jüdische Einfluß noch stärker in Erscheinung. Wenn auch von 33 Schriftleitern im Oktober 1918 „nur" 12 Nichtarier waren, so war der Einfluß des „schreibgewaltigen" Chefredakteurs Wolff[141]) noch augenscheinlicher als der Heinrich Simons.

Der Einfluß des „B.T." und der „F.Z." während des Krieges und besonders des letzten Kriegsjahres auf die Bildung der öffentlichen Meinung war sehr groß. So hatte das Berliner Blatt im Oktober 1918 eine Durchschnittsauflage von 300 000 Stück, an manchen Tagen sogar bis 500 000, während die „F.Z." als „seriöseres" Blatt nur rund 100 000 feste Bezieher hatte, manchmal aber auch auf 300 000 anstieg. Der Leserkreis der „F.Z." setzte sich hauptsächlich aus den sogenannten gebildeten Schichten zusammen: Das Blatt wurde gelesen von Politikern, Wirtschaftlern, Industriellen, größeren und kleineren Geschäftsleuten und „fortschrittlich" eingestellten Beamten. Es kam also nicht so sehr darauf an, *wieviel* es lasen, sondern *wer* es las. Das „Berliner Tageblatt", das auch von diesen Kreisen gelesen wurde, wurde darüber hinaus noch sehr stark im Straßenhandel verkauft. Es war in vielem mehr Asphalt- und

[139]) Die Namen und Zahlen wurden im Politischen Archiv der „SZ." in Erfahrung gebracht.

[140]) Vgl. „SZ." vom 9. 8. 1918, Nr. 219 A. und vom 10. 8. 1918, 1. M.-Bl., Nr. 220 (Prozeß der „SZ." gegen H. St. Chamberlain). Es wird auch auf die Arbeit von Joachim Lake, Die Juden in der deutschen Tagespresse 1918—1933 hingewiesen. Leipzig 1935. Vgl. auch Wolff Heinrichsdorff, Die liberale Opposition in Deutschland seit dem 30. 1. 1933. Dargestellt an der Entwicklung der „SZ." Hamburg 1937.

[141]) Theodor Wolff, der am 2. 8. 1868 in Berlin geboren ist, wurde schon 1887 Mitarbeiter des „BT.", verheiratete sich mit einer Nichte Mosses', die aus Paris stammte. Von 1895 ab vertritt er das Blatt als Pariser Korrespondent und wird 1907 Nachfolger Arthur Levysohns. Die jüdische Nationalbiographie Winingers berichtet mit Stolz über ihn, daß er im Kriege im Gegensatz zu den Militärbehörden gestanden und für seinen mannhaften Einsatz ein viermonatliches Schreibverbot erhalten habe. Er sei gegen Annektionen und übertriebenen Nationalismus gewesen und habe immer für die Einführung des parlamentarischen Systems gekämpft. Er habe ferner wesentlich an der Formung des öffentlichen Urteils und an der Gestaltung des Volkswillens mitgewirkt. S. Wininger, Große Jüdische Nationalbiographie, Cernowitz 1925 ff., VI. Band, S. 316.

Digitized by Google

Boulevardblatt als die „F.Z.", was die „F.Z." verschiedentlich auch veranlaßte, sich vom „B.T." zu distanzieren, wenigstens vor der Öffentlichkeit. Eine gewisse Sensationsmache kam im „B.T." oft zum Durchbruch[142]). Dafür hatte schon der Gründer des Blattes, Rudolph Mosse, gesorgt, der mehr geld- und einflußhungriger Reklamefachmann als Zeitungsverleger war. Seine Nachfolger traten auch in dieser Hinsicht in seine Fußstapfen[143]).

Das Antlitz des dritten großen bürgerlichen Judenblattes, der „Vossischen Zeitung", deren Politik im Kriege nach außen hin „national" war, bestimmte der allmächtige Georg Bernhard[144]), während die politische Linie des „Vorwärts" von dem Juden Friedrich Stampfer[145]), der seit 1916 Chefredakteur des „Vorwärts" war, entscheidend mitbestimmt wurde. Neben Stampfer wirkten damals noch folgende Juden am „Vorwärts" mit: Bernstein als Außenpolitiker, der nebenbei in der Schweiz seine Hetzblätter, z. B. den „Sozialdemokrat" herausgab, als Kommunalpolitiker Hugo Heimann; ab und zu tauchte auch schon Erich Kuttner als politischer Redakteur auf, der kurz nach dem Zusammenbruch stellvertretender Chef des „Vorwärts" wurde. Daneben begegnen uns neben Herbert Lepère noch zahlreiche andere Juden.

Diese vollkommen vom Judentum beherrschte Presse war der machtvolle Verbündete des letzten kaiserlichen Kanzlers und seines Kriegskabinetts und aller der Kräfte, die ebenso wie diese Presse selbst am Umsturz in Deutschland ein Interesse

[142]) Das politische Archiv des „BT." ist bei der Auflösung der Zeitung verbrannt worden, während das Handelsarchiv zur „Berliner Börsenzeitung" kam. Das Bildarchiv verblieb im Nachfolgeverlag „Buch- und Tiefdruckgesellschaft MBH.". Obige Zahlen wurden mir von einem Angestellten des früheren „BT." und jetzigen Nachfolgeverlages zur Verfügung gestellt, leider aber nicht die Namen der Schriftleiter.

[143]) Neben dem Gründer Rudolph Mosse war in dem Unternehmen, zu dem auch das „BT." gehörte, sein Schwager Emil Cohn tätig, der 1871 Teilhaber und als innerer Organisator bezeichnet wurde. 1884 zog er sich zurück und an seine Stelle trat Emil Mosse, der Bruder Rudolphs. Er trat 1870 in das Geschäft seines Bruders ein, wurde 1873 Filialleiter in Köln, 1878 in München und Nürnberg. Kurze Zeit darauf wurde ihm die Oberleitung der Süd- und Westdeutschen sowie der Schweizer Filialen übertragen. Seit 1884 war er Teilhaber. 1909 hat er sich von den Geschäften wegen Krankheit zurückgezogen und starb 1911. Sein Nachfolger wurde Rudolphs Schwiegersohn Hans Lachmann-Mosse, der von Haus aus Bankier war und das Unternehmen nach Emils Tod weiterführte. Selbstverständlich war auch Rudolphs Gattin Emilie Mosse im „Betrieb" tätig. Besitzer war 1918 Hans Lachmann-Mosse.

[144]) 1919 erschien im Ullstein-Verlag eine Broschüre unter dem Titel: „Die Kriegspolitik der „Vossischen Zeitung". In ihr bemühen sich die Verfasser der Schrift Anschluß an die „neue Zeit" zu finden und beteuern deshalb die Verbundenheit ihrer Zeitung mit der Weimarer Republik. Da heißt es u. a: „Die „Vossische Zeitung" brauchte nicht auf den sinnfälligen Ausbruch der Revolution zu warten, um die Notwendigkeit geistiger Erneuerung in der deutschen Politik zu erkennen und selbst neue Ideen zu diesem Prozeß beizusteuern. Sie vermochte vielmehr gleich von Anbeginn dem revolutionären Deutschland mit einem seit Jahren durchdachten und in den Erfahrungen der Kriegszeit gefestigten Friedensprogramm entgegenzutreten". (S. 36.)

[145]) Stampfer wurde am 8. 6. 1874 in Brünn (Geburtsregister der Israelitischen Kultusgemeinde, Band 9, fol. 84/945) als Sohn des Ezechiel, später Eduard Stampfer, Rechtsanwalt in Brünn und der Bertha, geb. Hirich geboren. Er war zunächst mosaisch, dann katholisch und schließlich Dissident. Er studierte in Wien und Leipzig, war 1900 bis 1902 Redakteur der Leipziger Zeitung, 1902 bis 1916 Herausgeber der „Täglichen Korrespondenz für die sozialdemokratische Presse". 1916 wurde er Chefredakteur des „Vorwärts". 1915 war er wenige Wochen im Feld und wurde dann wegen „Krankheit" entlassen. Er ist ebenso wie Theodor Wolff und Georg Bernhard 1933 emigriert.

Digitized by Google

hatten. Deshalb auch die hemmungslose Freude, als man dort erfuhr, daß das letzte Hindernis auf dem Wege zum Abgrund - der General Ludendorff - entlassen war.

Die „Frankfurter Zeitung" jubilierte; in ihrem Leitartikel vom 27. Oktober, 2. Morgenblatt[146]), erhebt sie eine einzige Anklage gegen Ludendorff, der für sie nur die Verkörperung des brutalen Machtwillens war. „Niemals in seinem geheimnisvollen Wirken faßbar, immer gewandt und kühn in den Mitteln, immer Diener des Herrn, immer Diener des Geistes, der zum großdeutschen Imperialismus führt, war er doch in erster Linie er selbst: hart, voller Gewalt und Energie, voller Lust an der Macht, voller Glaube an sich selbst und erfüllt von der Freude an den unerhörten Möglichkeiten, die sich ihm darboten. Das war es, und das hat ihn zu Boden geworfen: ihm fehlte der Blick über die Grenzen, er hatte jene Eigenschaft nicht, ohne die nichts Bleibendes und wahrhaft Großes geschaffen werden kann, die Selbstbescheidung, die ganz unpersönliche unbeirrbare Sachlichkeit im Kreise, der ihm zugewiesen war. Er griff hinaus, weit hinaus, er wollte auch dort führen, wo er niemals führen konnte seiner ganzen Art und Fähigkeit nach: auf dem Gebiet der reinen Politik. Die Welt mit Gewalt ordnen - das war sein Ziel. Gewalt hat ihn auch gerichtet, der Feind zerschlug seine militärischen Pläne, und die Volksregierung gebot seinem politischen Treiben Halt". - „Er fiel, so wie auch die ganze Weltanschauung in Trümmer ging, deren ausgeprägtester Exponent er gewesen ist." Die Weltanschauung Ludendorffs war der Glaube an Deutschlands Größe und den deutschen Sieg. Ludendorff mußte stürzen, damit dieser Sieg verhindert wurde. „Die neue Flutwelle deutscher Selbstbesinnung hat ihn weggefegt, ... es war der Politiker Ludendorff, der durch den Machtanspruch der deutschen Volksregierung vernichtet worden ist. Der militärische Machttrieb - dieser tollkühne Abergriff des Soldaten in die Politik - ist durch den Willen der deutschen Volksmehrheit getötet worden. Der Sturz Ludendorffs war nicht nur unabwendbar, sondern ist zugleich ein Symbol!" In Frankfurt a. M. wußte man besser als anderswo, was der Weggang Ludendorffs bedeutete. Nicht von der „neuen Flutwelle deutscher Selbstbesinnung" wurde er hinweggefegt, nicht durch den „Machtanspruch der deutschen Volksregierung" ist er vernichtet, auch nicht „durch den Willen der deutschen Volksmehrheit" getötet worden, sondern lediglich durch ein politisches Ränkespiel, dessen Treiber vor allem die Juden waren, ist der Titan des Weltkrieges gestürzt worden. Das „deutsche Volk" wurde betrogen, als man ihm den Weggang Ludendorffs als „seinen" Sieg, den Sieg der freien „Demokratie über preußischen Militarismus und absolutistische Willkür" hinstellte.

Die „Frankfurter Zeitung" scheute sich auch nicht, die militärischen Leistungen des Feldherrn auf ein Mindestmaß zurückzuführen, trotz einzelner anerkennender Worte. Das Blatt sucht seinen Lesern klar zu machen, daß durch die Entlassung Ludendorffs keinerlei Auswirkungen „für den Geist der Armee" zu befürchten seien, denn für die „überwiegende Mehrheit des Volkes und Heeres war der unvergleichliche und damals mit vollem Recht verdiente Ruhm dieses Feldherrn schon seit geraumer Zeit verblaßt"...[147]) „Die verantwortliche Kriegsleitung", so berichtet höhnisch das Blatt

[146]) „FZ." vom 27. 10. 1918, 2. M.-Bl., Nr. 298, „Ludendorff zur Disposition gestellt".

[147]) Man vgl. hierzu den „aufschlußreichen" Bericht des Herrn v. Lersners an den Gesandten v. Haniel (s. S. 163 d. Arbeit), der fast vollständig mit diesen „Feststellungen" der „FZ." übereinstimmt. Sollten hier etwa Querverbindungen bestanden haben? Anzunehmen ist dies!

Digitized by Google

weiter, „hätte seit den Tagen, an denen die OHL den Verzweiflungsschritt des Waffenstillstandsangebots verlangt hatte, also seit dem offiziellen Zusammenbruch des Ludendorffschen Kriegsplanes, nicht mehr in Ludendorffs Hand gelegen" und „der glückliche Rückzug und die Neuordnung der Abwehrfront, also die Herbeiführung der offenkundigen Wendung zum Besseren, war das Werk eines anderen Generals" ... „Daß Ludendorff gleichwohl im Amte blieb, das ist schwer verständlich." Man darf sich nicht wundern, so fährt das Blatt fort, wenn General Ludendorff jetzt aus seiner Stellung geschieden ist, „sondern mehr darüber, daß er nicht schon früher geschieden ist"[148]). Um ganz sicher zu gehen, schlägt die „Frankfurter Zeitung" vor, daß die Offiziere seiner näheren Umgebung, „die bekannten Träger und Vollstrecker seines politischen Systems, andere Verwendung finden" sollen[149]). Alles, was Ludendorff nahe gestanden hat, soll ausgemerzt werden. Im Siegesgefühl glaubt das Blatt noch darauf hinweisen zu müssen, daß durch die Änderung der Kommandogewalt alle Macht der Reichsleitung zufalle. An diese richtet sich der Appell, „für alle Zukunft zu verhindern, daß Zustände, wie sie unter Ludendorff durch Beherrschung auch der politischen Leitung zum Nachteil des Reiches entstanden waren, nicht wiederkehren"[150]).

In dieselbe Kerbe wie die „Frankfurter Zeitung" schlägt das „Berliner Tageblatt"[151]). Auch hier wird in einigen konzilianten Worten Ludendorffs Organisationstalent, seine ungeheure Arbeitskraft und schnelle Auffassungsgabe gerühmt, wichtiger ist aber das grelle Hervorheben seiner vermeintlichen Fehler. Auch für das Berliner Blatt war Ludendorff mehr als zwei Jahre der Diktator Deutschlands, der jetzt voll Groll den Platz verläßt. „Wie ein Napoleon wollte er allen seinen Willen aufzwingen, griff er in alles, in absolut alles hinein. Ohne ihn sollte in Deutschland kein Rad sich drehen" ... „Er unternahm, wie gesagt, so viel, daß fast nichts mehr ohne seine Einmischung zustande kam." Wenn auch das Publikum „von dieser Diktatorgewalt, ihrer Anwendung und ihrer Wirkungen nur eine sehr unzureichende Vorstellung gehabt hat, so haben die Regierungen und alle, die an der Politik irgendwie teilnehmen mußten, die unablässige, ruhelose und gefährliche Tätigkeit dieser allmächtigen Persönlichkeit verspürt". Nachdem das Blatt auf Ludendorffs Beteiligung beim Sturze Bethmann-Hollwegs, Kühlmanns und Valentinis eingegangen ist, erwähnt es „von zahllosen Beispielen" ein „bisher unbekanntes", das vor allem die Möglichkeit bietet, den gestürzten Feldherrn in den Augen der weitesten Öffentlichkeit als brutalen Machtpolitiker und Egoisten hinzustellen. Das Blatt berichtet von einem Schreiben, das die OHL, also Ludendorff, im Berliner Januarstreik an die Reichsregierung ergehen ließ. In diesem Schreiben trifft Ludendorff die Feststellung, die Gewerkschaften seien ganz ohnmächtig und hätten versagt. Es wurde weiter empfohlen, die christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften „in einem Kartell zu vereinigen, um sie den freien Gewerkschaften entgegenzustellen" ... „Der Verfasser", so kommentiert das Blatt, „schien die Tragweite seines Projekts nicht im entferntesten einzusehen"[152]). Ferner stellt man

[148]) Vgl. hierzu O. v. Mosers ähnliche Gedanken, s. S. 175 dieser Arbeit, Anm. 133.
[149]) Vgl. auch hierzu Oberst Bauer, a. a. O. S. 255.
[150]) „FZ." vom 27. Oktober 1918, 2. M.-Bl., Nr. 298, „Gescheiterte Machenschaften".
[151]) „BT." vom 27. 10. 1918, Nr. 550, M. „Der Rücktritt Ludendorffs".
[152]) Bewußt übernimmt die „FZ." am 28. 10. 1918, 1. M.-Bl., gerade diese Mitteilung ihrer Berliner Schwester, um auch ihren Leserkreis auf die politische Unzulänglichkeit und Feindschaft Ludendorffs gegen die sozialdemokratischen Gewerkschaften aufmerksam zu machen und die

Digitized by Google

Ludendorff in diesem Aufsatz nicht nur als einen Gegner der sozialdemokratischen Gewerkschaften und Arbeiterfeind überhaupt hin, sondern auch als einen Menschen, der wohl „die Gesten eines Diktators annahm, aber dazu kam, daß er unter dem Einfluß seiner ihm nahestehenden Untergebenen auf ganz bestimmte Wege geriet". Hier sucht man Ludendorff lächerlich zu machen, denn das Blatt sagt nichts anderes als daß Ludendorff wohl nach außen hin gern Diktator spielte, in Wirklichkeit aber von seiner Umgebung abhängig war, bei der wiederum „die Meinungen und Wünsche der Kriegsindustriellen, des Herrn Duisberg und der Schwerindustrie-Kapitäne vorherrschten"[153]). Geschickt knüpft das Blatt daran die höhnische Bemerkung, daß Ludendorff „mit seiner Aufnahmefähigkeit in richtiger Umgebung (wohl in der des Kriegskabinetts) gewiß besseren Ansichten zugänglich gewesen wäre" ... „aber", so fährt das Berliner Blatt fort, „er war durch seine nächsten militärischen Mitarbeiter dem Herrenstandpunkt gewonnen worden und war manchmal, wenn er in seinem Machtbewußtsein sich ganz als Herr fühlte, nur der Willensvollstrecker anderer Herren, nämlich der Schwerindustrie"[154]).

Als entscheidenden Grund, der zur Entlassung Ludendorffs führte, gibt das Berliner Blatt vor allem die Gegnerschaft dieses „Herrenmenschen" zum Parlamentarismus und zur Demokratisierung an. Dieser Mann, der sämtliche Regierungen beherrschte, „soll sich nun einer demokratischen Volksregierung stellen"... „Nein, seine Uhr ist abgelaufen, seine Zeit vorbei".

Nicht so einfach macht es sich die „Frankfurter Zeitung"[155]), wenn sie nach den tieferen Ursachen der Ludendorffschen Entlassung fragt.

Auch sie stellt bei Ludendorff die Abneigung gegen alles, was Demokratie heißt, fest; aber sie geht noch weiter und kommt zu der Feststellung, „daß Ludendorff vor allem seinen Abschied darum erhalten habe, weil er verantwortlich ist für die Stimmungsmache, die in der letzten Zeit - nach altbewährtem Muster in den alldeutsch beeinflußten Kreisen - in der Presse, in Versammlungen und durch andere Mittel gegen die neue Regierung betrieben worden ist, mit der Tendenz, vergessen zu machen, daß die Regierung gerade auf Veranlassung Ludendorffs ihr Waffenstillstands- und Friedensangebot gemacht hat"...

„Dieses Treiben", so stellt man befriedigt fest, „hat mit der Entlassung Ludendorffs ein Ende gefunden, und das Verbleiben Hindenburgs in seinem Amt gibt uns den Beweis, daß dieser Oberste Führer des Feldheeres jenes Treiben nicht billigt."

Arbeiterkreise noch mehr als bisher gegen den General einzunehmen. Man wirft sich einander Bälle zu, verweist gegenseitig auf Artikel und Notizen, die man mit Kommentar versieht und sucht mit allen Mitteln eine Einheitsfront darzustellen und „seine" Meinung den Lesern nahe zu bringen.

[153]) Vgl. die Auffassung des Prinzen Max über Ludendorffs Bindung zur Schwerindustrie, a. a. O. S. 236, auch Maximilian Hardens Ansicht. S. 190 d. Arbeit.

[154]) Vgl. August Eigenbrodt, „Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu nationalen Fragen 1887—1914". Berlin 1917. Vgl. auch in diesem Zusammenhang die Angriffe des jüdischen Reichstagsabgeordneten Bernstein von den Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei auf Generalleutnant Keim. Bernstein warf Keim in der Reichstagssitzung vom 26. 10. 1918 vor, daß er von der Firma Krupp schon seit 1900 durch ein jährliches Gehalt bestochen worden sei, an der Herbeiführung dieses Krieges mitgewirkt zu haben. Diese Denunziationen waren Kampfmethoden der Juden und ihrer Presse.

[155]) Vgl. hierfür nochmals den Artikel „Gescheiterte Machenschaften" vom 27. 10. 1918, Nr. 298.

Digitized by Google

Geschickt spielt man den Feldmarschall gegen seinen Generalquartiermeister aus und sucht die Kluft, die sich durch das Nichteingreifen Hindenburgs beim Kaiser am 26. Oktober aufgetan hat, noch zu erweitern. Ludendorff stellt man als den Kriegsverlängerer hin, der die Arbeit der neuen Regierung sabotiert; denn nichts anderes meint das Blatt, wenn es von einem „Treiben" des Generals spricht, das neben vielem anderem uns „schließlich vor die Gefahr schwerster innerer Konflikte zu bringen drohte". Aber die „neue Volksregierung kann und wird eine militärische Nebenregierung nicht dulden, und weil General Ludendorff sie dennoch zu verwirklichen gesucht hat, deshalb ist er gefallen, nicht Herrn Wilson zuliebe". Hier will das Blatt den außenpolitischen Druck, der die Entlassung Ludendorffs beschleunigte und eine Hilfe für den Kanzler und sein Kabinett bedeutete, nicht zugeben. Sicherlich waren die innerpolitischen und persönlichen Gegensätze für den Sturz Ludendorffs zumeist ausschlaggebend. Aber besonders seit der dritten Wilsonnote, in der der Präsident es bekanntlich abgelehnt hatte, mit den militärischen Beherrschern Deutschlands zu verhandeln, kamen eben auch außenpolitische Erwägungen hinzu. Fremde und eigene Wünsche begegneten sich also auf halbem Wege[156]). Daß Ludendorff auch „Herrn Wilson zuliebe" geopfert werden mußte, geht aus einem Schreiben hervor, das im Auftrage des Fürsten Ernst zu Hohenlohe-Langenburg zwei Offiziere - Major Draudt und Kapitänleutnant Mensing - am 27. Oktober dem Kanzler überbrachten. In diesem Schreiben, das vom 25. Oktober, also dem Tag vor der Entlassung Ludendorffs stammte, heißt es u. a.: „Mit den Worten ‚militärische Machthaber und monarchische Autokraten' meint der Präsident die Personen: Den Kaiser, den Konprinzen und Ludendorff... Was Ludendorff betrifft, so ist man überzeugt, daß er nach wie vor den maßgebenden Einfluß auf die Politik ausübt... und daß er bei der Stärke seiner Persönlichkeit, solange er die Heeresleitung in Händen habe, sich niemals den Einfluß auf die Politik entreißen lassen werde. Mit diesen drei Männern wird die Entente niemals über Waffenstillstand oder Frieden verhandeln"[157]).

Der „Vorwärts" geht auf die Entlassung Ludendorffs nur mit wenigen Sätzen ein. Für ihn, der alles nach seinem Parteischema eingruppierte, war Ludendorff vor allem „ein heißblütiger alldeutsch-konservativer Politiker" ... „der Typ des politischen Generals"[158]). Systematisch hatte der „Vorwärts" in den vergangenen Wochen alle Äußerungen, die sich auf negative Art mit Ludendorff beschäftigten, gebracht und auf diese Weise dazu beigetragen, daß das „Interesse an dem General nicht erlahmte" Diese Mitteilungen stammten zum größten Teil aus dem Ausland und verlangten in irgendeiner Form die Beseitigung Ludendorffs[159]).

Mit der Bezeichnung Ludendorffs als eines „politischen Generals" wollte der „Vorwärts" sozusagen die vollständige Aburteilung Ludendorffs vornehmen und ihn für alle Zeit verfemen.

[156]) Vgl. auch Prinz Max, a. a. O. S. 505.

[157]) Ebenda S. 513. — [158]) „Vw." vom 27. 10. 1918, Nr. 296.

[159]) „Vw." vom 10. 10. 1918, Nr. 279, vom 12. 10. 1918, Nr. 281, vom 16. 10. 1918, Nr. 285. In der Nummer vom 16. 10. unterstreicht der „Vw." eine Havasmeldung vom 14. 10. 1918, in der es heißt: „Solange Ludendorff, der jetzt nur hinter den Kulissen tätig ist, wieder im Vordergrund der politischen Bühne erscheinen kann, muß man an der Aufrichtigkeit der Gesinnung der neuen deutschen Regierung immer noch zweifeln." Die dürfte auch die Meinung des „Vw." gewesen sein.

Digitized by Google

War Ludendorff ein „politischer General"? Wenn ja, dann nur im besten Sinne politisch. Hierdurch unterschied er sich von Hindenburg, dem Typ des „unpolitischen Generals". „Ihm gegenüber vertrat Ludendorff jenes wahre und ganze politische Soldatentum. Er war der endlich wieder zur Ganzheit des Lebens zurückkehrende, mit der Politik verwachsene General, nicht der parteipolitische, nicht der politisierende, nicht der intrigierende, sondern der politische Soldat im höchsten Sinne, der das Soldatentum wieder auffaßte als eine vom politischen Gesamtleben unlösbare Wesensform seines Volkes, der den Krieg erkannte als einen der zwei möglichen Lebenszustände und als eine politische Handlung von sinnvoller Einheit. Er war jener rettende politische Soldat, der mit nüchternem Blick die Zeichen der Zeit, den totalen Krieg und zugleich den einzigen Weg der Rettung sah: Die Verschmelzung von Politik und Krieg zu einer Einheitsführung"[160]).

Hindenburg, der ein „unpolitischer" Soldat, ein „Nur-Soldat" war, dem „Politik ein Buch mit sieben Siegeln war, was sich besonders bei Ludendorffs Weggang zeigte"[161]), stand den neuen Machthabern nicht im Wege. Dies war auch der Grund, warum der Generalfeldmarschall bleiben konnte - und nicht das Gerede von Pflichterfüllung; denn seine Pflicht hat Ludendorff mindestens ebenso erfüllt. Weil das Kriegskabinett von Hindenburg keine Einmischung in politische Dinge - d. h. bei der Liquidierung der Monarchie - befürchtete, und man zugleich doch in seinem Verbleiben ein patriotisches Aushängeschild und einen Moment der Beruhigung für die Massen erblickte, blieb er. Man glaubte eben, bei den kommenden Entscheidungen „mit dem alten Herren fertig zu werden"[162]) und „erwartete von ihm keinen Widerstand"[163]) gegen die dunklen Pläne des Kriegskabinetts.

Der „Vorwärts" meinte, das Gehen Ludendorffs und das Bleiben Hindenburgs bedeute die Entpolitisierung des Militärs. Das Blatt schreibt wörtlich: „Wenn sein Name (Hindenburg, der Verf.) vielfach zu Dingen mißbraucht wurde, die nicht zur Sphäre des rein Militärischen gehören, so lag das vor allem an seinem bisherigen ersten Ratgeber". Ludendorff bekommt alle Schuld, während Hindenburgs Person „außerhalb kritischer Erörterungen bleibt"[164]); denn „dessen konservative Gesinnung wird von allen respektiert"[165]).

Dieses Gegeneinanderausspielen der beiden Generale durch den „Vorwärts" ist genau so raffiniert abgewogen wie die oben schon gebrachte Feststellung der „Frankfurter Zeitung", daß „Hindenburgs Verbleiben in seinem Amt nur den Beweis gibt, daß dieser oberste Führer des Volksheeres jenes Treiben (d. h. die ‚Stimmungsmache' seines bisherigen Ersten Generalquartiermeisters gegen die ‚Volksregierung' (der Verf.) nicht billigt"[166]). Hindenburg trieb eben keine Politik und „blieb auf seinem Posten und zeigte damit seine Bereitschaft, mit der bürgerlichen Demokratie zusammenzuarbeiten"[167]).

---

[160]) Schmitthenner, a. a. O. S. 303. — [161]) Bauer, a. a. O. S. 108.

[162]) Ebenda S. 254. Diese Äußerung, die damals wörtlich gefallen sein soll, wie Bauer berichtet, konnte man später, so bei der Reichspräsidentenwahl und bei anderen Gelegenheiten hören. — [163]) Ebenda. — [164]) „Dw." vom 27. 10. 1918, Nr. 296.

[165]) „BT." vom 27. 10. 1918, Nr. 550. — [166]) „FZ." vom 28. 10. 1918, 1. M.-Bl., Nr. 299.

[167]) Rosenberg, a. a. O. S. 236.

Digitized by Google

Noch ein weiteres Mal beschäftigt sich die „Frankfurter Zeitung" ausführlich in einem vierspaltigen Leitartikel mit dem General Ludendorff und entwirft hier das Zerrbild von ihm, das besonders vor 1933 in weitesten Kreisen der Weimarer Koalition und des sogenannten nationalen Bürgertums bestanden hat und zum Teil auch nach 1933 noch bestand[168]).

Eingangs wird festgestellt: „Ludendorff war die treibende Kraft - in allem!... Er war groß in allem, was er an Gutem getan, aber er war es auch im Übeln"... „Im Rausch der Erfolge", so fährt das Blatt fort, „stieg er zum höchsten Ruhm empor wie vor ihm nur wenige Menschen... Dreiundfünfzigjährig war er der Beherrscher Deutschlands, der Beherrscher eines gewaltigen Heeres vieler Millionen von Soldaten, zugleich der Beherrscher der öffentlichen Meinung der verbündeten Mittelmächte, mächtiger als ein Kaiser und auch Herr dieses Kaisers, er war die Regierung, er war das Volk, und es ist Deutschlands Schuld, dies alles geduldet, dies gewollt zu haben, und es ist die Schuld von uns allen, auch von denen, die ihm widerstrebten, daß wir unser Schicksal einem General in die Hand gegeben haben, bloß deshalb, weil er siegreich war". Der General wird hier als der Diktator Deutschlands gezeichnet, der in allem und über alles nach militärischen Gesichtspunkten herrschen wollte. „Sein Regime bedeutete die höchste Steigerung der militärischen Idee: es gibt nur einen Gesichtspunkt, und das ist der militärische." Ludendorff ist für das Blatt der größte Militarist, den Deutschland je gehabt, und die Folgen des von ihm aufgebauten Systems waren für Deutschland verhängnisvoll.

Das Blatt kommt dann auf Ludendorffs militärische Leistung zu sprechen. Die großen Siege, die er erfochten hat, waren „nicht so sehr sein persönliches Verdienst, sondern sind hauptsächlich auf die pflichtgetreue Arbeit der Generalstabsoffiziere, vor allem der Operationsleitung" zurückzuführen; denn durch „die Einmischung in die Politik vernachlässigte er seine eigentlichen militärischen Aufgaben, er war so vollkommen in den Bann der Politik geraten, daß er nichts anderes mehr sah als die Ziele, obwohl er die militärischen Mittel längst dazu verloren hatte".

Ja, das Blatt stellt sogar die Behauptung auf, daß Ludendorff sich entweder überhaupt nicht mehr „der fürchterlichen Lage seiner Strategie bewußt gewesen" war (nach dem 8. August 1918) oder „soll man aber umgekehrt glauben, daß Ludendorff seinen unerhörten Irrtum über die Kampfkraft des Feindes und die Möglichkeit eines eigenen radikalen Endsieges auch dann noch nicht eingesehen hatte, als... die Gefahr einer Katastrophe nicht nur in unmittelbare Nähe gerückt war, sondern dann Schlag auf Schlag fiel und immer neue Gewalthaufen der Alliierten gegen uns vorbrachen"... Wenn Ludendorff diese „Gefahr erkannt und seine opferreiche Strategie fortgeführt" hat, „ohne die Politik die grundstürzende Wandlung wissen zu lassen, so ist kein Wort zu hart und keine Kritik vernichtend genug". Hier klingen schon die Untertöne vom Massenmörder Ludendorff an, der sinnlos Tausende von Soldaten opferte; denn was bedeutet es sonst anderes nach dem Sprachgebrauch des Blattes, wenn es von „opferreicher Strategie" spricht. Hat Ludendorff die Gefahr aber nicht erkannt, in der das deutsche Heer sich befand, „dann mögen sich alle diejenigen die Brust zerschlagen, die nicht glaubten, glücklich sein zu können, ohne daß sie

[168]) „FZ." vom 30. 10. 1918, Nr. 301, 1. M.-Bl. „Ludendorff".

Digitized by Google

in ihren Weltenträumen aus einem Menschen einen Gott machen - der Dunst ihrer Räuchergefäße hat Tod und Verderben verbreitet."

Eingehend kommt dann die Zeitung auf den „Politiker" Ludendorff zu sprechen. „Die politische Führung des Reiches hat nicht vermocht" - das stellt man fest - „das Unglück zu verhindern. Bis zum Umsturz fühlte sie sich nicht stark genug, den General in seine Grenzen und zu seinen Fähigkeiten zurückzuweisen. Erst als auch für den Gläubigsten die Niederlage offenkundig war und erst, als die Erde durch den Druck von unten bebte, hat sie sich aufgerafft. So war es dem Siegreichen nicht schwer, sich auf dem politischen Gebiet, in den innen- und auswärtigen Fragen auszubreiten. Er fand bei vielen gerade wegen dieser Schwäche der Politiker Beifall, denn Ludendorff füllte in manchem Fall ein Vakuum aus, einen Raum, den die Unentschlossenheit der Staatskunst und der Diplomatie leer gelassen hatte." Oft hat sie das mit Recht getan, aber Ludendorff verstand das nicht. Man konnte die Ostfragen nicht im voraus und „ohne Rücksicht auf den Westen lösen", wie dies Ludendorff und die alldeutsch-konservative Politik forderten.

„Die Kunst des Abwartens verstand der Feldherr für sich anders als für den Staatsmann: für seine eigenen Taten hat sich Ludendorff die weitesten Fristen gesetzt, von der Diplomatie verlangte er stets rasche Entscheidung." Das Blatt erinnert dann ironisch an die Lösung der Polenfrage: „mit welchem Erfolg ist bekannt; militärisch kein Vorteil, politisch schauerlich". Oder: als das „militärische Interesse" den sofortigen Gewaltfrieden im Osten diktierte, machten sich die Staatsmänner eiligst auf und schlossen die Friedensverträge von Brest und Bukarest.

„Vollends das Baltikum! In allen Gebieten, die Ludendorff in seine militärische Faust bekam, schaltete er und regierte er, wie es ihm der militärische Instinkt des Augenblicks eingab: für diesen Geist - auch in dieser Beziehung ist ja Ludendorff nur der markante Vertreter einer Richtung, einer Weltanschauung - gibt es keine Völker, nur Landmassen, seelenlose Objekte, die nach den Bedürfnissen eines Kriegsplans oder nach strategischen Zukunftswünschen zerrissen werden dürfen.

Herzogshüte, Königskronen und dynastische Herrlichkeit war die Lockspeise nach oben, die Bekräftigung der alldeutsch-konservativen Idee garantierte die Billigung von rechts, und ein „links" oder gar eine Reichstagsmehrheit existierte für den Siegreichen überhaupt nicht. Dabei fehlte ihm jedes Verständnis für die Bedürfnisse der politischen Arbeit, alles Schmiegsame, alles Bedächtige war ihm und den Männern seiner politischen Abteilung ganz unbekannt. Fordern, diktieren, alles kurz und bündig. Die ganze Untugend des barschen, tatkräftigen Soldaten, die auf dem Schlachtfelde Wunder wirken kann, hat ihren verhängnisvollen Einfluß auf die Politik ausgeübt: in Belgien, in Polen, in der Türkei, überall wo es möglich war. Es spielt keine Rolle, ob diese oder jene Handlung von Ludendorff selbst vorgenommen oder von ihm nur gebilligt worden ist: er allein hatte die Verantwortung. Sein System hieß: Annexionismus reinster Art, aber in der Verbrämung der militärischen Notwendigkeit."

Das Blatt bezweifelt es, daß Ludendorff jemals Vernunftgründen zugänglich gewesen sei. Konnte er nämlich seiner Meinung nicht zum Siege verhelfen, dann stellte er den Kaiser vor die Wahl, „der militärischen Forderung recht zu geben oder in kritischer Stunde die Leitung des Generalstabes in andere Hände zu legen", und es bedurfte ja nur eines energischen Vorstoßes der höchsten Militärs, um Bethmann-

Digitized by Google

Hollweg, Valentini und Kühlmann zu beseitigen, um den Tauchbootkrieg durchzusetzen, die Verhandlung in Brest-Litowsk entscheidend zu wenden, die rechtzeitige, damals so eminent wichtige Erklärung über die Wiederherstellung Belgiens zu verhindern und in jeder politischen Entscheidung das zu erlangen, was stets des Beifalls der alldeutsch-konservativen Richtung sicher war. Er konnte es tun, niemand war stark genug, um sich mit ihm zu messen. Einer hätte ihm Halt gebieten können, aber er tat es nicht: der deutsche Kaiser. So taumelten wir dahin, um die alldeutsch-konservative Linie schwankten sie alle, bald mehr, bald weniger, je nach der Kriegslage, je nach dem Wind: Generäle, Staatsmänner und leider auch große Massen des Volkes: Das Bürgertum, die Intelligenz. Bis der Bann brach, bis die strategische Katastrophe der Demokratie die Bahn frei machte, bis Deutschland schauerlich erwachte!"

Also: Ludendorff als Politiker ein Versager, im Grunde genommen, nichts anderes als ein „Annexionist reinster Art", nur Schrittmacher einer alldeutsch-konservativen Eroberungspolitik, der Vertreter des deutschen Imperialismus schlechthin. Letzten Endes war es der General, der den Frieden verhinderte; denn nach dem glänzenden Sieg über Rumänien, der Festigung der inneren und äußeren Stellung unseres Volkes, so bekennt das Blatt, wäre 1917 erneut die Möglichkeit gewesen, „dem Feind ehrlich die Hand zum Frieden zu bieten, einem Frieden, der keinem der Kämpfenden den Sieg gegeben hätte". (Der berüchtigte Frieden „ohne Annexionen und Eroberungen", der Verf.) Der Prüfstein war damals die belgische Frage. Die OHL, und zwar Ludendorff als ihr politischer Exponent, verlangte aber nach weitgehender militärischer Sicherheit in Belgien, nach der flandrischen Küste und nach großen Eroberungen im Osten.

„Der Tauchbootkrieg wurde zur militärischen Angelegenheit, und das Friedensangebot vom Dezember 1916 war mit der Divergenz der Erinnerungen derjenigen belastet, die es erließen. Die Gutachten liegen vor, Holtzendorff versprach die Kapitulation Englands binnen sechs Monaten. Ludendorffs Votum brachte nach Lage der Dinge die Entscheidung; denn die OHL verbürgte sich dafür, daß der Krieg entschieden sei, bevor die amerikanische Hilfe eine Wandlung bringen könne. Außerdem: die Schiffsraumrechnung, das war der erste der beiden schwarzen Tage der deutschen Geschichte. Ludendorff brachte es so wenig wie die anderen, Kleineren, über sich, diesen vermeintlichen Trumpf unausgespielt zu lassen und den Frieden ernsthaft zu suchen." Hatte also nach Ansicht der „Frankfurter Zeitung" Ludendorff den Frieden ernsthaft erstrebt, er hätte ihn haben können, nur sein maßloser Annexionismus hinderte ihn daran. Politisch verblendet, ohne klares Maß für das Erreichbare, „jagte er dem stolzen Ziele jener imperialistischen Phantasie nach: Bezwingung Englands, Weltherrschaft! - - -

Wahrhaftig, kein kleiner, kein schlechter Glaube - aber ein furchtbares Unglück für die Nation."

Ja, noch ein zweites Mal, so stellt das Blatt wiederum fest, hätte der General die Möglichkeit gehabt, den Frieden zu erreichen, und zwar 1917 nach dem günstigen Verlauf der militärischen Kriegführung, dem Zusammenbruch Rußlands und dem Scheitern der Nivelle-Offensive, aber „jedes Augenmaß schien verloren zu sein, Bethmann wurde brutal zur Seite gestoßen" ..., denn Ludendorff „wollte freie Bahn", und so widersetzte er sich erneut „der so dringend notwendigen und geforderten Erklärung

Digitized by Google

über Belgien, er wollte die Ostfragen in seinem militärisch-romantischen Sinne geregelt wissen, und was sein Hauptgedanke war: er wollte jetzt im Herbst 1917 keinen allgemeinen Frieden, der nur ein Friede der Verständigung sein könnte, aus den Brester Verhandlungen entstehen lassen". Ludendorff wird hier als der Verantwortliche für die Verlängerung des Krieges hingestellt und ihm schon im voraus die Schuld für den verlorenen Krieg zugeschoben. Warum hatte Ludendorff eigentlich keinen allgemeinen Frieden gewollt, fragt das Blatt weiter? Doch nur, weil er entschlossen war, „im Frühjahr und Sommer 1918 mit seinem Landheer den Weltkrieg triumphierend zu entscheiden. Er garantierte den deutschen Sieg - und wer hätte es wagen dürfen, den großen Sieger in den Ostkämpfen zu warnen, wem erlaubte die Zensur damals, die Frage zu stellen: wird denn nun nicht der ganze ungeheure Einsatz, der Gewinn von dreieinhalb Kriegsjahren und obendrein die ganze Existenz unseres Vaterlandes auf eine einzige Karte gesetzt? War es nicht dasselbe verwegene Rechnen mit feindlichem Schiffsraum? Ludendorff beherrschte die Presse fast restlos, wie er alles beherrschte, und eine fanatische, diensteifrige Propaganda überschwemmte Deutschland abermals mit kühnsten Prophezeiungen und überzog es weiterhin mit einem Netz von Intrigen."

Hier fügt das Blatt dem Bilde Ludendorffs einen weiteren Stein hinzu: Ludendorff der Vabanque-Spieler, der verwegene Rechner, der Mann, der alles noch einmal auf eine Karte setzte, trotzdem er innerlich schon längst wußte, daß auch sie nicht mehr stach[169]). Und so ist es denn auch gekommen. „Trotz meisterhafter Anlage erreichten unsere Truppen nicht ihr Ziel, weder Amiens, nach Compiègne, noch Chalons. Aber so stark war die Diktatur Ludendorffs, daß er jeden Menschen, der Zweifel am Enderfolg äußerte, unschädlich machte, wie z. B. Herrn von Kühlmann.

Persönlich griff er überall ein, straft rücksichtslos, wenn nicht alles lief wie er wollte - verlor sich dadurch in Einzelheiten -. Er merkte scheinbar nicht oder wollte es nicht merken -, daß er nicht nur vor dem Zusammenbruch all' *seiner Pläne* sondern auch vor dem Deutschlands stand.

Die Wendung kam und alles stürzte mit furchtbarer Wucht zusammen. „Das war der Augenblick, in dem auch ein Starker verzagen konnte - ein Gewaltiger, der ja maßlos enttäuscht und zerschmettert sein mußte. Gleichwohl: ein Ludendorff hätte nicht in Panik geraten dürfen - das Bild ist verzerrt. Das Unergründliche geschah: die deutsche Politik wurde gleichsam über Nacht mit der Erklärung des Bankrotts überrascht. Ein Frevel, - ein Wahnsinn - das Ende!"

Abschließend appelliert das Blatt an das deutsche Volk nicht nur „hart gegen diejenigen zu sein", die es mißleitet haben, sondern auch hart gegen sich selbst: „denn *deutsche Romantik*, *deutsche Selbstüberhebung* und *blinder*, allzu ehrlich empfundener *Haß* haben das Verhängnis nicht minder begünstigt als die *ergebene Folgsamkeit*, mit der das Bürgertum den Trägern einer Weltanschauung huldigte, die seinem innersten Wesen widerstreben muß". Einige anerkennende Worte werden Ludendorff, dem „gestürzten Führer" gezollt, um zum Schluß dann nochmals den Feldherrn anzuprangern. Es heißt da: „Was zurückbleibt ist das

[169]) Ähnlich bezeichnet Scheidemann Ludendorff „einen genialen Hasardeur", Memoiren, 2. Bd., S. 173. Für das Ganze, vgl. H. Delbrück, Ludendorffs Selbstporträt, 10. Auflage, Berlin 1922, ferner H. Delbrück, Entstehung, Durchführung und Zusammenbruch der Offensive von 1918, Gutachten in: Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918. Berlin 1923.

Digitized by Google

unsägliche schmerzliche Gefühl maßlos enttäuschten Hoffens. Sonnentrunken ging der Flug himmelan - zerschmettert liegt Ikarus. Deutschlands Schicksal? Nein, wir wagen es, zu hoffen und an die Zukunft zu glauben: was zerschmettert ist, ist der Militarismus einer unseligen Vergangenheit. Das deutsche Volk aber lebt."

Wenn dieser Artikel auch beiläufig einige anerkennende Worte für Ludendorff enthält, so ist er doch im Grunde nichts anderes als ein echt jüdisches Pamphlet und vollkommene Entstellung der Tatsachen. Wir dürfen wohl sagen: Das Bild, das die „Frankfurter Zeitung" von Ludendorff und seinem Wirken zeichnet, ist grausam verzerrt, denn sie sieht in ihm nichts anderes als den machthungrigen Diktator und Beherrscher Deutschlands, den extremen Annexionisten, der jedes und alles seinen militärischen, imperialistischen Plänen unterordnet und dabei vielfach nur die Ziele der alldeutsch-konservativen und schwerindustriellen Kreise besorgte. Seine Einschaltung in die Politik brachte Deutschland nur Unheil. Durch seine übersteigerten Forderungen verhinderte er mehrmals den Frieden (Kriegsverlängerer), obwohl er nicht mehr die Mittel hatte, den Krieg militärisch zu entscheiden. (Vabanque-Spieler). Und das schlimmste, als er dies zu spät einsah, setzte er alles auf eine Karte und opferte sinnlos Tausende von Soldaten (Massenmörder), verlor die Nerven, geriet in Panik - sein Reich war zusammengebrochen (Nervenzusammenbruch). Wir sehen, hier ist von der „Frankfurter Zeitung" ein Bild Ludendorffs entworfen, welches später unzählige Male in der jüdisch-marxistischen und klerikalen Presse wiederkehrte und den Lesern so lange eingehämmert wurde, bis sie es endlich glaubten, daß Ludendorff der brutale Militarist und Annexionist, der Massenmörder und Spieler, der Kriegsverlängerer und bewußte Saboteur des Friedens gewesen sei. Geschickt stellt das Blatt seinen Lesern die Frage, ob Ludendorffs Entlassung Deutschlands Schicksal bedeute. Die Antwort auf die Frage konnte für die „Frankfurter Zeitung" nur verneinend ausfallen. Was zerschmettert liegt, ist nicht Deutschland, sondern der „Militarismus einer unseligen Vergangenheit", ist „Ikarus-Ludendorff, der zum Fluge gegen die Sonne ansetzte und der für diese Freveltat bestraft wurde". „Das deutsche Volk aber lebt", so triumphiert das Blatt und versteht unter diesem Volk doch nur die von Juden geführten anarchistischen Massen.

Überrascht ist man, wenn man den Artikel in der „Vossischen Zeitung", überschrieben „Ludendorff", aus der Feder ihres Chefredakteurs, Georg Bernhard, liest[170]). Man hat zuerst den Eindruck, einen Panegyrikus auf Ludendorff vor sich zu haben, denn hier heißt es: „das deutsche Heer verliert durch das Scheiden Ludendorffs die Mitwirkung eines der größten Soldaten der Kriegsgeschichte" ... oder „Ludendorff war so etwas wie ein Zentrum der Tatkraft, eine Oase männlicher Entschlußkraft inmitten einer Wüste voll öden Sandes, voll Tatenlosigkeit und Zielmangel". Man blickt nach dem Lesen solcher Sätze erstaunt auf und fragt sich, ist dies dieselbe „Vossische Zeitung", in der noch vor drei Wochen aus der Feder Rathenaus, der ja in freundschaftlicher Beziehung zu Georg Bernhard stand, der Artikel erschien,

[170]) „Voss. Zeitung" vom 27. 10. 1918, Nr. 550, A. 298, Leitartikel von Georg Bernhard „Ludendorff".

Digitized by Google

der den ersten entscheidenden Anstoß zur Beseitigung Ludendorffs gegeben hat? Ja, sie ist es geblieben, denn je öfter man diesen Artikel liest, desto mehr sieht man unter dem Feuerwerk anerkennender Worte die Grundansicht des Schreibers hervorschimmern. So wird Ludendorff auch von Georg Bernhard als ein Mensch hingestellt, der, da er nirgends mehr Widerstand fand, sich in seiner Allmacht allwissend und allkönnend dünkte und zum großen Schaden des Reiches „die ganze Denkungsweise seines Spezialgebietes auf alle andern übertrug" ... Dazu war Ludendorff zu „unpolitisch"(!) und sein Hinübergreifen gerade auf das politische Gebiet war der größte Schaden für die Politik des kaiserlichen Deutschlands, und diese Übergriffe und seine Einstellung „zu einer Reihe von Ereignissen" während der jüngsten Zeit, „die mit dem Wechsel in dem System unvereinbar sind", haben seinen Kampf mit diesem herbeigeführt. Dieses Alles-Alleinmachen-Wollen ist auch der Grund für Ludendorffs Sturz. Wenn dies auch etwas unklar und undurchsichtig formuliert ist, so errät man doch leicht, was damit gemeint ist: Ludendorff beugte sich nicht der Auffassung des Prinzen Max und seines Kabinetts, besonders nicht in der Frage der restlosen Kapitulation vor Wilson, deshalb mußte er verschwinden.

Deutlicher als Georg Bernhard wird Maximilian Harden, neben Rathenau einer der führenden jüdischen Köpfe der wilhelminischen Epoche. In einem Vortrag, den er am 6. November in der Berliner Philharmonie hielt und der in der „Zukunft" vom 16. November 1918 (Nr. 6) abgedruckt wurde unter dem Titel: „Gott ist mit uns", „rechnet" dieser haßerfüllte Hebräer mit dem zusammengebrochenen kaiserlichen Deutschland und besonders mit Ludendorff ab.

Zu Beginn dieses Vortrags verwahrt sich der Jude dagegen, dem Prinzen Max und dem Reichstag die Verantwortung für das Waffenstillstandsersuchen zuzuschieben. Verantwortlich für das Waffenstillstandsangebot, so führte er aus, und damit für den Zusammenbruch, den er doch im Innersten erhoffte, ist einzig und allein die OHL mit Ludendorff an der Spitze. Und nun besudelt der „gefürchtete Mann" des kaiserlichen Vorkriegsdeutschlands den Feldherrn des Krieges und gibt von ihm ein Zerrbild, das dem von der „Frankfurter Zeitung" gezeichneten in nichts nachsteht. Dieser Mann, so heißt es hier weiter, besaß eine Macht, „die größer war als die Bonapartes oder eines anderen Sterblichen" ... „Von der Nordsee bis an den Persergolf hing alles an seinem Wink..."

Er ist gescheitert an diesem Machtwahn, denn dieser „bis an den Wesensrand vom Machtgedanken, Machtwillen erfüllte Ludendorff" konnte den Ruf des gequälten Volkes nach Demokratie nicht begreifen und verstehen, da durch seine „Gehilfenschaar nur die Meinung großindustrieller Köpfe bis auf seine Höhe emporgischtete"...

„Allen Menschen seines Schlages mußte der Blick in das neue Licht heftigen Schmerz bereiten... Aber Helle muß sein, und weil sie sein muß, wird sie sein. Eine Welt stirbt, und an ihrer Bahre trauern, die in ihr und durch sie herrschten" und diese zusammengebrochene „Militärmonarchie", deren Exponent Ludendorff vor allem war, weckt auch „kein Genius mehr aus ihrer Gruft, die vom Grau- und Lügenschlamm dieses Krieges entsetzlich besudelt ist."

Aber - und hier klingen uns wieder altbekannte Sätze der „Frankfurter Zeitung" in den Ohren - „über Deutschlands Schmerz, von Trauer, von Zorn und leider auch

Digitized by Google

vom Haß erstarrter Erde wird Licht. Und Deutschlands Volk schreitet erhobenen Hauptes und leuchtenden Blickes in seinen Frühling".

Wenn diese Sätze auch erst zehn Tage nach Ludendorffs Entlassung - und in diesen zehn Tagen hatte sich sehr viel ereignet - gesprochen und sogar erst nach dem Ausbruch der Revolution gedruckt worden sind, so sind sie doch ein weiteres bemerkenswertes Zeugnis des unversöhnlichen jüdischen Hasses gegen Ludendorff und das soldatische Deutschland.

Das Judentum konnte frohlocken: *denn der Sturz Ludendorffs war hauptsächlich sein „Werk", wenn auch nicht von ihm selbst, sondern von seinen Handlangern ausgeführt.* Aber Ludendorffs Weggang genügte den Totengräbern Deutschlands noch nicht; für viele von ihnen bedeutete er erst „den Anfang des Abbaues des Militärsystems", wie das auch von Juden geleitete Organ der Unabhängigen, die „Leipziger Volkszeitung", schreibt. Sie erblickt in der Beseitigung Wilhelms II. erst den Schlußakt[171]).

Ein anderes, auf dem linken Flügel der Mehrheitssozialisten stehendes Blatt, die „Münchener Post", wundert sich über die Tatsache, „daß Wilhelm II. noch den Rücktritt dieses ehrgeizigen Gewaltmenschen mitteilen konnte, da alle Welt in dem Glauben lebte, der Rücktritt Wilhelm II. würde dem des Generals vorangehen oder mit ihm gleichzeitig erfolgen[172])".

Diese Blätter fanden dabei freudiges Gehör und vor allem vollständige Unterstützung in der anderen mehrheitssozialistischen und demokratisch-pazifistischen Presse, aber auch im Kabinett des Prinzen selbst, nur daß dessen Mitglieder sich aus taktischen Gründen etwas Zurückhaltung auferlegten. Das Ziel war aber das gleiche.

Eng mit dem Sturze Ludendorffs ist die Frage seiner Nachfolge verknüpft, und deshalb wollen wir noch einige Augenblicke bei seinem Nachfolger, dem General Gröner, der während des Zusammenbruchs eine entscheidende Rolle gespielt hat, verweilen.

Dem Kriegskabinett kam es jetzt darauf an, einen Nachfolger für Ludendorff zu finden, der, um mit den Worten der „Frankfurter Zeitung" zu sprechen, nicht den Ehrgeiz besaß, eine Art „Nebenregierung" zu bilden und es nicht „darauf abgesehen hatte, dem Kabinett dauernd Schwierigkeiten zu bereiten", d. h. man suchte einen General, der in seiner Überzeugung die politischen Anschauungen des Kriegskabinetts teilte und sich außerdem diesem in jeder Form stillschweigend unterordnete.

Nachdem verschiedene andere Kandidaturen in der Öffentlichkeit genannt worden waren, fand man endlich in der Person des Generalleutnants Gröner eine solche „geeignete" Persönlichkeit. Die Ernennung Gröners durch den Kaiser ist nur auf Druck des Kabinetts erfolgt, denn die Mitteilung des Prinzen Max, daß „die Regierung an der Ernennung unbeteiligt sei"[173]), entspricht in keiner Weise den Tatsachen; „als die neue Volksregierung gebildet wurde" - also schon vier Wochen vorher - „richteten sich sofort die Blicke auf General Gröner. Man dachte ihn zum Kriegsminister in Preußen zu ernennen. Mit Rücksicht auf seine württembergische Staatszugehörigkeit wurde damals darauf verzichtet"[174]). Aber man behielt ihn für andere Verwendung

[171]) „Leipziger Volkszeitung" vom 28. 10. 1918, Nr. 252.
[172]) „Münchener Post" vom 28. 10. 1918, Nr. 252.
[173]) Prinz Max, a. a. O. S. 512. — [174]) „SZ." vom 2. 11. 1918, Nr. 304, 2. M.-Bl.

Digitized by Google

im Auge. Daß die Regierung den Wunsch äußere, „Hindenburg in der Wahl seiner Mitarbeiter freie Hand zu lassen"[175]), ist berechnende Taktik gewesen. Sie wußte, daß der Generalfeldmarschall „ihrem" Kandidaten kein Hindernis in den Weg legen würde. Gröner selbst dürfte vorher nichts gewußt haben. Als Zeuge im Dolchstoßprozeß äußerte er sich über seine Ernennung folgendermaßen: „Am 30. Oktober traf ich in Spa ein, zum Nachfolger von General Ludendorff ernannt, ohne daß ich vorher befragt worden wäre". Er wiederholt diese Aussage, in dem er erklärt: ... „Die Ernennung ist aber erfolgt, ohne daß ich gefragt worden bin und ohne daß man Rücksprache mit mir genommen hätte über die Schritte, die zu geschehen hätten"[176]).

Gröner war damals schon eine viel umstrittene Persönlichkeit, und seine Ernennung erfuhr besonders in nationalen Kreisen stärkste Ablehnung. Gleich dem Vizekanzler von Payer und den Staatssekretären Gröber, Haußmann und Erzberger war er Württemberger und diesen Parlamentariern nicht nur stammesmäßig, sondern vor allem auch in ihren politischen Gedankengängen verwandt. (Dies zeigte sich sowohl bei der Entthronung Wilhelm II. als auch ganz besonders in der Nachkriegszeit, als General Gröner zum eifrigsten Mitarbeiter des Zentrumskanzlers Brüning wurde. Er war es ja, der noch in letzter Minute durch Verbot der nationalsozialistischen Formationen versuchte, die „Weimarer Republik" zu retten. Als dieser ganz und gar „unpreußische" Soldat in der Stadt der Preußenkönige starb, hat das nationalsozialistische Deutschland davon keine Notiz genommen und unbeachtet und ohne militärische Ehren ist der letzte Generalquartiermeister des kaiserlichen Deutschlands beigesetzt worden.)

Als Kronprinz Wilhelm von der Ernennung Gröners zum Nachfolger Ludendorffs erfuhr, ließ er sich sofort mit Hindenburg verbinden und beschwor diesen „eindringlich und im klaren Erkennen dessen, worum es hier ging, diesen Gedanken aufzugeben, nicht diesen Mann zu wählen, dem nichts von jenem Geist inne wohnte, der jetzt noch allein retten konnte, was zu retten blieb. Hindenburg, der wohl glaubte, der Reichsregierung nachgeben zu sollen, war anderer Ansicht", so stellt der Kronprinz fest, „und am nächsten Tage war die Ernennung des Generals zum Ersten Generalquartiermeister erfolgt"[177]).

Der Generalfeldmarschall hat bei dieser Zustimmung zur Ernennung Gröners zum Generalquartiermeister wohl weniger daran gedacht, „der Reichsregierung nachzugeben", wie Kronprinz Wilhelm meinte, sondern er glaubte auch hier vielmehr, dem Befehl seines obersten Kriegsherrn unbedingt gehorchen zu müssen und sich deshalb der Ernennung Gröners nicht widersetzen zu dürfen. Oder sollte nach dem Weggang Ludendorffs Hindenburg schon schweigend darauf verzichtet haben, sein Veto noch einmal in die Wagschale zu werfen? Wir wissen es nicht; denn „Einblick in die letzten

[175]) „BT." vom 30. 10. 1918.

[176]) Hans Herzfeld, Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkrieg, Leipzig 1928. (Zeugenaussagen von Generalleutnant Gröner während des Dolchstoßprozesses, S. 351/52.)

[177]) Kronprinz Wilhelm, a. a. O. S. 263. Auch Generaloberst Graf Kirchbach vermerkt in seinem Tagebuch über die Abreise seines bisherigen Stabschefs Gröner aus Kiew: „Meine letzten Worte an ihn waren: Mein lieber Gröner, nun entdecken Sie Ihr preußisches Herz!" Mitgeteilt bei Frentz, a. a. O. S. 59, Anm.

Digitized by Google

Tiefen seiner Seele hat er niemand gestattet"[178]). Auch wird Hindenburg, der sich, so lange Ludendorff da war, selten um „Politik" gekümmert hatte, die politische Einstellung Gröners kaum gekannt haben. Nur so ist es eigentlich zu verstehen, daß er „von Ludendorff zu Gröner überging" - die doch zwei Antipoden von Weltanschauung und Charakter waren - „und so dem Kaiser, der für ihn alles war, den schlechtesten Dienst erwiesen hat"[179]).

Hier zeigte es sich wieder deutlich, wie schädlich es sich auswirken konnte, wenn der höchste Soldat der Armee nur wenig Kenntnis von der politischen Lage und der politischen Einstellung seiner nächsten Mitarbeiter hatte[180]).

Der neue Genealquartiermeister, der **persona grata**[181]) bei den Mitgliedern des Kriegskabinetts war und auch eine gute Presse bei den liberal-jüdischen Blättern fand, war Erich Ludendorff weder an militärischen noch charakterlichen Fähigkeiten ebenbürtig. Dazu fehlten ihm vor allem die für einen Soldaten notwendige Härte, Entschlossenheit und Einsatzbereitschaft. Anstatt den revolutionären und zersetzenden Strömungen in der Heimat energischen Widerstand zu leisten, lieh er diesen nur zu bald ein geneigtes Ohr und ließ sich von ihnen treiben.

So verlor Deutschland durch die Entlassung Ludendorffs nicht nur seinen größten Feldherrn, sondern auch die Armee ihre beste Stütze und ihren inneren Halt. „Trotz der Ernennung Gröners blieb in Wirklichkeit der Posten des Ersten Generalquartiermeisters, der im Volk und im Heer eine Idee verkörperte, unbesetzt"[182]). Hindenburg, der in politischen Fragen sich immer auf das Urteil Ludendorffs verlassen hatte, vermißte auf diesem Gebiet seinen bisherigen Berater am meisten. Gerade hier war Gröner ein vollkommen negativer Ersatz. Sehr aufschlußreich ist die Feststellung Bauers, daß durch Gröners Eintritt in die OHL diese nicht nur zur vollständigen Ohnmacht herabgedrückt wurde - aus der sich zu erheben sie keinen Versuch mehr unternahm -[183]), sondern daß auch dort allmählich der „demorkatische" Geist und „die Verantwortungsscheu Gröners" ihren Einzug hielten[184]). Der Generalfeldmarschall geriet in politischer Hinsicht immer mehr in Abhängigkeit von seinem neuen Mitarbeiter und „folgte dem neuen Kurs"[185]). Die hinter den Kulissen arbeitenden jüdischen „Berater" des Kriegskabinetts und dieses selbst hatten in der Person des Generals Gröner einen willkommenen Bundesgenossen erhalten. Befriedigt stellt die „Frankfurter Zeitung" fest, daß General Gröner gerade bei der Arbeiterschaft das größte Vertrauen genieße; denn „er war einer der ersten Generäle, die in Arbeiterversammlungen erschienen. Am 12. Dezember 1916 sprach er auf einer gemeinsamen Tagung aller Gewerkschaftsverbände unter stürmischem Beifall der Arbeiterschaft und das Vertrauen

[178]) Frentz, a. a. O. S. 36. — [179]) Bauer, a. a. O. S. 108.

[180]) Auch Schmitthenner sieht in Hindenburgs „unpolitischer" Haltung keinen Vorzug des Generalfeldmarschalls wie die meisten seiner Verehrer. Er schreibt über diese Tatsache: „Der Generalfeldmarschall war in diesem Punkt der typische General des 19. Jahrhunderts, der sich mit Stolz und Bewußtsein auf das rein Militärische zurückzog... Er verkörpert in der Kriegszeit jene Wesensart des Soldaten, die dem einseitigen Heereskrieg entsprach und im Geist des wirklichen Lebens als veraltet und absterbend überwunden werden mußte", Schmitthenner a. a. O. S. 303.

[181]) Scheidemann ist der Ansicht, daß Hindenburg in der Person Gröners einen „verständigen Mann zur Seite" erhielt. Memoiren, 2. Bd. S. 241.

[182]) Frentz, a. a. O. S. 34 .— [183]) Bauer, a. a. O. S. 255. — [184]) Ebenda. — [185]) Ebenda.

Digitized by Google

der Arbeiter ist ihm bis zuletzt geblieben. Sie fanden jederzeit mit ihren Wünschen und Klagen bei ihm ein offenes Ohr, und zum Zwecke einer dauernden Verbindung mit den Arbeiterverbänden berief er den Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes in den Stab seines Kriegsamtes. Sein Vertrauensverhältnis zu den Arbeitern machte ihn aber den großen Arbeitgeberverbänden verdächtig und schwerindustriellen Intrigen, bei denen der Name Duisberg eine Rolle gespielt hat, ist er schließlich zum Opfer gefallen[186]).

Hier stellt die „Frankfurter Zeitung" den „Arbeiterfreund" Gröner dem „Handlanger des Kapitalismus" Ludendorff gegenüber. Während ersterer ein Opfer der Schwerindustrie, besonders des Herrn Duisberg wurde, nur weil er für den Arbeiter ein offenes Ohr hatte und dessen Wünschen Gerechtigkeit angedeihen ließ (ja, er informierte sogar den Juden Haase über die militärische Lage, der Verf.)[187]), war Ludendorff ein Arbeitergegner, dem jegliches Verständnis für die Sorgen und Nöte des Arbeiterstandes abging. Geschickt wird für Gröner Stimmung gemacht, besonders unter der Arbeiterschaft, weil man wußte, daß Gröner der richtige Mann sei, der dem Kriegskabinett keine Schwierigkeiten in seiner Politik bereiten werde. Daß Ludendorff zum mindesten ein ebenso großer Arbeiterfreund war wie General Gröner, wußte die „Frankfurter Zeitung" genau; ebenso wußte sie, daß Gröner in seiner Stellung als Chef des Kriegsamtes einfach mehr Gelegenheit hatte, mit den Gewerkschaften, ihren Funktionären und Mitgliedern in Berührung zu kommen als irgendein anderer General, der an der Front stand, und vor allem mehr Gelegenheit als General Ludendorff. In Wirklichkeit war die Ernennung Gröners für das Frankfurter Blatt nichts anderes als ein willkommener Anlaß, seine Antipathie gegen Ludendorff erneut zum Ausdruck zu bringen und den in seinen politischen Anschauungen ihm verwandten General Gröner als den geeigneten Mann in dieser schweren Zeit hinzustellen.

Gröner hat das „Vertrauen", das Reichskanzler, Kriegskabinett und deren Hintermänner auf ihn setzten, erfüllt. Der letzte Generalquartiermeister des kaiserlichen Deutschlands gehört ebenso wie sein letzter Kanzler zu den Totengräbern des Reiches.

Der 26. Oktober 1918 kann somit als ein Entscheidungstag der deutschen Geschichte und als d e r Todestag des kaiserlichen Deutschlands bezeichnet werden. An diesem 26. Oktober hatten die inneren und äußeren Feinde über das kaiserlich-soldatische Deutschland ihren endgültigen Sieg errungen.

Mit dem Tag der Entlassung Ludendorffs „fand der Dolchstoß in den Rücken der Front seinen eigentlichen Abschluß! Mit dem Abgang dieses Mannes war das Schicksal des Deutschen Volkes besiegelt und der Kampf- und Widerstandswille endgültig gebrochen, der sich in der Person Ludendorffs verkörpert hatte. Die Tragik, die in dem Sturze Ludendorffs liegt, ist zugleich die Tragik des Deutschen Heeres und des Deutschen Volkes"[188]).

---

[186]) „SZ." vom 2. 11. 1918, Nr. 304, 2. M.-Bl. „Erster Generalquartiermeister Gröner".

[187]) Herzfeld, a. a. O. S. 351.

[188]) Holtzmann, a. a. O. S. 558/59 (Vgl. Anmerkung 115).

Digitized by Google

Personenverzeichnis

Alexei (Alekſej Michailowitſch), ruſſiſcher Zar 55

Bake, Joachim 172 A 140
Bauer, Max 152, 165 A 104, 166 A 109 u. 171, 168, 169, 175 A 149, 178 A 161 u. 162, 187
Beneſch, Eduard 97
Bergſon, Henri 17
Bernhard, F. 150 A 19
Bernhard, Georg 173, 183, 184
Bernſtein, Eduard 173, 176 A 154
Bethmann Hollweg, Theobald v. 159 A 66, 175, 180/181
Bismarck, Otto von 92, 130, 135, 136, 137, 140, 157
Blomberg, Werner von 166 A 110
Blume, Hellmuth 167 A 114
Boehm, Max Hildebert 108
Bolland 17
Bonaparte, ſ. Napoleon I.
Bothmer, Felix Graf von 94
Bredt, Viktor 150 A 18
Breucker, W. 150
Breughel, Pieter 17
Brouta 172
Brüning, Heinrich 186

Chamberlain, Houſton Stewart 172 A 140
Chlodwig, Frankenkönig 132
Clauß, Ludwig Ferdinand 71
Clemenceau, Georges 110
Cohn, Emil 173 A 143
Cohnſtaedt, Ludwig 171, 172
Cohnſtaedt, Wilhelm 171
v. Crüwell, General 72
Curtis, Theodor 171

Dante Alighieri 112
Dehmel, Richard 117
Delbrück, Clemens von 156
Delbrück, Hans 182 A 169
Derfflinger, Georg Freiherr von 132
Diebold, Bernhard 171
Direnberger, Erwin 165 A 108
Doſtojewskij, Feodor Michailowitſch 81
Draudt, Major 177
Dreyfus, Alfred 15
Drill, Robert 171
Duisberg, Carl 176, 188

Ebert, Friedrich 153, 154, 155, 159 A 66
Egeth, Franz 100, 102
Egeth, Wilhelm 100
Eigenbrodt, Auguſt 176 A 154
Eisner, Kurt 167
Ermanarich, König der Oſtgoten 34
Erzberger, Matthias 186
Eugen, Prinz von Savoyen 134, 142

Faulhaber, Michael 106
Feder, Gottfried 101 A 12
Fichte, Johann Gottlieb 135
Fiſcher, Oskar 102
Flex, Walter 122, 123
Foch, Ferdinand, Marſchall 101, 145
Fock, Gorch (Johann Kinau) 123
Frank, Walter 11 A 1, 18 A 3, 148 A 11
Franz Joſeph, Kaiſer von Öſterreich 92
Freitag, Ferdinand 171
Frentz, Hans 162, 163 A 88, 164 A 97 u. 101, 165 A 105, 166 A 112, 167 A 117 u. 119, 170 A 134, 186 A 177, 187 A 178 u. 182
Friedrich I., (Barbaroſſa) deutſcher Kaiſer 116, 132

Digitized by Google

Friedrich II., deutscher Kaiser 132
Friedrich II. der Große 113, 132, 134, 142
Friedrich Wilhelm I., der Große Kurfürst 132

Gallwitz, Max von 156
Gambetta, Léon 168
Ganz, Hugo 172
Giesen, Alexander 171
Gneisenau, Neithardt von 135
Göring, Hermann 102
Goethe, Johann Wolfgang von 135
Goldschmidt, Sally 171
Goldstein, L. 171
Gröber, Adolf 153, 186
Gröner, Wilhelm 162 A 81, 185, 186, 187, 188
Groth 172
Guderian, Heinz 36
Günther, Erich 171
Gustav Adolf, König von Schweden 116
Gutmann, Bernhard 171

Haase, Hugo 188
Haeften, Hans von 147, 151, 154, 157 A 57, 160, 161, 162, 164, 165, 167
Hahn, Kurt 151, 152
Haller, Johannes 107
Haniel von Haimhausen, Edgar 157, 158, 174 A 147
Harden (Witkowski), Maximilian 148 A 11, 176 A 153, 184
Haußmann, Konrad 153, 186
Haydn, Joseph 113
Hecht, Hugo 102
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 135
Heilborn, Ernst 172
Heimann, Hugo 173
Heinrich der Löwe 116
Heinrichsdorff, Wolff 172 A 140
Held, Heinrich 104, 105, 108
Heldt 172
Herke, Günther 5, 61 A 7, 62
Hertz 172
Herzfeld, Hans 186 A 176, 188 A 187
Hindenburg, Paul von 113, 149, 153, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 167, 168, 169, 170, 176, 177, 178, 186, 187
Hintze, Paul von 158 A 63
Hirsch, Bertha, verh. Stampfer 173 A 145
Hitler, Adolf 25, 27, 34, 57, 61, 62, 76, 77, 81, 99, 101, 102, 103, 106, 107, 108, 112, 113, 118, 123, 132, 142
Hoffmann von Fallersleben, Franz 113
Hohenlohe-Langenberg, Ernst Fürst zu 177
Holtzendorff, Henning von 181
Holtzmann, Robert 167 A 115, 188 A 188
Horckheimer 172

Iro, Karl 92, 93

Jacobson, Emmy, verh. Freifrau von Lersner 158 A 62
Jakobsohn, Paul 171
Joseph I., deutscher Kaiser 134
Joseph II., deutscher Kaiser 41, 133
Jung Rudolf, 99, 102

Kahn, Ernst 171
Kahn, Otto 172
Karl der Große 116
Karl I., Kaiser von Österreich 94
Karl XII., König von Schweden 34, 35
Katharina II., Kaiserin von Rußland 134
Keim, August 167 A 154
Kettel, Wilhelm 37
Kerenskij, Alexander Feodorowitsch 94
Kernstock, Ottokar 137
Kirchbach, Günther Graf von 186 A 177
Klages, Ludwig 17
Knirsch, Hans 99
Konradin von Hohnstaufen 132
Krebs, Hans 99
Krepek 92, 93
Kröger 156
Kudlich, Hans 135
Kühlmann, Richard von 175, 181, 182
Kuhl, Hermann von 153 A 32, 168, 169
Kuttner, Erich 173

Lachmann-Mosse, Hans 173 A 143
Lassewitz, Waldemar 171
Lauinger, Artuhr 171
Lenin (Uljanow), Wladimir Iljitsch 58
Lepère, Herbert 173
Lersner, Alfons Freiherr von 158 A 62
Lersner, Kurt Freiherr von 157, 158, 174 A 147
Lessing, Gotthold Ephraim 135
Levetzow, Magnus von 159, 160 A 69-71
Levysohn, Arthur 172 A 141
Loeb, Paul 150
Löns, Hermann 123
Löser, Barbara, verh. Pleyer 91, 92
Lorsch, Adolf 171
Loßberg, Fritz von 153 A 32
Ludendorff, Erich 7, 102, 103, 105, 106, 107, 143-188

Digitized by Google

Ludwig XIV., König von Frankreich 110
Luise, Königin von Preußen 142
Luther, Martin 130, 131, 133, 137, 141

Marbod, Markomannenfürst 132
Maria Theresia, deutsche Kaiserin 116, 134, 142
Marx (Mardochai), Karl 58
Masaryk, Tomas 97
Matt, Franz 103, 105
Maurice, General 168 A 120
Max, Prinz von Baden, Reichskanzler 146-173, 176 A 153, 177, 184, 185, 188
Mencke-Glückert, E. 169
Mensing 177
Miller, Alfred 167 A 114
Moltke, Helmut von, d. Ä. 134
Moser, Otto von 169, 170, 175 A 148
Mosse, Emil 173 A 143
Mosse, Emilie 173 A 143
Mosse, Hans, s. Lachmann-Mosse
Mosse, Rudolph 172 A 141, 173
Mudra, Bruno von 156
Müller, Karl Alexander von 104
v. Mumm 151

Nachmann, Fritz 171
Napoleon I., Bonaparte 175, 184
Ney 172
Niemann, Alfred 156 A 54, 159 A 67, 160 A 69-71, 162, 163 A 91, 164
Nikolaus V. (Tomaso Parantucelli, Papst 107

Oskar, Prinz von Preußen 93
Otto I. der Große 130

Parantucelli, Tomaso, s. Nikolaus V.
Paul, Prinzregent von Jugoslawien 33
Payer, Friedrich von 158, 159, 160, 161, 163, 165, 186
Peter I. der Große, russischer Zar 55
Pfeffer, Karl Heinz 18
Pleyer, Barbara geb. Löser 91
Pleyer, Franz 90, 92
Pleyer, Kleo 5, 73, 76, 87-124, 127 A 1
Pleyer, Joseph 90, 91
Pleyer, Wilhelm 90, 91, 92, 93, 94, 97, 100, 102

Raabe, Wilhelm 113
Rabenau, Friedrich von 164 A 98-100
v. Radowitz 151
Rathenau, Walter 148, 149, 150, 152, 166, 167, 170, 171, 183, 184
Rießer, Jacob 153
Roedern, Siegfried Graf von 153, 161
Rößler, Hellmuth 18
Rohrbach, Paul 151
Rommel, Erwin 70, 72
Rosegger, Peter 137
Rosenberg, Arthur 169, 170, 178 A 167
Roth 105
Rupprecht, Kronprinz von Bayern 158 A 61

Scheer, Reinhardt 159
Scheerauer, Till 91 A 7
Scheidemann, Philipp 153, 182 A 169, 187 A 181
Scheüch, Heinrich 150, 159, 160
Schewtschenko, Taras Grigorjewitsch 59
Schiff, Jakob 150
Schmitthenner, Paul 168, 169, 178 A 160, 187 A 180
Schönerer, Georg, Ritter von 92, 96, 137
Schubart, E. 150 A 19
Schulenburg, Friedrich, Graf von der 153 A 32
Schweitzer, Julius Georg 171
Schwertfeger, Bernhard 159 A 68
Schweyer, Franz 105
Seeckt, Hans von 164 A 98-100
Simon, Heinrich 171, 172
Simon, Kurt 171, 172
Simon, Therese, geb. Sonnemann 171, 172
Simons, Walther 151, 160 A 68
Solf, Wilhelm 151, 153, 161
Sonnemann, Loeb 171
Sonnemann, Therese, verh. Simon 171, 172
Spahn, Martin 108
Spatz, Samuel 149 A 17
Stalin (Djugaschwili) Josef 22, 58, 81
Stampfer, Eduard bzw. Ezechiel 173 A 145
Stampfer, Friedrich 166 A 109, 173
Steding, Christoph 16, 20, 74, 117
Stegemann, Hermann 168
Stein, Günther 172
Stein, Hermann von 147
Steinherz, Samuel 100
Stern, Hermann 171
v. Storz, 150 A 19
Stresemann, Gustav 153

Digitized by Google

Theoderich, König der Ostgoten 132
Timoschenko, Semen Konstantinowitsch 77, 82
Treitschke, Heinrich von 137

Uhland, Ludwig 135

Valentini, Rudolf 175, 181

Wächter 93
Wahl 172
Wallenstein, Albrecht von 116
Warburg, Felix 150
Warburg, Max 150, 151, 152, 167, 170
Warburg, Paul 150, 151
Weidauer, Günther 165 A 106
Weisbecker 171
Widukind, Herzog 116
Wilhelm I., Deutscher Kaiser 93, 132
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 142, 147, 149, 152, 153, 156, 159, 161, 162, 163, 164, 165, 167, 169 A 133, 177, 179, 180, 181, 184, 185, 186, 187
Wilhelm, Deutscher Kronprinz 168, 169, 177, 186
Wilhelm I., der Eroberer 15, 16
Wilson, Woodrow 147, 149, 153, 154, 155, 157, 159, 160, 161, 167, 168, 177, 184
Winterfeldt, Detlof von 160
Wladimir I., Großfürst von Kiew 53
Wolff, Theodor 172, 173 A 145

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google